Theodor Storms lyrisches Schaffen.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen Philosophischen Fakultät der Universität Marburg

vorgelegt von

Bruno Peyn

aus Hamburg.

Marburg 1913.

Druck von August Hoffmann, Leipzig.

Spezialdruckerei für Dissertationen

Von der Philosophischen Fakultät als Dissertation angenommen am 14. Mai 1911.

Berichterstatter: Prof. Dr. Ernst Elster.

Inhaltsverzeichnis.

Kapitel III.

Gestaltung des Stiles und Versbau.

Kapitel IV.

Ein Gesamtbild von Storms lyrischem Schaffen.

Literatur.

Theodor Storm. Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 8 Bänden. Braunschweig 1898.

Theodor Mommsen, Theodor Storm, Tycho Mommsen. Liederbuch dreier Freunde. Kiel 1843.

Theodor Storm. Sommergeschichten und Lieder. Berlin 1851.

— Gedichte. 1. Aufl. Kiel 1852. 2., 3., 4., 5., 6., 7. Aufl. Berlin 1856, 1859, 1864, 1875, 1880, 1885.

Deutsche Liebeslieder seit Johann Christian Günther, herausgegeben von Theodor Storm. Berlin 1859.

Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius, herausgegeben von Theodor Storm. Hamburg 1870.

Theodor Storm. Lieder der Liebe v. M. Ant. Niendorf. (Besprechung.) Im Literatur-Blatt des Deutschen Kunstblattes. Herausgegeben v. Frd. Eggers. 5. Jahrgang. 1854. Nr. 4.

— Lieder von Julius von Rodenberg. (Besprechung.) Ebd. Nr. 7.

— Neunzig Lieder und neun polemische Episteln von Carl Heinrich Preller. (Besprechung.) Ebd. Nr. 7.

— Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn v. Klaus Groth. (Besprechung.) Ebd. Nr. 19.

C. C. T. Litzmann. Emanuel Geibel. Berlin 1887. (Darin Storm über seine Lübecker Zeit.)

Theodor Storm. Nachgelassene Blätter. Deutsche Rundschau. Bd. 57. 1888. S. 341—46.

Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben v. Jakob Bächtold. Stuttgart 1891. (Briefe Storms v. 1850—1865.)

Theodor Storms Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853 bis 1864. Herausgegeben von G. Storm. Berlin 1907.

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh. Veröffentlicht von Paul Kuh. In Westermanns Ill. D. Monatsheften. Bd. 67. 1890. Briefe v. 1870—1875.

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. 1. Aufl. Berlin 1904. 3. Aufl. ebenda 1909. Briefe v. 1877—1886.

Chronik der Familie Esmarch. Herausgeg. v. Ernst Esmarch. Süderstapel 1887. (Darin einige Briefe Storms.)

Hermione von Preuschen. Erinnerungen an Theodor Storm. Deutsche Revue. Jahrg. 24. 3. Viertelj. 1899 (meistens Briefe Storms).

Neue Briefe Theodor Storms v. Ferd. Jansen. Hamburger Nachrichten. Belletrist.-Lit. Beilage 1912. Nr. 45
und einzelne kleine Briefveröffentlichungen mehr.

Alfred Biese. Metaphorisch und rhetorisch. Eine polem. Studie. Zeitschrift f. vergl. Literaturgesch. N. F. 6. Bd. Berlin 1893.

Willrath Dreesen. Romantische Elemente bei Theodor Storm. Bonner Diss. Dortmund 1905.

Joseph Frh. v. Eichendorff. Sämtliche Werke. 2. Aufl. Leipzig 1864.

Hans Eichentopf. Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung. In Beiträgen zur deutschen Literaturwissenschaft. Herausgegeben v. Ernst Elster. Nr. 11. Marburg 1908.

Ernst Elster. Prinzipien der Literaturwissenschaft. Halle 1897. 1. Bd.

Theodor Fontane. Der Tunnel über der Spree. Deutsche Rundschau. Nr. 87. Berlin 1896.

Hermann Heiberg. W. Jensen, Th. Storm u. Kl. Groth. Persönl. Erinnerungen. Der Lotse. Hamburg 1901. 1. Jahrg. Heft 21.

Heinrich Heines Sämtliche Werke. Herausgegeben v. Ernst Elster. Leipzig u. Wien o. J. Bibliogr. Institut.

(Paul Heyse) Eduard Mörike. In Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes. Herausgegeben v. Frd. Eggers. 5. Jahrg. 1854. Nr. 1.

Harry Maync. Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Stuttgart u. Berlin 1902.

Eduard Mörike. Gesammelte Schriften. 4 Bände.
Bd. I. Gedichte. 18. Aufl. Leipzig. 1903.
Bd. II. Erzählungen. 6. Aufl. Leipzig. 1902.
Bd. III/IV. Maler Nolten. 7. Aufl. Leipzig. 1904.

Karl Müllenhoff. Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.

Ludwig Pietsch. Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren. Berlin 1903.

— Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den sechziger Jahren. Berlin 1904.

— Theodor Storm †. Persönliche Erinnerungen. In der Vossischen Zeitung. Jahrg. 1888. 8. 10. 13. Juli.

Erich Schmidt. Theodor Storm. In den „Charakteristiken". Erste Reihe. Berlin 1902.

Paul Schütze. Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Zweite, verbess. u. vermehrte Auflage. Herausgegeben v. Dr. Edmund Lange. Berlin 1907.

Gertrud Storm. Weihnachten bei Theodor Storm. In der „Hausbücherei" der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung". 20. 21. Bd. Hamburg-Großborstel.

Ein ungedrucktes Gedicht Theodor Storms. Mitgeteilt v. Gertrud Storm. Deutsche Rundschau 126. 1906. S. 293—95.

Tempeltey, Ed., Theodor Storms Dichtungen. Kiel 1867.

Ludwig Tiecks Schriften. Berlin 1828—29.

Andere selten oder nur einmal zitierte Arbeiten über Storm sind mit ausführlichem Titel, Erscheinungsort und -jahr aus den auf die Zitate bezüglichen Fußnoten zu ersehen. Dort finden sich auch benutzte Erstveröffentlichungen Stormscher Gedichte mit genauen Angaben vermerkt. Eine ziemlich vollständige Storm-Bibliographie bringt die zweite Auflage von Schützes Biographie, eine fast lückenlose bis Nov. 1908 die „Bibliographisch-literarische Auskunft" v. 19. 10. 08. Es sind z. T. ziemlich wertlose Arbeiten darunter. Ich kann mich hier mit dem Hinweis auf die beiden Verzeichnisse der Storm-Literatur begnügen, da mir alle die von mir nicht angeführten Arbeiten für meine Zwecke nichts boten. Mir konnte in der Hauptsache nur von Belang sein, was Quellenwert besitzt.

Nachdem meine Arbeit abgeschlossen und bereits in Händen des Referenten Herrn Prof. Dr. Elster war, sind noch drei Bücher erschienen, deren ich hier kurz Erwähnung tun möchte. Es sind das: „Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers, herausgegeben v. H. W. Seidel,"[1] „Theodor Storms Lyrik v. Walther Herrmann[2]) und der zweite Band der „Prinzipien der Literaturwissenschaft" v. Ernst Elster.[3]) Soweit es mir noch

[1]) Erschienen Berlin 1911.

[2]) Erschienen Leipzig 1911.

[3]) Erschienen Halle 1911.

möglich war, habe ich bemerkenswerte Äußerungen des neuerschienenen Briefwechsels nachträglich einzuschieben versucht. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß ich ihn erschöpfend nicht mehr habe berücksichtigen können. Meine Stellungnahme zu Herrmanns Arbeit über Storms Lyrik geht aus nachträglich angefügten Fußnoten hervor; ebendort gehe ich auch auf Uneinstimmigkeiten zwischen jener und meiner Arbeit ein. Im übrigen hat sie nicht vermocht, mich im Texte irgendwelche Änderungen vornehmen zu lassen. Räumt jene den weitaus größten Raum einer Inhaltsangabe und Charakterisierung der Gedichte und einer Untersuchung der Lyrik in ihrer Entwicklung ein, so geht meine Arbeit ausschließlich der Entstehung der Lyrik und ihren Ursachen nach.

Eine besondere Freude war mir festzustellen, daß meine Datierung der Gedichte nirgends einen Stoß erleidet und daß ich, trotzdem mir die Hilfskräfte fehlten, die Herrmann unterstützten, bis auf wenige Erstveröffentlichungen alle wichtigeren selbst auch gefunden habe. Zu Dank bin ich hierbei allerdings Herrn Dr. Franz Benöhr verpflichtet, der mich auf erste bei seiner Suche nach schleswig-holsteinischer politischer Lyrik gefundene Veröffentlichungen Stormscher Gedichte, so z. B. in Lewalds Europa, aufmerksam machte.

Was ich Herrn Prof. Dr. Ernst Elster verdanke, wird jeder Einsichtige leicht ermessen können, auch wenn ich den damals noch nicht erschienenen zweiten Band der „Prinzipien", die „Stilistik," nicht benutzt habe. So konnte ich denn auch nicht nach seinem Buche zitieren, obgleich ich im dritten Kapitel meiner Arbeit nach fördernder Anregung in seinen Vorlesungen und Seminar mich ihm ganz anschließe.

Theodor Storms lyrisches Schaffen erstreckt sich über einen Zeitraum von wenig mehr als einem Viertel Jahrhundert. Nach dem Tode seiner ersten Frau im Jahre 1865 stockt seine lyrische Produktion fast vollständig; es entstehen von da ab in seinen letzten zwanzig Lebensjahren kaum noch bemerkenswerte lyrische Leistungen.

Abgesehen von unbedeutenden Einzelveröffentlichungen tritt Storm zum ersten Male mit den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen im „Liederbuch dreier Freunde“ mit einer Zahl von vierzig Gedichten, die in seinen Studentenjahren entstanden sind, 1843 an die Öffentlichkeit. Diese Jugendlyrik bleibt hinter den Gedichten der Reifezeit, der Zeit von dem Jahre 1843 bis zum Ende seines lyrischen Schaffens, noch weit zurück. Storm selbst hat diese Gedichte des „Liederbuches“ später streng von seiner Lyrik späterer Jahre geschieden. Von den Gedichten der ersten Schaffensperiode, des „Liederbuches“ also, nimmt er einen beträchtlichen Teil überhaupt nicht in seine gesammelten Werke auf, und die Gedichte, denen er aus dieser Zeit Aufnahme gewährt, sondert er von den nach dem Erscheinen des „Liederbuches“ entstandenen Gedichten, indem er diese in einem ersten Buch der Gedichte zusammenfaßt, die aus dem Liederbuch herübergenommenen aber in einem zweiten Buche als „Ältere Gedichte“ vereint.

Sicher schied Storm die Gedichte nicht allein in Hinsicht auf ihre Entstehungszeit, ein tieferliegender Grund wird ihn zu dieser Scheidung veranlaßt haben. Wie wohl meistens, wenn nicht sogar immer, wird der werdende Dichter mit Nachahmungen von ihm geschätzter Vorbilder beginnen, ehe er die Gefühle der eigenen Brust poetisch zu verwerten versteht. Storm kam

als 18jähriger Jüngling, literarisch vollkommen unbewandert, — Uhland hielt er damals noch für einen mittelalterlichen Minnesänger — auf das Lübecker Gymnasium, wo eine Überfülle neuer Eindrücke von bis dahin ihm ganz unbekannten Dichtungen auf ihn eindrang. Eichendorff und Heine wirkten mächtig auf ihn, sie drängten ihn zur Nachahmung, von der sich der Unerfahrene erst allmählich freimachte. Selbständig wird der Lyriker Storm um die Zeit des Erscheinens des „Liederbuches". In diesem regieren noch Eichendorff und Heine; Storm ist ganz Nachahmer. Was ihm an ihnen gefallen, sucht er ihnen nachzumachen. So ist denn eine Untersuchung über Storms Vorbilder in seiner Lyrik um so wertvoller, weil sie uns nicht nur seine Lehrmeister in der Poesie zeigt, sondern uns auch die Entstehung manches Gedichtes erklärt. Erlebnisse, die seine Gefühle mächtig ergreifen und ihn zu poetischem Schaffen antreiben, liegen den allerwenigsten Gedichten der ersten Periode zu Grunde.

Wie gering der Dichter später selbst über diese Gedichte dachte, geht am besten aus einem Brief an Friedrich Eggers hervor. Storm schreibt darin: „Sie übersehen doch nicht, verehrter Kritikus, daß mein 2. Buch Gedichte eigentlich einen Anhang bildet, und, wie die Bezeichnung ‚ältere Gedichte' besagen soll, meist noch ‚Schulbilder' enthält, von denen ich die meisten wohl lieber nicht hätte drucken sollen."[1])

Dann aber tritt der Wandel ein. Storm wird rasch eine freie, selbständige dichterische Persönlichkeit. Das willkürliche und massenhafte Produzieren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen, sieht er ein, beruht auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst. Es muß geradezu das Erlebnis das Fundament des lyrischen Gedichtes bilden[2]). So tritt in den Gedichten der zweiten Periode das Erlebnis an Stelle der Vorbilder.

---

[1]) Storm-Eggers-Brfw. S. 20. Brf. Storms v. 14. März 1853.
[2]) Literatur-Blatt Nr. 4 des Deutschen Kunstblattes 1854 S. 14.

Diese Vorbilder zu erkennen, wird die Aufgabe des ersten Kapitels sein. Zugleich wird deutlich werden, wie sehr Storm von ihnen zu seinen lyrischen Jugendproduktionen getrieben worden ist, wie nur wenigen Gedichten der ersten Periode ein gefühlserregendes Erlebnis zugrunde liegt.

In einem zweiten Kapitel soll dann die Bedeutung des inneren Erlebnisses für Storms lyrisches Schaffen untersucht werden, wie weit gefühlssteigernde äußere Erlebnisse, eine erregte Phantasie und auch ein verstandesmäßiges Denken zur Konzeption seiner Gedichte führen.

Ein drittes Kapitel wird die Gestaltung des Stiles behandeln, auf Grund der Gefühlsanlage, Phantasie- und Verstandesbegabung des Dichters. Daran anschließend wird die Entstehung der metrischen Formen der Betrachtung unterzogen werden.

Ein viertes Kapitel wird ein zusammenfassendes Bild von Storms lyrischem Schaffen zu geben suchen.

Kapitel I.

Storms lyrische Vorbilder.

Entstehung der Jugendgedichte.

Storms Stellung zu deutschen Lyrikern.

Dem Lyriker Storm, der am Ende seines Lebens von sich sagte: „Ich weiß es, ich bin der größte lebende Lyriker,"[1]) haben es nur die wenigsten deutschen lyrischen Dichter recht machen können. Nach seiner Kenntnis unserer Literatur war die Kunst „zu sagen, was ich leide" nur wenigen und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken gegeben.[2]) An Keller schreibt er: „auch den Meistern glückt's darin [in der Lyrik] höchstens ein halbes, allerhöchstens ein ganzes Dutzend Mal"[3]). Was seine besondere Teilnahme erregte und was er von deutscher Lyrik für lebensfähig hielt, hat er uns in seinen Sammlungen „Liebeslieder" und „Hausbuch aus deutschen Dichtern" gezeigt. „Einer seltsamen Mißkennung der Lyrik," die „gegenwärtig im Publikum wie in der Kritik" herrsche, „dem Geltenlassen des Unbedeutenden, des ‚Mittelguts', der Nichtbeachtung oder geringen Beachtung des Bedeutenden"[4]) sollen beide Bücher entgegentreten So sind denn manche Vielgelesene, obgleich sie große Poeten sind, dennoch vergebens darin zu suchen[5]) oder nur mit karger Anzahl von Beiträgen zu finden.

---

[1]) Deutsche Revue. 24. 1899. $_3$. S. 206.

[2]) Hausbuch. IX.

[3]) Storm-Keller-Brfw. S. 39. Brf. Storms v. 15. Juli 1878.

[4]) Liebeslieder XIII.

[5]) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890. S. 101 $_2$. Brf. Storms v. 2. Okt. 1871.

Geibel, einer der meistgelesenen deutschen Lyriker, als Storm zu Anfang der fünfziger Jahre seine ersten kleinen Gedichtbände erscheinen ließ, ist von ihm nur immer sehr bedingt anerkannt worden.[1]) Schon 1854 schrieb Storm über seinen einstigen Lübecker Schulbekannten, er sei „in der deutschen Literatur recht eigentlich der Dichter der schönen Form," seine Troubadourlieder, Schleswig-Holsteinsonette, Lorelei seien Dichtungen, „die augenscheinlich weder aus einem Drange der Phantasie oder des Gedankens, noch der Empfindung, sondern vielmehr aus der anmutigen Gewohnheit musikalischer Rhythmenbildung entstanden" seien. Im Anschluß hieran äußerte er: „Wie schon oft gesagt, die ‚schöne Form' ist ein Gefäß, wo möglich ein goldenes, bereit, den mannigfachsten beliebigen Inhalt zu empfangen; die poetische Form in unserm Sinne sind nur die Konturen, welche den Körper vom leeren Raume scheiden," [2]) Worte, die Storm dreißig Jahre später bei Geibels Tode in Verse brachte und die er schließlich als „Lyrische Form" in die gesammelten Werke aufnahm.[3]) An Keller schreibt Storm, er gebe nicht sein „Oktoberlied" für Geibels ganze Lyrik, d. h. eigentliche Lyrik. Gelten ließ er Geibels nicht streng lyrische Sachen.[4])

Es liegt nahe, daran zu denken, daß bei Storms Beurteilung von Geibels Lyrik ein klein wenig Neid mitgesprochen haben dürfte, Fontanes „Concurrent Geibel" [5]) und Storms eigenes „Poeta laureatus" [3]), auch dies ewige Polemisieren gegen Geibels lyrische Erzeugnisse, wie es z. B. aus den angeführten Belegen deutlich wird, lassen darauf schließen. Denn als Storms Gedichte die zweite Auflage erfuhren, erfreute sich

---

[1]) Storm-Keller-Brfw. S. 197. Brf. Storms v. 14. Juni 1884.

[2]) Literatur-Blatt Nr. 7. des Deutschen Kunstblattes 1854. S. 25 Meine anfängliche Vermutung, daß Storm der Verfasser dieses Aufsatzes sei, ist durch später veröffentlichte Briefe Fontanes (1910), s. Brief. v. 27. 3. 1854 an Storm, bestätigt worden.

[3]) W. VIII. S. 274.

[4]) Storm-Keller-Brfw. S. 197. Brf. Storms v. 14. Juni 1884.

[5]) Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 221.

der fast gleichalterige Geibel schon der vierzigsten Auflage seiner Gedichte. Es wird bei Storms grundsätzlichen Erörterungen über Lyrik auf seine Geibel-Kritik zurückzukommen sein. Es wird sich jedoch zeigen, daß sein abfälliges Urteil zum Teil auch aus anderen Erwägungen floß als aus denen eines überflügelten Konkurrenten. [1])

Von einem anderen zeitgenössischen, überreich mit neuen Auflagen gesegneten Poeten, Bodenstedt, heimelte Storm nur ein Vierzeiler an. [2]) An Chamisso rügte er den gezierten rhetorischen Vortrag.[3]) Freiligrath konnte unseren Dichter mit seiner Reimkünstelei nicht erwärmen, die schon das „Liederbuch dreier Freunde" verspottete.[4]) Verskünstelei war es auch, was ihn viele Gedichte des formgewandten Rückert mit seinen fremdländischen Metra ablehnen ließ, der auch über eine anmutige und beschauliche Reflexion in seinen Liebesliedern nicht hinauszukommen wisse.[5]) Immerhin räumt Storm ihm für die Gedichte, die dem Volkslied nahekommen, wie „Es ist eine Wüstung gelegen" oder „Aus der Jugendzeit," eine ansehnliche Seitenzahl im „Hausbuch" ein. „Bürgers unkritische und ungezügelte Natur läßt nur selten eine reine Produktion aufkommen" [6]). Selbst Storms Freunde wie Keller und Heyse mußten sich mit einem spärlichen Lob begnügen. Der von Keller warm empfohlene C. F. Meyer ist kein Lyriker; „dazu fehlt ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck der Empfindung oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst."[7]) Jüngere aufstrebende Dichter werden mit den Worten abgetan: „Doch, lassen wir die jungen Herren!" [8])

---

[1]) Vergl. dazu Schütze S. 299. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 221/222
[2]) Er. Schmidt Char. I. S. 416.
[3]) Liebeslieder XIX.
[4]) Liederbuch S. 163.; Vergl. auch Er. Schmidt. Char. I. S. 426.
[5]) Liebeslieder XXI.
[6]) Liebeslieder XV.
[7]) Storm-Keller-Brfw. S. 162. Brf. Storms v. 22. Dez. 1882.
[8]) Storm-Keller-Brfw. S. 136. Brf. Storms v. 3. Jan. 1882.

Worte der Anerkennung hat Storm uneingeschränkt nur für wenige Lyriker gehabt. Hebbels reinste und beste Leistungen scheinen ihm in der Lyrik zu liegen.[1]) Ich möchte aus dieser einzigen vorliegenden Äußerung Storms über Hebbels Lyrik nicht Storms unbedingtes Urteil folgern, ist doch die Zahl der in das „Hausbuch" aufgenommenen Gedichte Hebbels nur klein. Storm hat nie etwas für Gedankenlyrik übrig gehabt, und Hebbels Lyrik ist doch zum großen Teil eine solche. Den zweiten bedeutenden Dichter der schleswig-holsteinischen Heimat, Klaus Groth, empfiehlt Storm aufs wärmste, selbst dem des Plattdeutschen nicht mächtigen Schwaben Mörike. Da findet er Erlebnis und leibhaftige Wirklichkeit,[2]) es fehlt jede lehrhafte Tendenz.[3]) Die hochdeutschen Gedichte Groths mit dem überkommenen konventionellen Apparat und der Phrase im allerschlimmsten Sinne[2]) hingegen bedauert er. Den alemannischen Dialektdichter Hebel schätzt er hoch ein. Er bringt den norddeutschen und den süddeutschen Dialektdichter unwillkürlich in Vergleichung und findet, daß Groths Sachen nicht immer so rund sind wie die Hebelschen[3]). Trotz der schönen frühlingsklaren Lyrik blieb Uhlands dichterische Persönlichkeit unserm Dichter schon ferner, „vielleicht weil in der Sammlung der Gedichte die Balladenpoesie einen so breiten Raum einnimmt," zu der er aber niemals ein Verhältnis hat finden können.[4]) Von älteren Dichtern ist ihm nur Matthias Claudius ein lieber Hausfreund; in seinen Novellen erklingt manchesmal ein Lied „seines lieben Wandsbecker Boten," „der in einer Zeit, wo sowohl die poetische, als die musikalische Lyrik in Deutschland sich in konventionelle Tee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerst den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum über-

---

[1]) Storm-Kuh-Brfw. W. Jll. D. M. 67. 1890. S. 104 $_1$. Brf. Storms v. 22. Dez. 1871.

[2]) Literatur-Blatt Nr. 19. d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 75/76.

[3]) Mörike-Storm-Brfw. S. 16. Brf. Storm v. 1. März 1854.

[4]) W. VIII. S. 169/170.

troffen, der Natur-Empfindung wiederfand."[1]) Storm stellt ihn auch an die Spitze seiner Sammlung deutscher Lyrik.

Sein uneingeschränktes Lob aber zollte Storm, der er selbst von Haus aus ein gut Teil Romantik in sich aufgenommen, dem bedeutendsten Lyriker der Romantik, Eichendorff, und den durch diese Richtung in unserer deutschen Literatur besonders geförderten Dichtern, Heine und Mörike. Mit ihnen hat er die Wertschätzung des Volksliedes gemein, aus dem er für sein „Hausbuch" einen ganzen Schatz ausliest. Goethe tritt in Storms Urteil hinter diese seine drei Lieblingsdichter zurück.

Diese vier großen deutschen Lyriker, Eichendorff, Heine, Mörike und in geringem Maße, von Storm selbst weniger als sein Vorbild bezeichnet, Goethe, sind von bedeutendem Einfluß auf Storms lyrisches Schaffen gewesen.

Storms Vorbilder.

1. Die Romantiker, insbesondere Eichendorff.

a) Bedeutung der Romantik für Storms dichterisches Schaffen.[2])

Um Storms Vorliebe für Eichendorffs Poesie recht verstehen zu können, ist eine kurze Bemerkung über die Bedeutung der romantischen Richtung unserer Literatur für Storms dichterisches Schaffen und über seine Beziehung zur Romantik überhaupt vorauszuschicken.

Die Eindrücke seiner Kindheit bildeten den Keim, der, entwickelt, Storm später in Hinblick auf die Romantik in eine Reihe mit Heine und Mörike stellen sollte. Die heimatliche Landschaft mit der „nordischen Sagenstimmung,"[3]) „die Heimat

---

[1]) Hausbuch VIII.

[2]) Vergl. auch Schütze S. 305 ffg.

[3]) W. VI. S. 86.

des zweiten Gesichts,"[1]) zog den Knaben frühzeitig in ihren Bann. Verstärkt wurde die Neigung zum Unheimlichen und Spukhaften der weiten Heide und des einsamen Strandes durch die Sagen- und Märchenerzählungen eines Schulkameraden[2]) und der liebreichen Freundin seiner Jugend, seiner Scheherezade Lena Wies.[3]) Wie groß der Eindruck dieser Erzählungen war, zeigen uns Storms wiederholt in seine Novellen eingestreute Erinnerungen an diese Plauderstunden. Was beide boten, erzählt er uns in seinen 1846 in einem schleswig-holsteinischen Volksbuch veröffentlichten „Geschichten aus der Tonne"[4]) und in seiner Skizze „Lena Wies"[3]): wunderliche und süße Gestalten, verwünschte Prinzen und Prinzessinnen, Schneewittchen und Frau Holle, die drei Spinnfrauen, alte Plaudertaschen wie z. B. in der Schnurre „Se dohn sick wat to gude"[4]) bilden den Inhalt der Erzählungen, oder Lena Wies erzählt auch die Sage von dem gespenstischen Schimmelreiter, der bei Sturmfluten nachts auf den Deichen gesehen wird.[5])

In Lübeck wurde ein Jüngling mit wildschweifender Phantasie und ungezügeltem phantastischen Wollen sein bester Freund, der „etwas Feierliches" an sich hatte, „wie der Meister eines Geheimbundes."[6]) Am Ende seiner Universitätszeit verband Storm herzliche Freundschaft mit den beiden Brüdern Mommsen, beide von romantischem Geiste reichlich angehaucht. In dem „Liederbuche dreier Freunde" sind die meisten ihrer Gedichte mit Irrlichtern, Elfen, Nixen, flinken Gnomen, Kobolden und Mondstrahlen wohl ausgerüstet. Ein liebevolles Versenken in die deutsche Vergangenheit war ihnen mit den Romantikern eigen; wie diese Volkslieder zu sammeln begannen, so suchten Theodor Mommsen und Theodor Storm nach heimatlichen Märchen, Sagen und Liedern.[7])

---

1) Storm-Keller-Brfw. S. 146. Brf. Storms v. 4. Aug. 1882.
2) W. II. S. 213—216. 3) W. III. S. 138 ffg.
4) Volksbuch auf d. Jahr 1846. S. 81 ffg.
5) W. III. S. 142/143. 6) Litzmann, Em. Geibel S. 19.
7) Volksbuch f. d. Jahr 1844. S. 80 ffg.

So fand unser Dichter in seiner Lehrzeit an allen Orten Förderung seiner romantischen Neigungen und Denkart.

Bedeutsamer aber wurde seine Lektüre der Werke der Romantik auf seine Entwicklung. Ein Tieck und ein E. T. A. Hoffmann zeigten ihm, daß und wie solche Neigungen poetisch zu verwerten seien. „Hinzelmeier," „Bulemanns Haus," „Der Amtschirurgus," die „zwei Kuchenesser der alten Zeit" wären ohne jene Vorbilder wohl kaum entstanden. Daß Storm selbst den Romantikern in seiner Dichterlaufbahn einen bedeutenden Einfluß einräumt, zeigt die Tatsache, daß er neben sparsamen Angaben über Dichter, mit denen er schon in Husum bekannt geworden, besonders hervorhebt, von den Romantikern habe er damals noch keinen gekannt, nur Ludwig Tiecks Porträt sei ihm einmal auf dem Umschlage eines Schreibbuches begegnet.[1])

So fehlt es denn nicht an romantischen Elementen in Storms Werken. Die Eindrücke und Anregungen aus der Jugendzeit werden in die Novellen verflochten, Gebilde der Volksphantasie, wie der Sargfisch[2],) wie der Feuermann Eckeneckepenn,[3]) wie der Schimmelreiter,[4]) sind in Storms Schaffen von den ersten Novellen bis zu der letzten zu finden. Die versunkene Stadt wird erschaut,[5]) Schätze werden gesucht und leider durch ein unvorsichtiges Wort nicht gehoben[6]). Träume und Ahnungen spielen eine Rolle[7]). In die Gedichte hat nur wenig von diesem Wunder und Zauberglauben Eingang gefunden. Im „Liederbuch" kommt wohl Traumliebchen im Traum gegangen, im alten Schloß zieh'n viel kleine Menscherlein, der Tannkönig geht mit den Elfen zu Tanz[8]), aber damit ist die Reihe auch vollständig aufgezählt. Später hat Storm nur noch im „Som=

[1]) W. III. S. 128.

[2]) W. II. S. 105. Müllenhoff S. 244.

[3]) Dreesen S. 39.

[4]) W. VII. S. 143. III. S. 142/143.

[5]) W. IV. S. 6/7.

[6]) W. II. S. 19.

[7]) W. VIII. S. 105. VI. S. 76/77.

[8]) Liederbuch S. 125, 70, 26 (VIII. 278).

mermittag"[1]) den Niß Puk gezeichnet, in dem Gedicht „In Bulemanns Haus"[1]) einen Mondscheinspuk dargestellt und im Anschluß an Grimms Märchen die Zwergszene im Schneewittchenmärchen dramatisiert.

Die Neigung zum Phantastischen und Wunderbaren führte Storm ebenso wie die Romantiker zur Märchendichtung. Seine Märchen verraten in Motiven Tiecks und Hoffmanns Einfluß.

Neben diesen Neigungen zeigt sich in den Gedichten sowohl wie in den Novellen ein romantischer Hang zu träumerischer Einsamkeit. Der Dichter schwärmt in Wald- und Meereseinsamkeit. Wildnisse schildert er gern, allerdings ergeht er sich daneben ganz unromantisch[2]) in den Buxbaumschnörkeln der Gärten aus der Zopf- und Puderzeit. Mondenschein ist reichlich nach Tieckschem und Eichendorffschem Muster über diese Szenerien ausgegossen, so daß auch diese Mondscheinpoesie Storm eng zu den Romantikern stellt. Der romantische Wandersinn in die weite, weite Welt drückt sich aber bei Storm nirgends aus; ihn hält ein heimatseliger Bann zeitlebens gefangen. Nur die Kätti in der Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude" packt ein unwiderstehlicher Drang, in die Ferne zu gehen[3]). Näher kommt Storm wieder den Romantikern in der romantischen Sehnsucht, dem sehnsüchtigen Verlangen nach dem Glück, das seinen Widerhall aber nur in den Novellen findet. Dort erblüht auch die blaue Märchenblume[4]). Es ist diese Sehnsucht nicht in Storms Charakter und Lebensgang begründet; als etwas ihm nicht Innewohnendes hat es in seinen Gedichten, wo er sich gibt, wie er ist, keinen Raum. Der romantischen Passivität vieler seiner Novellengestalten steht ebenso eigenartig seine Aktivität, wie sie sich in seinen Gedichten ausdrückt, gegenüber.

Eng auch stellt sich Storm in der Feier der Musik zur Romantik. Er ist ebensoviel Tenorsänger wie Poet[5]). Akustische

---

1) W VIII S. 193, 276. 2) Tiecks Werke IV. S. 58.
3) W. V. S. 265 ffg. 4) W. I. S. 248.
5) Mörike-Storm-Brfw. S. 30. Brf. Storms 1854.

Sinneseindrücke sind bei ihm wie bei den Romantikern mannigfach.

„Musik ist Alles, Alles um mich her!
Tautropfen schlüpfen leis' von Blatt zu Blatt,
Und durch die Gräser streift ein zarter Laut,
Wie Harfensäuseln träumerisch und weich.
Durch jeden Strauch, durch alle Wipfeln rieseln
Ungreifbar leise, halberwachte Stimmen,
Und schwinden hin, und tauchen wieder auf."[1])

Mächtig wirkt Richard Wagner, in dem wohl der romantische Geist seine höchste Vollendung erreicht hat, auf Storm. Nach einer Aufführung im Hamburger Stadttheater versucht er eine Arie aus dem Tannhäuser und singt sie bald vortrefflich[2]). An Mörike schreibt er: „Augenblicklich bin ich ganz hingenommen von Richard Wagners ‚O du mein holder Abendstern' aus dem Tannhäuser. Das ist unsäglich schön."[3])

Zweifellos deuten in Storms ersten Werken einige Jugendsünden auch auf Einfluß der Romantik, zu denen er nur von dieser Seite her verleitet werden konnte. Sein Hinzelmeier ist eigentlich nicht viel anders geartet als Eichendorffs Taugenichts. Besonders deutlich wird das aus einem jetzt gestrichenen Kapitel der ersten Fassung, in dem das Prinzip der Zwecklosigkeit klar zutage tritt: Hinzelmeier zieht seine Pfade, wie sie ihn gerade führen. Bläst ein Bursch' besonders schön das Waldhorn, so zieht er auch wohl ohne viel Bedenken hinter diesem her, „bald nach Osten, bald nach Süden", „dann über sonnige Wiesen, dann auf kühlen Waldpfaden"[4]).

Selbst die romantische Illusionszerstörung, die allerdings durch ihre Frechheit ja leicht den Unerfahrenen zur Nachbildung zu verblenden vermag, wird versucht, wenn es z. B. im „Hinzelmeier" heißt: „Nun fing's in seinem Kopfe an zu schnurren, und die Gedanken arbeiteten rückwärts, weiter und weiter, bis

---

[1]) Schütze, S. 77.
[2]) Brfe in die Heimat, S. 22. Brf. v. 27. Nov. 1853.
[3]) Mörike-Storm-Brfw., S. 34. Brf. Storms Mitte Oktober 1854.
[4]) Volksbuch f. d. Jahr 1851. S. 125.

sie bei dem ersten Capitel dieser Geschichte plötzlich Halt machten.“ [1])

Als junger Dichter versäumt Storm selbstverständlich nicht, auch einmal ganz romantisch in seinem Dichterberuf zu schwelgen, wenn er sich in der Verachtung der Alltagsmenschen als Sonntagskind über die Philister erhebt; z. B.:

„Kaum daß den Wald die ersten Strahlen lichten,
Entflieht mit ihrem Hof Titania;
Auf Weg und Steg spazieren die Philister,
Das wohlbekannte leidige Register.
. . . .
Ich aber hörte wohl das Waldgeläute,
Ein Sonntagskind ist immer der Poet.“ [2])

Alles in allem: Storm steht in mehr als einer Hinsicht den Romantikern nahe. Ihre Fehler aber macht der gereifte Dichter nicht mit, wie denn besonders zu Beginn der siebziger Jahre vieles von dem romantischen Apparat beiseite getan wird. Nur dem Traumhaften und Ahnungsvollen entsagt auch jetzt der Dichter noch nicht. Die zaubersamen Mondscheinnächte aber werden nur noch einmal in dem „Fest auf Haderslevhuus“ verwendet. Doch auch in seiner ersten, romantischen Periode weiß Storm in der Anwendung romantischer Motive weise maßzuhalten, besonders in der Anwendung des Wunderbaren und Übersinnlichen. Nie wird er ein Spielball wild schweifender Assoziationen, wie die Romantiker es so oft werden, immer behält er die Fäden, mit denen er jenes Phantastische und Übernatürliche in seinen Erzählungen verknüpft, wohlgeordnet, unverwirrt in Händen.

Die Lyrik der Romantiker im besonderen ist, mit Ausnahme der Lyrik Eichendorffs, kaum von Bedeutung für Storms Schaffen geworden. Dafür reichte die „zerfahrene Weise“ [3]) ihrer Liederdichtung, „das zusammenhanglose Stammeln“ [3]) nach der falschverstandenen Manier des Volksliedes nicht aus. Beachtenswert schien ihm in ihrer Lyrik nur ein Zug, der sich nicht

---

[1]) W. III. S. 16.
[2]) W. VIII. S. 276.
[3]) Liebeslieder XVIII.

selten in seinen eigenen Gedichten ausprägt, der bei ihm aber nicht durch den Einfluß romantischer, sondern Heinescher Lyrik gefördert wurde. Storm schreibt darüber in der Vorrede zu den „Liebesliedern": „Die Romantiker suchten besonders das, was wir ‚Stimmung' zu nennen pflegen, in ihren Gedichten auszubilden, indem sie neben der Empfindung die äußere Umgebung, welche sie hervorgerufen oder auf sie eingewirkt hatte, in die Darstellung hineinzogen"[1]). Aber dieses Darstellungsmittel wog nicht die Schwächen ihrer Lyrik auf: „. . . fast in keinem ihrer Lieder ist der Strom der Empfindung stark genug, daß er die Phantasie des Dichters sich hätte dienstbar machen können. So geschah es denn, daß sie fast überall in den Detailanschauungen hängen blieben"[1]). Diesem Urteil entspricht ganz die Bedeutung der Lyrik eines Tieck, Brentano oder Arnim für Storms lyrisches Schaffen. Tiecks immerhin nicht gerade gering zu nennende Bedeutung für Storms erste Novellen und seinen Märchenzyklus[2]) könnte auf eine ähnliche Bedeutung für seine Lyrik schließen lassen, aber kein sicheres Exempel rechtfertigt diese Vermutung. Gegen eine solche spricht auch Storms eigenes Urteil über Tiecks Lyrik, daß nur „ein einzelnes Mal, wie in dem . . . ‚Herbstliede', ein hinreißend süßer Ton" hervorbräche, daß das Naturgefühl aber sonst selten über ein „zusammenhangloses Stammeln" hinauskäme[1]), und sprechen auch die zwei Seiten Tieckscher Lyrik im „Hausbuch".

Als Kuriosum mag noch angeführt werden, daß sich ein Tieckscher Vers aus dem „Blaubart" des Phantasus zweiten Teil:

„Wie rauschen die Bäume
So winterlich schon;
Es fliegen die Träume
Der Liebe davon!"

---

[1]) Liebeslieder XVII.

[2]) Vergl. Schütze S. 193; Dreesen, Romant. Elem. bei Th. St. S. 37; Eichentopf, Th. Sts. Erzählungskunst S. 9, 10, 14; Vergl. auch den „verdorrten", „eingeschwundenen" Bulemann mit dem eingeschrumpften, kleinen Metallfürsten, Tieck, Werke IV. S. 373; Auch des Motiv des durch seinen

wörtlich in den ersten Auflagen von Storms Gedichten findet. An der oben ausgesprochenen Ansicht über die Bedeutung Tiecks für Storms Lyrik kann dieser einzige Vers, zugleich das einzige Beispiel, das uns Tieck in Storms Gedichten zeigt, natürlich nichts ändern. Wie ich höre, hat Storm den Vers lange in gutem Glauben unter seinen eigenen Gedichten angeführt, bis er eines Tages den Irrtum bemerkte[1]. Von einem „Seht! wenn ein Dichter Verse eines anderen so ganz als seine eigenen empfindet, so muß eine innige Verwandtschaft zwischen beiden bestehen!" kann bei diesem kurzzeiligen Vierzeiler nicht die Rede sein.

Neben Tieck und Eichendorff wird nur noch Arnims und Brentanos Erwähnung getan[2]: bei beiden zeige sich eine der Tieckschen ähnliche Unfähigkeit zur Hervorbringung geschlossener Kunstwerke, namentlich in der Lyrik. Arnim „vermag fast nirgends seinen Stoff zu einer klaren Gestaltung herauszubilden"[3]. „Brentanos Lyrik dagegen scheint . . . wesentlich von der Melodie gemacht zu sein"[2]. Er schafft so Gedichte, denen Lebenserfahrungen zu Grunde liegen, „welche mit den im ersten Teile der gesammelten Schriften enthaltenen Liedern in ebenso unerfreulichem, als sprichwörtlichem Zusammenhange stehen"[3]. Die Auswahl aus ihren Gedichten bleibt darum in Storms beiden Sammlungen nur klein. Es ist irreführend, wenn Schütze sagt: „Dann kommen (im ‚Hausbuch') die Romantiker, unter denen Brentano und Eichendorff für die Lyrik am ausgiebigsten sind"[4].

Diebstahl die Liebenden trennenden Raben, Tieck Werke IV. S. 332 u. Storms W. III. S. 33.

[1]) Der Vers beginnt bei Storm genau: Es rauschen die Bäume . . . . Aufgenommen in die ersten Auflagen, z. B. 2. Aufl. 86. Bei Tieck i. Phantasus II. Teil, Werke V. S. 37. Herr Justizrat Storm in Husum machte mich darauf aufmerksam, daß irgendwo in den Gedichten seines Vaters ein Tieckscher Vers enthalten sei, der aber aus den letzten Ausgaben beseitigt wurde, als Storm selbst den Irrtum voll Erstaunen entdeckte.

[2]) Liebeslieder XVIII. Eine Bemerkung über Dorothea Veith ist hier belanglos.

[3]) Liebeslieder XVIII. [4]) Schütze S. 294.

Wie kann man Eichendorff mit 22 Gedichten und Brentano mit 4 so zusammen nennen? Mit 4 Gedichten ist Arnim auch vertreten! Ich möchte auch nicht Storms „Ständchen", wie Schütze es tut [1]), zu Brentanos „Hör', es klagt die Flöte wieder" stellen. Inhalt und flotter Ton weisen vielmehr auf Heine, bei dem ebenso gut wie bei Brentano Rhythmus und Reimstellung des Stormschen Liedes zu finden sind.

Nach allem darf gesagt werden, daß die bisher erwähnten romantischen Lyriker nicht von Bedeutung für Storms Lyrik gewesen sind.

b) Eichendorffs Bedeutung für Storms Dichtungen.

Von allen Dichtern der Romantik war ihr größter Liederdichter, Eichendorff, von bedeutendstem Einfluß auf Storm. Er nennt selbst unter den Büchern, welche auf der Lübecker Schule seine Lieblinge waren und entschiedenen Einfluß übten Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen" und setzt hinzu „später auch die übrigen Werke Eichendorffs" [2]). Er ist ihm in seiner Verehrung immer treu geblieben. Er ließ sich z. B. nicht durch Mommsens Spott über Eichendorffs Poesie beirren, der in einem beißenden Sonett über die Leere in Eichendorffs Büchern erschrak [3]) und im „Exodus" des Liederbuches seine Abneigung in den Versen bekundete:

„O Mondscheinduft und Lindenglanz, um aus der Haut zu fahren!
Wie seid ihr, Dichter und Gesell'n verblichen mit den Jahren." [4])

Sonst bläst er allerdings ebenso wie sein Freund Storm wacker im Liederbuche das Eichendorffsche Waldhorn.

Als Storm in Berlin im Hause Kuglers den „alten berühmten Dichter Joseph Freiherrn von Eichendorff" kennen lernte, schrieb er bewegt in die Heimat: „In seinen stillen

---

[1]) Schütze S. 95.

[2]) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890. S. 273 $_2$. Brf. Storms v. 21. Aug. 1873.

[3]) Liederbuch S. 160. [4]) Liederbuch S. 166.

blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt . . . Es war mir ein eigenes Gefühl, einen Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, mit dessen Werken ich seit 18 Jahren im intimsten Verkehr gestanden, und der neben Heine schon in meiner Jugend den größten Einfluß auf mich gehabt hat. Ich sagte ihm das auch, und er war sehr herzlich und lieb"[1]). Noch als alter Mann wird unser Dichter durch die Lage seines Hademarschener Hauses an die einst viel mit Eichendorff durchwanderten romantischen Gefilde erinnert, und erfreut schreibt er an Keller: „ich selbst werde von meinem Hause die Aussicht auf wahrhaft Eichendorffsche Wald- und Wiesengründe haben"[2]).

Diese Wertschätzung, wie sie besonders aus dem Briefe in die Heimat spricht, und der „intimste Verkehr" mit Eichendorffs Werken ist unschwer in Storms Schriften wiederzufinden. Aus ihm nimmt er gerne Zitate, der er sonst nur noch seinen Liebling Mörike öfters zitiert. An Keller schreibt er z. B.: „Freund Petersen . . . schmerzte sehr über Ihre Absicht, die badende Judith zu streichen, und gewiß, die Szene ist schön, ‚als machten . . . die alten Götter die Rund'"[3]). Oder es heißt in einem Brief: „Aber mir kommt Eichendorffs Lied in Gedanken, das er in seinen letzten Jahren dichtete:

‚Rüst die Flügel zur Reise,
Denn die Zeit geht schnell.'"[4])

So ist denn nicht verwunderlich, wenn ihm einmal Eichendorffsche Worte in ihrer Originalfassung ungewollt aus der Feder fließen. In der Novelle „Von Jenseits des Meeres" findet sich: „Was war das? Machten die alten Götter die Runde? Es war wohl eine Nacht dazu"[5]).

In Storms Novellistik zeigt sich Eichendorff überhaupt

---

[1]) Brfe. i. d. Heimat S. 35/36. Brf. v. 24. Febr. 1854.

[2]) Storm-Keller-Brfw. S. 52. Brf. Storms v. 18. Febr. 1879.

[3]) Storm-Keller-Brfw. S. 37. Brf. Storms v. 15. Juli 1878.

[4]) Chronik der Familie Esmarch S. 84.

[5]) W. I. S. 264.

nicht selten. Aus Eichendorffs „Marmorbild" übernimmt er, sogar sehr detailliert, seine Marmorbildszene in „Von Jenseits des Meeres"[1]; der ganze „Lusthain" in dieser Novelle mit seinen steilen Laubwänden und regelrechten Einschnitten ist nach Eichendorffschem Muster angelegt, und es ist dem darin Herumwandelnden, „als müsse aus dem Schatten des gegenüberliegenden Ganges eine gepuderte Schöne in Reifrock und Contusche am Arm eines Stutzers von anno 1750 . . . hinaustreten"[2] — wieder ein Bild, das an Eichendorffs „Sonst"[3] gemahnt.

In der ersten Fassung von „Immensee" ging dem Volksliedervortrag eine jetzt gestrichene Reiseerzählung Reinhards voraus. Er erzählt von einer Gondelfahrt bei Venedig; im letzten Sonnenglanz steigt die leuchtende Stadt aus dem Wasser empor[4]. Eichendorff gibt uns in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart" eine ähnliche Schilderung: „An einem schönen Sommerabende fuhr ich einmal auf dem Golf in Venedig spazieren. Der Halbkreis von Palästen mit ihren still erleuchteten Fenstern gewährte einen prächtigen Anblick . . ."[5] usw. Im „Hinzelmeier" deutet ein anderer, jetzt ebenfalls gestrichener Abschnitt auf Eichendorff, hier ist es ein ganzes Kapitel, in dem sich die Rosengartenreflektanten den Einlaß ersingen oder erspielen wollen. Der Anfang zeigt uns den zwecklos hin- und herschweifenden Hinzelmeier, bis er an den Rosengarten kommt, wo ein Klingen von Geigen und Tönen von Waldhörnern und anderem „Spielwerk" die Luft durchzieht. Wenn sowohl die Erinnerung an Venedig in „Immensee" als auch die wildromantische Klingklangszene im „Hinzelmeier" jetzt gestrichen sind, so liegt die Annahme nahe, daß es gerade die Unselbständigkeit

---

[1]) Eichentopf, Th. Sts. Erzählungskunst S. 13.

[2]) W. I. S. 262.

[3]) Storm liebte diese kleine Rokokoszene besonders; im „Hausbuch" S. 238 Eichendorffs W. I. S. 692.

[4]) Volksbuch f. d. Jahr 1850 S. 78.

[5]) Eichendorffs W. II. S. 313.

dieser Szenen gewesen ist, weswegen der Dichter sie aufgegeben hat.

Zu diesen Einflüssen Eichendorffs auf Storms novellistisches Schaffen stellt sich ungleich bedeutender der Einfluß Eichendorffs auf Storms Lyrik. Wie hoch er dessen Bedeutung als Lyriker einschätzte, zeigt, daß er ihn mit 22 Gedichten — nur von Heine in der Zahl übertroffen — in das „Hausbuch" aufnahm. In der Novelle „Eine Halligfahrt" heißt es: „Sie sangen ... von den Liedern des neuen großen Komponisten, durch welchen Eichendorffs wunderbare Lyrik zuerst in der Musik ihren Ausdruck erhalten hat" [1]). An einer anderen Stelle nennt er sie „die ganze liebliche Poesie der Verschollenheit" [2]). Was unseren Dichter an Eichendorffs Poesie so mächtig anzog, darüber hat er sich nie eingehender geäußert. Nun, was ihn Heine und Mörike wertschätzen ließ, war auch hier der Angelpunkt seiner Verehrung: in Eichendorffs Gedichten fand er von ihm geforderte Schlichtheit ohne jede Künstelei in Form, Metrum und Reim, die „Simplizität des Volksliedes". Außerdem wußte diese Poesie von einer vergangenen Zeit, die unserm Dichter durch Erinnerungen an sie im elterlichen Hause besonders anheimelnd war, von der Rokokozeit, zu erzählen, über die Eichendorff „die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt" ausgegossen hatte.

Spuren des lyrischen Schaffens dieses verehrten Meisters sind denn auch nicht schwer in Storms Gedichten zu erkennen. Reichlicher würden Beweise noch dafür beizubringen sein, läge alles vor, was Storm in der Zeit seines ersten „Flügelprüfens" an Gedichten verfaßt hat. So müssen wir uns mit der vom gereiften Dichter herausgegebenen, kleinen Anzahl von Gedichten dieser ersten Schaffensperiode begnügen, unter denen oft das gerade für unsern Zweck lehrreiche fehlen wird. Denn vor allen Dingen hat der überaus kritisch veranlagte Dichter nur solche Gedichte früherer Jahre in seine gesammelten Werke aufge-

[1]) W. IV. S. 31.

[2]) Liebeslieder XVII 1.

nommen, in denen schon sein eigener Ton zu spüren, in denen seine literarischen Vorbilder weniger das Wort führen. Das „Liederbuch dreier Freunde“ gewährt uns einen etwas besseren Einblick in das Schaffen der Lübecker- und ersten Universitätsjahre als die Gedichtsammlung in den „Werken“.

Einige der ältesten Lieder, die Fiedellieder[1]) im „Liederbuch“, sind ganz nach Eichendorff gemacht. Storm sagt selbst in der Vorrede zu seinen „Neuen Fiedelliedern“: „Die Anfänge dieser Lieder, wie sie in den früheren Auflagen der Gedichte gedruckt waren, entstanden während meiner Studentenzeit unter dem Einflusse Eichendorffscher Poesie“[2]). In Bezug auf seine ersten Lieder schreibt Storm auch an Kuh: „Ich hatte damals noch nicht meinen eigenen Ton; es war in der Lehrzeit und in der Periode, wo ich auf Eichendorffs Waldhorn blies“[3]).

Dem Eichendorffschem „Wandern lieb' ich für mein Leben“[4]) folgt Storm in gleichem Versmaß[5]) mit seinem „Musikanten wollen wandern“[6]). Sagt Eichendorff in seinem Gedicht:

„Jeder will dem Geiger reichen
Nun sein Scherflein auf die Hand —“,[7])

so hat Storm:

„Nun ein Scherflein in die Runde
Von den Cavalieren allen.“[8])

Von den 1870 gedichteten „Neuen Fiedelliedern“, die sich als nichts anderes erweisen als erweiterte „Fiedellieder“ des

[1]) Liederbuch S. 47 ffg. Fiedellieder Nr. 2, 5.

[2]) W. VIII. S. 188.

[3]) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890. S. 265 $_1$. Brf. Storms v. 22. Dez. 1872.

[4]) Eichendorff W. I. S. 239.

[5]) Bei der Fülle von Eindrücken, die dem neueren Dichter zu teil werden, ist es nicht immer leicht zu sagen und zu entscheiden, ob dieses oder jenes Versmaß, dieser oder jener Ausdruck in seinen Werken wirklich dem dafür als Vorbild in Anspruch genommenen Dichter zuzuschreiben sind. Gleicht aber ein Gedicht einem andern in Versmaß und Inhalt, so meine ich, dürfte das zu einem ziemlich sicheren Schluß erlauben.

[6]) Liederbuch S. 47. [7]) Eichendorff W. I. S. 242.

[8]) Liederbuch S. 49.

„Liederbuches“, sagt Storm uns selbst, daß er in ihnen wunderbarerweise den Ton der ersten in seiner Studentenzeit gedichteten „Fiedellieder“ wiedergefunden [1]). Er greift in den neuen „Fiedelliedern“ sogar noch auf ein Motiv aus Eichendorffs „Musikanten“ zurück: Mürrische, hadernde Burschen werden durch den unter sie tretenden Spielmann besänftigt und heiter gestimmt [2]).

Von späteren Gedichten hat Storms „Über die Heide hallet mein Schritt“ [3]) mit Eichendorffs „Grün war die Weide, Der Himmel blau“ [4]) Versmaß und Inhalt, Klage um die verlorene Liebe, gemein.

Eichendorffs „Mondnacht“ [5]) deutet auf Storms „Mondlicht“ [6]). Versmaß ist in beiden Gedichten dasselbe. Eine Strophe aus Eichendorffs Gedicht lautet z. B.:

„Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis' die Wälder.
So sternklar war die Nacht.“

Storm sagt:

„Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säuseln nur und weben
Und schlafen endlich ein.“

Weist die erste Fassung des „Hinzelmeier“ auf Eichendorffs „Es zogen zwei rüst'ge Gesellen“ zum erstenmal von Haus“ [7]) — Der Waldhornbläser der eine, Hinzelmeier der andere, wovon der erste sein Liebchen fand, dem zweiten aber die tausend Stimmen im Grund sangen und logen — [8]), so erinnert eine

---

[1]) Storm=Kuh=Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890. S. 265 $_1$. Brf. Storms v. 22. Dez. 1872.

[2]) Vergl. Eichendorff W. I. „Musikant“ 4. Strophe 1, 2. S. 241 u. W. VIII N. Fiedellieder 2. Strophe 2, 3. S. 308. [3]) W. VIII. S. 273.

[4]) Eichendorff W. I. S. 262. [5]) Eichendorff W. I. S. 604.

[6]) W. VIII. S. 209. [1]) Eichendorff W. I. S. 300.

[2]) Eichendorff W. I. S. 30. „Die zwei Gesellen“ Strophe 3, 4.

in das Märchen eingefügte Strophe auch an dieses Eichendorffsche Lied in Versmaß, Verszahl und Reimstellung:

„Die Federn flattern im Winde,
Das Leben geht im Braus.
Nun trag' mein Roß geschwinde
Mich sammt dem blonden Kinde
In die Welt, die schöne hinaus."[1])

Storm, der im Alter allen Verskunststücken abhold war, versucht sich in seinen Jugendgedichten das eine oder andere Mal in längeren oder verwickelteren Strophen, als wie es der sonst meistens von ihm bevorzugte Vierzeiler ist. Er ahmt die Strophe des „Prager Musikanten" nach[2]) oder er dichtet z. B. auch sein romantisches „Traumliebchen" in einem komplizierten Siebenzeiler[3]), wie er bei Eichendorff mehrmals zu finden ist. Die von Storm gewählte Reimstellung zeigt z. B. das Gedicht „Der Schalk"[4]). Andere Anklänge finden sich:

Eichendorff:

„Vor dem Fenster durch die Linden
Spielt es wie ein linder Gruß..."[5])

Storm:

„Durch die Lind' ins Kammerfenster
Steigt der fromme Mondenschein."[6])

Eichendorff:

„Schon klingen Morgenglocken,
. . . .
Da kniet' ich froherschrocken"[7])

oder

„Was wollt ihr mich so wild verlocken
In dieser Einsamkeit?
Wie in der Heimat klingen diese Glocken
Aus stiller Kinderzeit —
Ich wende mich erschrocken . ."[8])

---

1) Volksbuch f. d. Jahr 1851. S. 126.
2) Volksbuch f. d. Jahr 1851. S. 128.
3) Liederbuch S. 125.
4) Eichendorff W. I. S. 453.
5) Eichendorff W. I. S. 589.
6) Liederbuch S. 120.
7) Eichendorff W. I. S. 601.
8) Eichendorff W. I. S. 493.

Storm:

„Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.“[1])

Häufig ist in Storms Erstlingswerken das Wort „Taxus“ für Tannenbaum. In dem Gedicht „Weihnachtsabend“ heißt es im Liederbuch: „Um den Taxus tanzten die Schwestern und Brüder“ und „ein Christlied am Taxusbaum“[2]). Dieses der norddeutschen Umgangssprache gänzlich fremde Wort kann nur eine Entlehnung Storms sein. Eichendorff wendet es recht häufig an[3]). Es ist bezeichnend, daß Storm später für „Taxus, Taxusbaum“ das deutsche „Weihnachtsbaum“ wieder einsetzt[4]).

Auf Eichendorff dürfte auch zurückgehen:

Storm:

„Vertreten sind die Schuh.“[5])

Eichendorff:

„Zerrissen sind die Schuh.“[6])

Storm:

„Der Kuckuck lacht von ferne.“[7])

Eichendorff:

„Der Kuckuck (wird) schelmisch lachen.“[8])

Storm:

„Hinter den blauen Bergen im Norden.“[9])

Storm, der bis zu seiner Heiligenstädterzeit nie aus dem platten Lande herausgekommen ist, läßt dennoch die Heimat in älteren Gedichten hinter blauen Bergen verborgen liegen. Bei Eichendorff sind „blaue Berge, blaue Gebirge“ ein wichtiger Bestandteil seiner romantischen Landschaftsbilder[10]).

---

1) W VIII. S. 193. 2) Liederbuch S. 14.

3) z. B. Eichendorff W. I. S. 443, 692; W. II. S. 456. Bei Heine habe ich das Wort ‚Taxus‘ nur zweimal, bei Mörike einmal gefunden.

4) W. VIII. S. 298/299. 5) Liederbuch S. 184.

6) Eichendorff W. I. S. 285. 7) W. VIII. S. 195.

8) Eichendorff W. I. S. 656. 9) W. VIII. S. 299, S. 302.

10) Eichendorff W. I. S. 323, 558, 580, 614, 625 z. B.

Storm:

„Ewig ... will ich meinen Bogen schwenken!“[1])

Eichendorff:

„Und wie ich den Bogen schwenke . .“[2])

Storm:

„. . . Locken ranken
. . . wie schmachtende Gedanken.“[3])

Eichendorff:

„Und mir graut, die mich umranken,
Vor den eigenen Gedanken.“[4])

oder

„. . . die Seele schmachtend irrt
In lieblichen Gedanken.“[5])

Was Storm selbst nie verhehlt hat, finden wir so deutlich bestätigt. Der werdende Dichter lehnt sich im Versmaß, Strophenbau, in der Wahl von Ausdrücken, mitunter auch in Motiven an sein Vorbild Eichendorff an, der ihn auch antreibt, sich in flotten Spielmannsliedern zu versuchen, wozu er dann Vers und Worte leiht. Finden wir in späteren Liedern, wie „Über die Heide“ und „Mondlicht“, eine Ähnlichkeit mit Eichendorffschen Gedichten, so ist das eine ganz unbewußte Anlehnung. Töne, die aus Eichendorffs Lyrik nachklangen, konnten in ähnlicher Situation, in ähnlicher Stimmung, ohne daß der Dichter sich dessen selbst bewußt geworden wäre, wohl einmal einen Gleichklang im Versmaß hervorrufen.

Für Storms Lyrik aber von noch größerer Bedeutung als der in seinem Können immerhin beschränkte, sich oft wiederholende, die Menschennatur nur in einem gewissen kleinen Rahmen zeichnende Eichendorff waren unsere beiden größten deutschen Lyriker nach Goethe. Wie Storm sich beiden am nächsten verwandt fühlte, zeigt uns einer seiner Briefe an Fontane: „Gewiß haben Sie recht, wenn Sie mich — im übrigen sans

[1]) Liederbuch S. 49. „Fiedellieder“ 5.

[2]) Eichendorff W. I. S. 241. „Der Musikant“ 4; vergl. S. 31.

[3]) Liederbuch S. 173.

[4]) Eichendorff W. I. S. 691. [5]) Eichendorff W. I. S. 471.

comparaison mit diesen beiden großen Lyrikern — zwischen Mörike und Heine stellen, denn wenn ich auch mit Mörike die Freude am Stilleben und Humor, mit Beiden annäherungsweise die Simplizität des Ausdruckes gemein habe, so rückt mich doch die große Reizbarkeit meiner Empfindung wieder näher an Heine"[1]. Seinen Beziehungen zu diesen beiden wundervollen Lyrikern hat Storm auch an anderer Stelle wiederholt offen Ausdruck gegeben.

2. Heine.

Am einflußreichsten auf unseren Dichter ist von allen Lyrikern entschieden Heinrich Heine geworden. Wie groß der Eindruck des „Buches der Lieder" auf den 18jährigen Jüngling gewesen ist, schildert uns eine Erinnerungsskizze des gealterten Dichters über seine Lübecker Schulzeit. Das klargezeichnete, stimmungsvolle Bild, das er uns hier 50 Jahre nachher entwirft, zeugt von der Tiefe des damals empfangenen Eindrucks: „Nie werde ich den Spätherbstabend vergessen, an dem er [Ferdinand Röse, Storms bester Freund in der Lübecker Zeit] mich in Heine's mir noch unbekanntes ‚Buch der Lieder' einweihte . . . während wir am warmen Ofen saßen und draußen der Wind durch die Schiffstaue sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: „Am fernen Horizonte", „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier", „Über die Berge steigt schon die Sonne" und so eines nach dem andern; zuletzt: „Wir saßen am Fischerhause und schauten nach der See". Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern, es ward Morgen und es nachtete um mich, und als er endlich, fast heimlich das Buch fortlegend, schloß: „Das Schiff war nicht mehr sichtbar, es dunkelte gar zu sehr", da war mir, als seien die Tore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden"[2].

Storm, in dessen Urteil sich so oft ein sicherer Blick für

---

1) Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 217. Brf. Storms v. 25. Juli 1853.

2) Litzmann, Em. Geibel S. 20.

das Bedeutende und Lebensfähige in unserer Literatur ausdrückt, erkannte auch hier sofort die Bedeutung und Größe Heinescher Lyrik. Von seiner mit diesem Spätherbstabende beginnenden Wertschätzung Heines hat er nie abgelassen. Theodor Mommsen ließ er wiederum allein spotten: „Bewahre mich Gott vor dir!“ [1]) Mörikes Ausspruch: „aber nit eine Viertelstund könnt ich mit ihm leben, wegen der Lüge seines ganzen Wesens“ [2]) stellt Storm sein Heine in vielem entschuldigendes und dankbar anerkennendes Urteil gegenüber: „Was Heine durch eigene und durch die Schwächen seiner Zeit gesündigt und verfehlt, darf nicht verkannt werden; aber ebensowenig,, daß er der deutschen Poesie eine große Anzahl durchaus erfreulicher Produktionen hinterlassen hat. Wem, der mit seinem „Liederbuche“ jung gewesen, wäre nicht die Welt in einem anderen Zauberlichte erschienen, als sei ihm eine zweite wunderbare Existenz geschenkt!“ [3])

Von allen Dichtern fand Heine in der Sammlung „Liebeslieder“ mit 21 Gedichten und im „Hausbuch“ mit 27 weitaus am meisten Aufnahme. Daß eine notwendige Beeinflussung auf sein eigenes lyrisches Schaffen stattfand, sagt Storm uns selbst in einem Brief an Kuh, in dem er von einem entschiedenen Einfluß des Heineschen „Buches der Lieder“ spricht [4]). Aus einem andern Brief geht hervor, daß unser Dichter Heine überhaupt den größten Einfluß, den jemals ein Dichter auf ihn ausgeübt hat, zuschrieb [5]).

Ein Kunstmittel Heines, nämlich Situationsbilder zu geben, die, ohne daß uns der Dichter von seinen eigenen Gefühlen erzählt, dennoch einen Einblick in seine Gemütsstimmung gewähren, lobt Storm besonders: Heine „erhob — man gestatte

---

1) Liederbuch S. 163.

2) W. VIII. S. 180.

3) Liebeslieder XIX/XX.

4) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M 67. 1890. S. 273 $_2$. Brf. Storms v. 21. Aug. 1873.

5) Briefe i. d. Heimat S. 36. Brf. v. 24. Febr. 1854.

den Ausdruck — das ‚Stimmungsgedicht' zu einer eigenen Gattung, indem er mit einem seltenen Sinn für das Wesentliche den Hörer in eine das Gemüt ergreifende Situation versetzt und ihn dann schweigend diesem Eindruck überläßt; er macht es um uns tagen und Abend werden und erfüllt unser Herz mit dem ganzen Eindruck, den wir in der günstigsten Stunde von der Natur selber hätten empfangen können"[1]. Aber noch ein anderes fand Storm, der Verehrer des Volksliedes, bei Heine in hohem Maße anziehend, das, was Elster in seiner Vorrede der Heine-Ausgabe besonders an Heines Liedern hervorhebt als knappgedrängte Fassung der Gedanken, flüchtige Andeutung des Sinnes, metrische Form des Volksliedes[2]. Diese Darstellungsmittel begegnen uns ebenso in Storms Lyrik. Er rühmt Heine nach, er habe wie wenig andere gezeigt, was die einfachsten Worte vermögen, sobald nur die rhythmische Weise dazu gefunden sei[3]. „Bewegte Melodien"[4] sind ihm Heines Gedichte, und er hat Erich Schmidt mehr als einmal an der „Lorelei" dargetan, was Wortmusik ist[5].

Am häufigsten ist Heines wirksames Darstellungsmittel, Situationsbilder zu geben, von Storm gepflegt worden. Es gelingen ihm dabei Gedichte, die auch von seinem Vorbilde herrühren könnten. Ganz Heinesch ist z. B. im Liederbuch[6]:

„Halbschläfrig sitz' ich im Lehnstuhl;
Vor der Tür auf dem Treppenstein
Schwatzen die Mädchen und schauen
In den hellen Sonnenschein.
. . . .
Und als ich wieder erwache,
Ist alles still und tot
Und durch die Fensterscheiben
Schimmert das Abendrot."

---

1) Liebeslieder XIX.
2) Elster, H. Heines L. u. W. S. 31. Bd. I v. Heines W.
3) Liebeslieder XIX. 4) Liebeslieder XX.
5) Er. Schmidt. Char. I. S. 427.
6) Liederbuch S. 132; vergl. Schütze S. 67.

Wer wird nicht an eines der vielen Situationsbilder Heines erinnert, wer würde dies Gedicht nicht sofort zu einem „Wir saßen am Fischerhause" stellen, mit dem es das Versmaß übereinstimmend hat und mit dem es sich auch inhaltlich berührt [1]).

Eine andere abgeschlossene Situationsschilderung gibt uns der Dichter im Liederbuch im „Hohen Liede", zu dem überdies noch Hinweise Heines von Einfluß gewesen sein können [2]).

Von späteren Gedichten erinnert „Ans Haff nun fliegt die Möve" [3]) an die Nordseebilder der „Heimkehr". Des Heineschen Darstellungsmittels bedient Storm sich auch in den Gedichten „Im Walde" [4]) und „Weiße Rosen 1" [5]). Insbesondere erinnern die Schlußworte von „Im Walde" an den Schluß des sechsten Gedichtes der „Heimkehr".

Situationsbilder mit persönlichen Bekenntnissen des Dichters finden wir in „Weißen Rosen 3" [6]).

„So dunkel sind die Straßen,
So herbstlich geht der Wind;
Lebwohl, meine weiße Rose,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!
. . . .
Ich bin so müd zum Sterben;
Drum blieb ich gern zu Haus,
Und schliefe gern das Leben
Und Lust und Leiden aus.",

oder auch in dem Gedicht „Die Stadt" [7]), das Heines „Am fernen Horizonte erscheint wie ein Nebelbild . . ." ähnlich ist [8]).

Neben dem Gebrauch dieses Darstellungsmittels finden sich ferner manche Heinesche Motive und Züge sowohl in Storms Prosa als in seiner Lyrik. Heines „Nordseebilder" spiegeln sich in Storms „Eine Halligfahrt" wieder [9]). In der Novelle

---

1) Inhaltlich stellt es sich auch zu Heines „Abenddämmerung" Heines W. I. S. 164. 2) Liederbuch S. 29.

3) W. VIII. S. 194. 4) W. VIII. S. 195.

5) W. VIII. S. 199. 6) W VIII. S. 200.

7) W. VIII. S. 194. 8) Schütze S. 6.

9) Eichentopf, Th. Sts. Erzählungskunst S. 5/6.

„Ein Bekenntnis“ deutet die Vision, das Erscheinen des in der Vision gesehenen Mädchens, schließlich der Vergleich der Tanzenden mit einer Willis auf Heines „Florentinische Nächte“ im „Salon III“ [1]).

Ein beliebtes Motiv ist bei Heine, daß die Geliebte zu Füßen des Geliebten oder der Geliebte zu Füßen der Geliebten sitzt. Storm hat dies gleichfalls nicht selten.

Heine:

„Auf dem Sessel sitzt die Dame,
Auf dem Schemel sitzt der Ritter . .“ [2])

oder

„Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame treu und hold . .“ [3])

Storm:

„Zu den Füßen seiner Dame
Liebestrunken sitzt der Ritter.“ [4])

oder

„Im Sessel du, und ich zu deinen Füßen . .“ [5]

Heines

„Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn“ [6])

findet sich in Prosa aufgelöst in Storms „Angelika“: „Sie konnten sich anschauen mit unendlichem Groll, aber mit noch unendlicherem Schmerz; sie vergingen in Qual, daß sie nicht Eins im Andern selig sein konnten —“ [7]).

Oder an Heines „Gespräch auf der Paderborner Heide“ [8]) erinnert in Storms „Amtschirurgus“: „Als in der Dämmerung die Frösche aus dem Graben ihre Stimme erhuben, legtest du die Hand auf meinen Arm und sagtest andächtig: ‚Horch nur, wie lieblich doch die Nachtigallen girren!‘“ [9])

---

[1]) Heines W. IV. S. 331 ffg.
[2]) Heines W. I S. 145.
[3]) Heines W. I. S. 114.
[4]) Liederbuch S. 160.
[5]) W. VIII. S. 204.
[6]) Heines W. I. S. 111.
[7]) W. I. S. 305.
[8]) Heine W. I. S. 53.
[9]) W. III. S. 135.

Weitaus häufiger sind solche Einzelheiten aber in Storms Lyrik zu finden. Fast durchweg verrät neben ihnen auch das Versmaß die Abhängigkeit von Heine. Ein oder zwei Silben in der Senkung wechseln in den in Frage kommenden Gedichten willkürlich ab, wie in dem schon erwähnten „Halbschläfrig sitzt ich im Lehnstuhl".

In Versmaß und Inhalt stellt sich Storms[1]):

„Der einst er seine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht"

zu Heines[2])

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt . ."

Storms wundervolles „Das macht es hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen"[3]) weist im Versmaß auf Heines „Im wunderschönen Monat Mai, Als alle Knospen sprangen"[4]) — allerdings ist Storms Strophe um einen Vers erweitert — inhaltlich steht es nahe zu „— und diese (die Nachtigall) sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen"[5]) aus den „Reisebildern".

Das im Tonfall ganz Heinesche „Damendienst"[6]) erinnert mit seinen Versen „Die Schleppe will ich dir tragen", „Deiner Launen geheimste und kühnste Gehorsam erfüll' ich Dir" an Heines „Werde deinen Mantel tragen Und auch alle deine Launen" im Atta Troll[7]).

Das 1854 für Tunnelzwecke verfaßte „Geschwisterblut"[8]) macht sich ebenso wenig von Heine los. Es ist eng angelehnt an Heines „Tannhäuserlied"[9]). Beide Gedichte behandeln eine

---

[1]) W. I. S. 200.
[2]) Heine W. I. S. 80.
[3]) W. VIII. S. 197.
[4]) Heine W. I. S. 66.
[5]) Heine W. III. S. 422/423.
[6]) W. VIII. S. 293.
[7]) Heine W. II. S. 401.
[8]) W. VIII. S. 207 ffg.
[9]) Heine W. I. S. 245.

verbotene Liebe. In beiden Fällen ziehen die Liebhaber zum Papst nach Rom. Bei Storms heißt es:

„Zu lösen vermag der Papst Urban,
Er mag uns lösen und binden."

Bei Heine fleht Tannhäuser:

„O heilger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen."

Hebt Heine in einem Gedicht an: „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich dich fort"[1]), so beginnt Storm im selben Rhythmus: „Mehr in der Töne Schwellen Neigt sich die Seele dir"[2]). Oder er dichtet in Erinnerung an das „große, heilige Köln" „mit seinem großen Dome"[3]) in der Lübecker Zeit, also noch ganz im ersten Flügelprüfen:

„Im alten heiligen Lübeck
Ward eine Kirche gebaut
Zu Ehren der Jungfrau Maria,
Der hohen Himmelsbraut."[4])

Ganz Heinesch klingt auch:

„Und weißt du, warum so trübe,
So schwer mir das Herz muß sein,
Du hast mich geküßt ohne Liebe
Das wolle dir Gott verzeihn."[5])

oder im „Ständchen":

„An dem zarten schlanken Leibchen
Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preisen meine Lieder.

Wahrlich, Kind, ich hab' zu Zeiten
Übermütige Gedanken!
Unermüdlich sind die Saiten,
Und der Mund ist ohne Schranken."[6])

Heines pointierte Schlußwendungen sucht Storm nachzuahmen in „Myrthen"[7]), „Nelken"[7]) oder „Wichtelmännchen"[8]).

---

1) Heine W. I. S. 68.
2) Liederbuch S. 158.
3) Heine W. I. S. 69.
4) Volksbuch f. d. Jahr 1846. S 111.
5) W. VIII. S. 297.
6) W. VIII. S. 293/294.
7) W. VIII. S. 292.
8) Liederbuch S. 70.

Auch eine Romanze „Ritter und Dame“ findet sich bei Storm, ganz im Heineschen Romanzenstil; auch wird Assonanz angewendet:

„Zu den Füßen seiner Dame
Liebestrunken sitzt der Ritter;
Sprechend blitzen seine Augen,
Schweigend ruhen seine Lippen.“[1])

Man vergleiche überhaupt dies ganze Gedicht mit Heines Almansor, besonders Ged. 3. (Heines W. S. 145.)

Hier deutet auch die Antithese auf Heine. Storm bedient sich auch sonst solch wirksamer Antithesen, so z. B. in „Gesteh's“[2]).

„Und liebt' ich dich noch so sehr,
Ich könnte dich nimmer umfangen..“

oder

„Was bist du so unwiderstehlich schön,
Und doch so bettelarm!“

Ähnlich wie bei Heine prägt sich auch in Storms Werken eine feine Sensibilität der Geruchsnerven aus. Storm begnügt sich nie allein mit visuellen und akustischen Sinneseindrücken. „Kräftig dufteten die frischen Roggenbrote“[3]), „Noch rieche ich auf dem dunkeln Hausflur den strengen Duft der Alandwurzel, womit die Marschbewohner zur Abwehr der Mücken allabendlich zu räuchern pflegen“[4]) oder

„Ein weihrauchsüßes Harzgedüfte
Durchschwimmet träumerisch die Lüfte“[5])

Auch andere Eigenheiten Storms in Ausdruck und Stil dürften auf Heine zurückgehen. Nicht selten ist die anaphorische Wiederholung von Zahlen bei unserem Dichter:

„Dreizehn Lieder sollst du hören,
Dreizehn Lieder, frisch gedichtet ..“[6])

---

[1]) Liederbuch S. 121.   [2]) Liederbuch S. 127.
[3]) W. III. S. 139.   [4]) W. I. S. 59.
[5]) Volksbuch f. d. Jahr. 1846. S. 25; aus d. Gedicht „Weihnachtslied“ W. VIII. S. 193, das den angeführten Vers aber nicht mehr hat.
[6]) W. VIII. S. 293.

oder

„Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Toten.
Und dreizehn Jahre litten Jung und Alt . ."[1])

oder

„Ich hab' ihn ja so tausendmal,
Viel tausendmal geküßt,"[2])

oder

„Schwört ihr erst in tausend Briefen,
Tausend unerhörte Dinge . ."[3])

wo Heine z. B. hat:

„Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen"[4])

oder

„Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen"[5])

Das „Brausen der großen Naturorgel", „die Boreas . . . so meisterlich zu spielen weiß"[6]) berührt sich eng mit dem Heineschen:

„Dorten spielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen schwellen"[7])

und „dabei brauste und kreischte immer gewaltiger die Orgel, wie Sturmgetöse auf der Nordsee"[8]).

Besonders auffallend ist Storms Abhängigkeit von Heine in der Schilderung des Auges und der weiblichen Hand. Der Zauber, der bei Storm aus dem Auge strahlt und auf der Frauenhand ruht, ist bei Heine zum guten Teil vorgebildet. Storm hat ihn allerdings an Mannigfaltigkeit dabei übertroffen, aber nicht ohne Entgleisungen.

Heine sagt im „Buch Le Grand": „Die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft?"[9])

---

1) W. VIII. S. 263. 2) W. VIII. S. 200.
3) Liederbuch S. 121. 4) Heine W. I. S. 320.
5) Heine W. I. S. 143. 6) W. III. S. 135.
7) Heine W. I. S. 228. 8) Heine W. IV. S. 96.
9) Heine W. III. S. 133.

Storm sagt dafür: „Agnes, ich pflücke dir die Veilchen aus den Augen“[1]).

Das bei Heine sehr oft wiederkehrende „Veilchenaugen“ begegnet uns bei Storm z. B. in der Novelle „In St. Jürgen“[2]).

Für Heines „große katholische Augen“[3]) und „begeisterte Märtyreraugen“[4]) hat Storm „gefirmte Augen“[5]) und „schöne gläubige Augen“[6]).

Heine: „ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten“[7]).

Storm: „Die Elektrizität der Augen war noch gebunden“[8]).

Vorbildlich und Anregung zu neuen Bildungen können Heines „schwarze plötzliche Augen“[9]), „große ernsthafte Augen“[10]), Wendungen wie „Es flimmert poesielos in den Augen“[11]), „Augen, die entsetzlich klug hervorstachen“[12]) gewesen sein, Storm hat jedenfalls ganz ähnlich „schwarze fremdartige Augen“[13]), „ruhelose Augen“[14]), „Augen, ein halbes Dutzend Jahre älter als das Mädchen selbst“[15]) usw. Auch die Augenbrauen dienen zur Ergänzung des Bildes; so schauen die Augen bei Heine weltbeherrschend unter düsteren Siegesbogen hervor[16]), bei Storm geben die dicht zusammenstehenden schwarzen Augenbrauen ein ganz totenhaftes Aussehen[17]).

Heine läßt sich in der Hand das Leid des Menschen ausdrücken. So heißt es: „Nicht wahr, diese Hand ist nicht mehr so schön wie in Ramsgate? Mathilde hat unterdessen viel gelitten!“[18]) Storm sagt in „Immensee“: „. . . und diese blasse Hand verriet ihm, was ihr Antlitz ihm verschwiegen hatte. Er

---

1) W. II. S. 30.
2) W. II. S. 31.
3) Heine W. III. S. 243.
4) Heine W. III. S. 263.
5) W. II. S. 317.
6) W. VII. S. 72.
7) Heine W. III. S. 319.
8) W. III. S. 293.
9) Heine W. III. S. 314.
10) Heine W. IV. S. 21.
11) Heine W. IV. S. 336.
12) Heine W. IV. S. 101.
13) W. II. S. 126.
14) W. V. S. 330.
15) W. IV. S. 109.
16) Heine W. IV. S. 101.
17) W. I. S. 119.
18) Heine W. III. S. 294.

sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt . . ."[1]). Bei Heine heißt es auch an anderer Stelle: „. . . sie (die Hand) hatte vielmehr so etwas Geistiges . . . wie die Hände von schönen Menschen, die sehr gebildet sind oder viel gelitten haben"[2]).

Heines nicht gerade schöne Bildung „Lilienohren"[3]) kehrt wieder in Storms „Neuen Fiedelliedern":

„Welchen kleinen Lilienohren
Geig ich dort mein Liedchen vor?"[4])

Schließlich bleibt uns Heines Wiederholung von Brentanos „schlechten Musikanten und guten Leuten"[5]) nicht erspart, wenn Storm in der Novelle „Schweigen" sagt: „ein guter Mann, aber ein schlechter Musikant!"[6])

So sehen wir: Storm entleiht von Heine Motive, wie z. B. aus den „Nordseebildern", „Florentinischen Nächten". Er bedient sich des Heineschen Darstellungsmittels, abgeschlossene Situationsbilder oder solche mit eigenen, persönlichen Bekenntnissen zu geben. Heines Einfluß macht sich auch in übernommenen stilistischen Besonderheiten geltend. Viele dieser an Heine erinnernden Züge sind in ganz Heineschem Versmaß vorgebracht, so daß der Vortrag oft außerordentlich lebhaft an das Vorbild gemahnt. Im Liederbuch sind von 40 Gedichten nicht weniger als 15 auf Heines Einfluß zurückzuführen. In den älteren Gedichten der gesammelten Werke kommt Heine nicht weniger selten zu Wort. In den Gedichten der reifen Schaffensperiode, den Gedichten des ersten Buches, hat Storm sich aber fast von seinem Vorbild freigemacht. Die einmal erwähnten Gedichte „Die Stadt" oder „Die Nachtigall" enthalten soviel von Storms eigenem, reifstem Können, daß Heines Fingerzeige dahinter ganz verschwinden und kaum noch bemerkt werden.

---

1) W. I. S. 35.
2) Heine W. III. S. 244.
3) Heine W. I. S. 159; III. S. 68.
4) W. VIII. S. 307.
5) Heine W. III. S. 168; vergl. Elsters Anmerkung dazu.
6) W. VII. S. 112.

Bis in die Mitte der vierziger Jahre aber, wo Storms ganze lyrische Kraft zur Entfaltung gelangt, ist Heine sein bedeutendster Lehrmeister und ist es damit für Storms lyrisches Schaffen überhaupt.

3. Mörike.

Ist Heine auch von größtem Einfluß auf Storm gewesen, so fühlte sich dieser doch mit einem anderen Dichter näher verwandt; es war dies der Schwabe Eduard Mörike. Ein Brief zeigte schon, wie eng sich Storm zu Mörike stellte[1]). Auch freut er sich, wenn seine Muse in einem Aufsatz Fontanes über ihn aus Mörikes Pfarrhause kommt[1]). Wenn sich bei alledem Mörikes Kunst weniger als die eines Eichendorff oder Heine in Storms Lyrik wiederspiegelt, so ist das darauf zurückzuführen, daß unser Dichter diese beiden in einer Zeit kennen lernte, wo er in literarischen Dingen noch ein gänzlich Unerfahrener war, mit Mörike aber erst bekannt wurde, als das eigene Können schon vor einer allzueifrigen Nachahmung, wenn auch noch so geschätzter Dichter, warnte.

Wie geradezu übertrieben Storms Einschätzung von Mörikes Lyrik war, zeigt eine ungeheuerlich klingende Äußerung, die uns Bächtold in seiner Vorrede zum Mörike-Storm-Briefwechsel mitteilt: „In lyrischen Dingen z. B. hatte sich bei ihm als unverrückbar die Überzeugung festgesetzt, daß hier Goethe die Grenze keineswegs überall erreicht, die so unendlich reiche Menschennatur nicht in all ihren Tiefen erfaßt habe, daß aber Mörike, -- soweit solches einem Einzelnen überhaupt möglich — diesem Ziele näher gekommen sei“[2]). Ich habe diese Äußerung Storms sonst nirgends gefunden. In der Vorrede zu den „Liebesliedern“ findet sich nur: „— von ihren Liedern [Claudius, Bürger, Goethe] aus datiert sich die neue deutsche Lyrik, welche bis auf die Gegenwart in steter Fortentwicklung ge-

[1]) Deutsche Rundschau 87. 1896. Brf. Storms v. 25. Juli 1853. S. 217.
[2]) Mörike-Storm-Brfw. S. 2, 3.

blieben ist“ [1]). Ich kann mir nicht denken, daß Bächtold diese mitgeteilten Worte aus allen möglichen Äußerungen Storms zurechtkonstruiert hat, dafür geben sie, besonders für eine solche Gegenüberstellung Goethes und Mörikes, zu wenig dazu berechtigendes Material an die Hand. Ich glaube nicht fehlzugehen mit der Annahme, daß Bächtold auf brieflichen Auslassungen Storms fußt, denn, wie aus der Vorrede zum Mörike-Storm-Brfw. hervorgeht, korrespondierte Storm mit Bächtold [2]).

Neuerdings bringt der Storm-Eggers-Briefwechsel nun eine weitere hier zu erwähnende Äußerung Storms:

„. . . M. (Mörike) ist in einer Beziehung selbst von den größten Poeten, Goethe nicht ausgenommen, ganz unerreicht; keiner hat so wie er neben der Tiefe des Gedankens auch die Tiefe des Ausdrucks und einen so wunderbar nothwendigen Zusammenhang zwischen beiden . . .“ [3]).

Storms Bekanntwerden mit Mörikes Lyrik fällt in den Anfang der vierziger Jahre. „Die Gedichte Eduard Mörikes, des letzten Lyrikers von zugleich ursprünglicher und durchstehender Bedeutung, der während meines Lebens in die deutsche Literatur eingetreten ist, lernte ich erst mehrere Jahre nach ihrem ersten Erscheinen (1838) während meiner letzten Studentenzeit in Kiel kennen“ [4]), so sagt uns Storm in seiner Erinnerung an Eduard Mörike. Als die drei Freunde, die Brüder Mommsen und Storm, „eine übermütige und zersetzungslustige Schar“, damals den kleinen unscheinbaren Gedichtband in die Hand kriegten, machten sie vor diesem Buch unwillkürlich Halt [5]). Die drei, die sich in literarischen Dingen oft nicht begegneten, hier waren sie eines Sinnes. Theodor Mommsen feierte in einem Sonett „Des reichen Liedersommers letzte Rose“, „Erblühend im geheimsten Tal von Schwaben“ [6]); Storm empfahl,

---

[1]) Liebeslieder XV.
[2]) S. 25. Brf. v. 3. Juli 1853.
[3]) Mörike-Storm-Brfw. S. 3.
[4]) W. VIII. S. 170.
[5]) W. VIII. S. 170.
[6]) W. VIII. S. 170/171; zuerst Liederbuch S. 157.

wo er konnte, trotz des vielen mitleidigen Kopfschüttelns rüstiger Geschäftsleute[1]). Der alten Marthe in seiner ersten kleinen Skizze gibt er Mörikes „Nolten" als liebstes Buch in die Hand: „Unter den Werken der neueren Dichter war Mörikes ‚Maler Nolten' ihr Lieblingsbuch"[2]). Ja, bald darauf dünkte ihn dieser Hinweis zu spärlich, und er führte in der ersten Buchausgabe[3]) den Eindruck des „Nolten" auf die alte Marthe weiter aus.

Was Storm und seine Freunde so bedeutsam und anziehend an Mörikes Werken fanden, war, wie er uns selbst sagt, „Tiefe und Grazie, deutsche Innigkeit verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhythmisch bewegte Zug des Liedes und doch ein klar umrissenes Bild darin"[4]). Er preist die Idyllen mit ihrem anmutigen Humor wegen ihrer farbigsten Gegenständlichkeit, die aber doch losgelöst vom Erdboden und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben seien[4]). In seinem Brief an Fontane schrieb Storm ja auch, mit Mörike habe er die Freude am Stilleben und Humor, wie auch die Simplizität des Ausdruckes gemein[5]).

Von Mörike ist Storm denn vielleicht auch am ehesten auf einen liedartigen Aufbau der Strophen, eine sangbare Strophenform hingewiesen worden. Das „Liederbuch dreier Freunde", wozu die Beiträge nahezu abgeschlossen sein müssen, als Mörikes Gedichte den Verfassern bekannt wurden, enthält von Storm fast nur Vierzeiler oder Gedichte mit vier kreuzweis gereimten Zeilen. Die folgenden Jahre aber bringen Gedichte, denen schon im Strophenbau der sangbare Charakter anzusehen ist: das „Weihnachtslied"[6]), „Die Stadt"[6]), „Die Nachtigall"[6]), „Elisabeth"[6]). In allen ist ein dem dritten gleicher, vierter Vers dem fünften, der mit dem zweiten reimt und gleiche Silbenzahl hat, vorgeschoben. In dieser Zeit entstehen auch dem Volkslied

---

1) W. VIII. S. 172. 2) Volksbuch f. d. Jahr 1848. S. 54.

3) Sommergeschichten und Lieder; Berlin 1851. S. 130.

4) W. VIII. S. 170.

5) Deutsche Rundschau 87; 1896. S. 217. Brf. Storms v. 25. Juli 1853.

6) W. VIII. S. 193; 194; 197; 196.

nachgebildet „Als ich dich kaum geseh'n"[1]) und „Einen Brief soll ich schreiben"[1]).

Fremd bleiben Storm allerdings die Metra des klassischen Altertums. Dieser Vortragsweise gibt er auch die Schuld, wenn Mörikes Idyllen, die doch einen großen und köstlichen Teil der Gedichte ausmachen, weniger bekannt geworden sind[2]). Aber trotz der Form gefiel ihm diese humorvolle Mörikesche Dichtgattung. So lobte er Schnurren, wie die vom „sicheren Mann"[3]), vom „Sehrmann"[3]), von der „Sommerweste"[3]) sehr[4]). Ein Einfluß hiervon auf Storm ist unverkennbar. Er sagt selbst, ein Gedicht wie seins „Von Katzen"[5]) würde schwerlich so entstanden sein, wenn er nicht fleißig bei Mörike in die Schule gegangen wäre[6]). Wie nahe dies Gedicht Mörikes Humor kommt, zeigt eine Briefstelle Mörikes an Storm: „Das ‚Von den Katzen' wußte ich bald auswendig und habe Manchen schon damit ergötzt. Von wem ist das? frug ich unlängst einen Freund. Nu, sagte er lächelnd, als wenn es sich von selbst verstünde — von dir!"[7]) Als Antwort schrieb Storm damals auch dem Freunde: „Wenn Ihnen ‚die Katzen' zugeschrieben werden..., so wollen Sie nicht vergessen, daß Eduard Mörike ganz besonders zu den Dichtern gehört, die auf die Ausbildung meines kleinen Talentes von Einfluß gewesen sind"[8]).

Wie nahe sich beide in humoristischen Einfällen berühren konnten, zeigt eine Episode im „Hutzelmännlein" und im „Hinzelmeier". Im „Hutzelmännlein"[9]) will der Bläse das Pulver erfinden, knetet sich einen Teig und präsentiert ihn erwartungsvoll dem Hutzelmännlein, der aber meint: „Lieber Mann, da hätten wir halt eine neue Schuhwichs?" Hinzelmeier[10]) begegnet des Nachbars Kasperle, der den Stein der Weisen gefunden zu haben

---

1) S. VIII. S. 197, 198.
2) W. VIII. S. 174.
3) Mörike W. I. S. 80; 232; 291.
4) Mörike-Storm-Brfw. S. 5/6.
5) W. VIII. S. 222.
6) W. VIII. S. 176.
7) Mörike-Storm-Brfw. S. 9. Brf. Mörikes v. 26. Mai 1853.
8) Mörike-Storm-Brfw. S. 13. Brf. Storms v. 12. Juli 1853.
9) Mörike W. II. S. 183.
10) W. III. S. 36.

glaubt. Auch hier wird der Irrtum aufgeklärt: „Dieses ist ein sogenannter Lederkäse . . .“ Eine Beeinflussung kann hier nicht vorliegen.

Den guten Scherz des sicheren Mannes, dem Teufel eins auszuwischen, kann Storm sich nicht entgehen lassen, aber er ist gründlicher und läßt ihn ganz aus der Welt schießen. Daß Storm durch „das Märchen vom sichern Mann“ zu seinem „Meisterschuß“ im „Hinzelmeier“ veranlaßt wurde, ist nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen. Der sichere Mann machte großen Eindruck auf Storm, bürgerte er sich doch sogar sprichwörtlich in Storms Bekanntenkreise ein[1]).

Erkennt Storm deutsche Innigkeit in Mörikes Dichtungen, so lobt Mörike ebenso an Storms „Sommergeschichten“ Innigkeit und Liebe, womit er nicht verschmähe, die einfachsten Situationen und Verhältnisse in feiner edler Zeichnung darzustellen, und die Neigung zum Stilleben. Höchst angenehm frappiert Mörike die große Ähnlichkeit des Nordens mit der süddeutschen Gefühls- und Anschauungsweise[2]). Gewiß ein Beweis, daß beide Dichter sich innig miteinander verwandt fühlten!

Diese Innigkeit bekundete sich bei beiden auch in der Liebe zum Großväterischen. Beide empfanden gleicherweise Freude an der Zopf- und Puderzeit. Storm teilte Konstanzens[3]) Zärtlichkeit für alles was nur du siècle passé, als da wären alte Fürstenschlösser, uralte Eichenschränke, chinesische Vasen und dergleichen. durchaus. Mehrere seiner eigenen Novellen spielen in dieser Zeit der Haarbeutel und Schönheitspflästerchen.

Aber noch ein Letztes zog die drei Kieler Freunde, Storm nicht zum wenigsten, zu Mörike hin. Die Zauberwelt, die Mörike und einige Freunde auf dem Tübinger Österberge erschufen, konnte auf sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Sie lebten Mörikes Märchentraum von Orplid mit. So eben konnte Oberon,

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 5; Brf. Storms vom 20. Nov. 1850; vergl. auch W. VIII. S. 173.

[2]) Mörike-Storm-Brfw. S. 8/9; Brf. Mörikes vom 26. Mai 1853.

[3]) Mörike W. III. S. 45.

der alte anerkannte Elfenkönig, dagegen seine Stellung behaupten.

„Du hast mir einst vor allen
Elfinnen so gefallen,
Sogar vor Silpelit . . .“,[1])

so beginnt Theodor Mommsen ein Gedicht an Oberon.

Storm hat den Mörikeschen Märchen- und Sagengestalten auch später in immer gleicher Weise wohlwollend gegenübergestanden — die Sage von der schönen Lau preist er z. B. als eine Perle —[2]), wie er denn ja auch den Hang zum Phantastischen, Geheimnisvollen, Wunderbaren mit dem süddeutschen Freunde teilte. Als Storm bei Mörike weilte, gerieten sie „in das nicht nur in Schwaben leicht aufzuritzende Reich der Geister“[3]). Mörike nahm die Sache sehr ernst[3]). Storm, der ja zu solchen Fragen nicht minder anheimstellend stand[4]), kam später in einem Brief an Mörike noch wieder auf die Regungen des Unterbewußtseins zurück[5]). Diese bilden bei beiden auch einmal Gesprächsthema in einer ihrer Novellen: Auf den Einwurf „Was man insonderheit von einem Fernsehen nach Zeit und Raum, vom Vorgesicht oder, wie man es nennt, dem zweiten Gesicht erzählt, übersteigt doch alle unsere Begriffe“ erwidert Larkens (im „Maler Nolten“): „Ei, lieber Freund, wieviel begreifen wir denn eigentlich von alle dem, was wir selber sind? Wie weit kennen wir denn die menschliche Natur, um ihre Grenzen zu bestimmen?“[6]) Storm läßt in seiner Novelle „Ein Bekenntnis“ seinen Erzähler nach Mitteilung über das Auftauchen der Traumgestalt sagen: „. . . und . . . was wissen wir denn auch von diesen Dingen!“[7])

Ein Wiederfinden durchaus verwandter Seiten in Mörikes Dichtungen also war es, was Storm zu dem 1850 mit ihm

---

[1]) Liederbuch S. 144.
[2]) W. VIII. S. 175.
[3]) W. VIII. S. 184.
[4]) Storm-Keller-Brfw. S. 146. Brf. Storms v. 4. Aug. 1882.
[5]) Mörike-Storm-Brfw. S. 53/54. Brf. Storms v. 27. Aug. 1855.
[6]) Mörike W. III. S. 339. [7]) W. VIII. S. 122.

begonnenen Briefwechsel führte. Fünf Jahre später kehrte er in des Dichters Haus in Stuttgart ein. Dieser Besuch und sofort nach der Reise gemachte Aufzeichnungen ließen bei Mörikes Tode die „Erinnerungen an Eduard Mörike"[1] entstehen. Sie und das zum größten Teil von Briefen Storms ausgefüllte Bändchen des Mörike-Storm-Briefwechsels zeigen deutlich Storms Verehrung des süddeutschen Dichters und woraus diese Verehrung entsprang.

Spuren dieser Wertschätzung nun in Storms Werken wiederfinden zu wollen, mag nicht ein ebenso reichliches Resultat liefern wie bei den vorherbehandelten Lyrikern. Aber wie gesagt, diese Verehrung ist die eines fertigen Dichters, bei dem sie nur selten mehr im eigenen Schaffen deutlich wird.

Zitiert wird Mörike öfters von Storm, sowohl in seinen Briefen als in seinen Dichtungen, so z. B. in einem Brief in die Heimat: „Doch das ist nun vorüber und kehret nimmer so (Mörike)" [2]) oder im „Amtschirurgus": „— denn wie Freund Mörike sagt: „Doch besser dünkt ja allen, was vergangen ist" [3]). Oder es klingen in dem Gedicht „Ein Sterbender" die elegischen Töne der Gartenpforte an: „Ach nur einmal noch im Leben" [4]) aus einer Dichtung Mörikes, die Storm ganz ans Herz gewachsen ist und woran er sich nicht satt lesen kann [5]). In der Novelle „Im Schloß" heißt es: „— und in der Luft schwammen die ‚süßen ahnungsreichen' Düfte des Frühlings" [6]), wo diese „süßen ahnungsreichen Düfte" auf ein nicht ganz korrekt zitiertes:

„Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land" [7])

zurückgehen.

---

1) W. VIII. S. 167 ffg.

2) Brfe. i. d. Heimat S. 123; Brf. v. 19. Dez. 1858.

3) W. III. S. 123.

4) W. VIII. S. 260.

5) Mörike-Storm-Brfw. S. 6; Brf. Stormes v. 20. Nov. 1850.

6) W. I. S. 167. 7) Mörike W. I. S. 31.

Ich glaube, es ist nicht richtig zu behaupten, Mörikes erzählende Werke seien für Storms Novellendichtung nicht von Bedeutung gewesen[1]). Die Technik, wie wir sie bei Mörike im „Maler Nolten" verschiedentlich finden, in die Novelle Schriftstücke einzulegen, die dazu dienen, den Leser über Vergangenes aufzuklären, wendet Storm in einer seiner ersten größeren Novellen an. „Die beschriebenen Blätter" [2]) der Heldin übernehmen teilweise die Funktion des Erzählers, gerade so wie Larkens' Manuskript „Ein Tag aus Noltens Jugendleben"[3]) oder „Das Diarium des Onkels Friedrich"[4]). Storm scheint in dieser Novelle von Mörike zur Anwendung dieser Technik bestimmt worden zu sein. Es blieb bis „Aquis submersus" bei diesem Versuch.

In der ersten Novelle [5]) nach Storms persönlichem Bekanntwerden mit Mörike deutet die Heldin Anne Lene, die durch eine plötzlich unheimlich auftauchende Bettlerin tief erschüttert wird, auf Agnes [6]), die auch durch eine geheimnisvolle Zigeunerin an ihrem Glücke irregemacht wird. Beide Mädchen sind selbstquälerische, freudlose, ganz sich den Schicksalsgefühlen überlassende Naturen.

„Wenn die Äpfel reif sind" [7]), diese kleine Apfeldiebstahlschnurre, kann durch die Storm sehr gefallende Stiefelknechtepisode [8]) im „Hutzelmännlein" angeregt worden sein. In der Novelle „Späte Rosen" [9]) findet sehnsüchtige Erinnerung ihren Ausdruck in „O Jugend, o schöne Rosenzeit" wie im „Nolten" durch Agnesens Lied „Rosenzeit wie schnell vorbei"[10]).

Mörikes Dichtung ist zu einem großen Teile Märchendichtung. Heyse sagt von ihr, sie sei eine Kunst „das Befremdliche an das Bekannteste anzuknüpfen und so unversehens Leben und

---

[1]) Vergl. Eichentopf, Th. Storms Erzählungskunst S. 6.
[2]) W. I. S. 128 ffg.
[3]) Mörike W. III. S. 283 ffg.
[4]) Mörike W. III. S. 318 ffg.
[5]) „Auf dem Staatshof" W. I. S. 55.
[6]) Im „Maler Nolten".
[7]) W. II. S. 156 ffg.
[8]) Mörike W. II. S. 191—194.
[9]) W. I. S. 39.
[10]) Mörike W. IV. S. 93.

Fabel zu mischen, daß unser Unglauben nicht zu Atem kommen kann“ [1]). Dieselben Worte lassen sich auch von Storms „Regentrude“ sagen. Er verwob hier Leben und Fabel, diese an Überlieferung des Volksglaubens anknüpfend, wie er denn ja die schöne Lau auch, allerdings fälschlich, für eine Gestalt der schwäbischen Sage hielt [2]).

Vielleicht geht das Einstreuen von Gedichten in Storms Novellen auch auf Mörike als Vorbild zurück, dessen „Nolten“ rund dreißig Gedichteinlagen enthält, was aber auch alte Überlieferung seit dem „Wilhelm Meister“ und besonders auch bei den Romantikern häufig ist. In der kurzen Novelle „Immensee“ wird mit Liedern nicht gekargt. Die Szenen, in der Agnes ihr Rosenlied und in der Reinhard das Lied „Meine Mutter hat's gewollt“ vortragen, ähneln sich zum mindesten. Beide Gedichte schildern Gefühle der liebenden Mädchen aus vergangenen Tagen.

Auffallend ist, daß derartige Züge, die an Mörike erinnern, gerade in Storms ersten Werken häufig auftreten, besonders auch in den Novellen nach seiner Reise in Mörikes Heimatland und zu ihm selbst. Es liegt nahe anzunehmen, daß Storm nach der Heimkehr Mörikes Dichtungen fleißig wieder gelesen, mußte es ihn doch reizen, der er mit seinen eigenen Novellen ja selbst tief in der schleswig-holsteinischen Heimat wurzelte, die selbsterschaute Heimat des Dichters, schwäbische Lebens- und Gefühlsweise in des Freundes Werken wiederzufinden.

Für Storms lyrisches Schaffen wurde schon Mörikes Lyrik im Strophenbau als bedeutsam erkannt. Nach dem Bekanntwerden mit Mörikes Gedichten werden liederartige Strophen neben dem Heineschen Vierzeiler häufiger. Mörikes Lyrik wird aber auch für Storms Schaffen volksliederartiger Gedichte vorbildlich. Storms Lieder im Volkston lehnen sich an das Volkslied an, ähnlich wie manches Mörikesche Lied. Wie Mörike

---

[1]) Literatur-Blatt Nr. 1 des Deutschen Kunstblattes 1854. S. 3. anonym. Vergl. Mörike-Storm-Brfw. S. 17.

[2]) Mörike-Storm-Brfw. S. 12, Brf. Storms v. 12. Juli 1853.

in seinem „Rosenzeit wie schnell vorbei“ trifft auch Storm in seinem „Meine Mutter hat's gewollt“ den rechten Ton des Volksliedes. Wie Mörike ganze Verse des Volksliedes in seine Gedichte übernimmt[1]), so auch Storm: „Ist doch die Seele mein So ganz geworden dein“[2]) oder „Da lauf' ich zum Krämer, Kauf Tint' und Papier“[3]).

Mörikes „Geister am Mummelsee“:[4])

„Vom Berge was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?“

weist auf Storms „In Bulemanns Haus“[5]):

„Es klippt auf den Gassen im Mondenschein;
Das ist die zierliche Kleine . . . .“

Das Versmaß ist gleich, nur hat das Stormsche Gedicht einen vierten eingeschobenen Vers. Es ist dies das einzige Mal, wo unser Dichter eine Art Ballade geschaffen. Aber diese ist ganz in der lyrischen Balladenart Mörikes gehalten, Uhlands epische Ballade ist darin nicht wiederzufinden.

Rein äußerlich genommen, läßt sich Mörikes „Peregrina“ zu Storms Gedichten „Tiefe Schatten“[6]) stellen: Gedichtzyklen aus Trauer um die verlorene Geliebte. Wie Mörike verfaßt auch Storm darin ein Lied in freien Rhythmen; in der rührenden Strophe von Mörikes „Warum Geliebte denk ich dein Auf einmal mit viel tausend Tränen“ dichtet Storm „Mitunter weicht von meiner Brust, was sie bedrückt seit deinem Sterben“. Mehr noch deutet Storms „Was Holdes liegt mir in dem Sinn, Das ich vor Zeit einmal besessen[7]) auf Mörikes „Warum Geliebte denk ich dein . . .“

Inhaltlich läßt sich nur wenig zu Mörikes Lyrik finden. Wie Mörike in „Früh, wenn die Hähne krähn“ das unglücklich liebende Mädchen am Feuerherde bei springenden Funken

[1]) Maync, Ed. Mörike S. 246.
[2]) W. VIII. S. 197.
[3]) W. VIII. S. 198.
[4]) Mörike W. I. S. 75.
[5]) W. VIII. S. 276.
[6]) W. VIII. S. 267 ffg.
[7]) W. VIII. S. 272.

zeigt, so benutzt Storm diese Situation auch in seinem Gedicht „Weiße Rosen 1":

„Du stehst am Herd in Flammen und Rauch ..." [1])

Storm hielt dies Mörikesche „Früh, wenn die Hähne krähn" für eins seiner besten Gedichte. Begeistert sagt er davon: „Ganz fleckenloser und vollendeter Gedichte ... wie Mörikes ‚Früh, wenn die Hähne krähn' vermag auch diese Sammlung (Liebeslieder) nur eine kleine Anzahl zu bringen" [2]).

Um einem Gedicht „Sommermittag" [3]), in dem Storm in den ersten Strophen eine Erinnerung an seine Kindheit und Westermühlen bringt, einen Abschluß zu geben, kann ihm die allerliebste Aufforderung aus Mädchenmund: „Wenn du das Herz hast, küsse mich" [4]) vorgeschwebt haben, wenn er die Tochter des Müllers sagen läßt: „Nun küsse mich, verliebter Junge". Das schön frech braune Weib, das nichts vom Mannsvolk wissen will [5]), gab vielleicht Veranlassung zu dem Gedicht: „Das Mädchen mit den hellen Augen, Die wollte Keines Liebste sein" [6]).

Mörike:

„Sie scherzte nur und lachte laut
Und ließ die Freier stehen."

Storm:

„Sie sprang und ließ die Zöpfe fliegen,
Die Freier schauten hinterdrein."

Inhaltlich berührt sich auch ein kleines Gedicht Storms mit einem Gespräch im „Maler Nolten": „Sollten denn, meint' ich, die Namen, welche wir als Kinder bekommen, zumal die weniger verbrauchten, nicht einen kleinen Einfluß darauf haben, wie der Mensch sich später sein innerliches Leben formt ...? Ich meine, daß sein Wesen einen besonderen Hauch von seinem Namen annähme?" [7])

---

[1]) W. VIII. S. 199.
[2]) Liebeslieder XIV.
[3]) W. VIII. S. 193.
[4]) Mörike W. I. S. 58.
[5]) Mörike W. I. S. 55.
[6]) W. VIII. S. 290.
[7]) Mörike W. IV. S. 194.

Storm sagt:

„Bedenk es wohl, eh du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
. . . .
Denn ob der Nam den Menschen macht,
Ob sich der Mensch den Namen,
Das ist, weshalb mir oft, mein Freund,
Bescheidne Zweifel kamen . .“[1])

Mörikes „Turmhahn“ fand Storm über alle Maßen schön. „Was gäb ich drum, wollte es mir gelingen, die Erinnerung an meine verlorene, nie zu verschmerzende Heimat in einen so glücklichen Rahmen zu fassen,“ schrieb er 1854 an Mörike[2]). Im Juni 1858 schickte Storm das Gedicht „Gartenspuk“ an Ludwig Pietsch und schrieb dazu, darin habe die Sehnsucht nach seiner Heimat Worte gefunden[3]). Es gleicht dieses Gedicht in seinem ganzen Vortrag, ebenso wie „Ein Sterbender“[4]) ähnlich sich in Erinnerung sehnenden Mörikeschen Dichtungen, was der Gebrauch ungereimter nicht strophisch abgeteilter Verse, wie Mörike sie wiederholt anwendet, noch mehr hervortreten läßt.

Stilistische Einzelheiten lassen kaum auf Mörike schließen. Storm gebraucht sehr häufig die Form „Geziefer“[5]) für das sonst gewöhnliche „Ungeziefer“. Mörike hat nur „Geziefer“. Ebenso findet sich die bei Mörike zu belegende, süddeutsche Form „Gichter“[6]) bei Storm. Dem norddeutschen Sprachgebrauch sind sowohl „Geziefer“ als „Gichter“ fremd.

Leicht könnte man geneigt sein, nach Storms begeisterten Worten über Mörikes Dichtungen ihr eine zu große Wirkung auch auf Storms eigenes Schaffen beizumessen. Es zeigte sich

---

1) W. VIII. S. 235.

2) Mörike-Storm-Brfw. S. 27. Brf. Storms v. Jahre 1854 (ohne Datum).

3) Ludw. Pietsch, Persönl. Erinnerungen. Vossische Ztg. v. 8. Juli 1888. Brf. Storms v. Juni 1858.

4) W. VIII. S. 259.

5) „Nachtgeziefer“ W. I. S. 105; „Allerlei Geziefer“ W. I. S. 194; „Geziefer“ W. I. S. 118; W. V. S. 215; usw.

6) W. IV. S. 256 (zweimal); W. VI. S. 310; usw.

aber, daß Mörikes Einfluß auf Storm geringer ist als der eines Eichendorff oder Heine, auch tritt Mörikes Bedeutung in Storms Werken viel schwächer hervor als die Bedeutung jener beiden. Parallelstellen ließen sich nicht viel anführen, und dann oft nur mit einem Vielleicht. Ein Einfluß Mörikes ist aber nicht abzustreiten weder auf Storms Novellistik noch auf seine Lyrik. Fast jede seiner ersten Novellen erinnert in irgend einem Punkte an Mörike. Storms Lyrik verdankt Mörike eine ansprechendere Strophenform als den Vierzeiler, auch bedient unser Dichter sich nach dem Bekanntwerden mit Mörike ungereimter, nicht strophisch abgeteilter Verse, wie dieser sie nicht selten geschrieben.

Näher zeigt beide Dichter aber, und darin ist der ältere dem jüngeren vielleicht nicht minder wegweisend und fördernd gewesen, ihre gemeinsame Lebensauffassung, Denk- und Gefühlsweise Beide wurzeln tief in ihrer Heimat, in beider Werke findet das seinen Ausdruck. Den Hang zum Idyllischen haben beide gemein. Sie begegnen sich dabei in der Vorliebe zu allem, was „du siècle passé“. Den Neigungen zum Phantastischen und Wunderbaren gehen beide gerne nach, ihre Novellengestalten statten sie nicht selten mit diesen ihnen selbst anhaftenden Zügen aus. In ihren Märchen verflechten sie beide in gleicher Weise Leben und Fabel. Ihr Humor läßt oft einander ähnliche Einfälle hervorbringen, so wird z. B. Storms „Von Katzen“ Mörike als Autor zugeschrieben. Storm hat uns mehr als einmal erzählt, was ihn an Mörike anzog und mit ihm verband. Und Mörike bezeugt auch nur, wie verwandt er sich mit dem Dichter Storm fühlte, wenn er an ihn schreibt: „Höchst angenehm frappiert hat mich die große Ähnlichkeit Ihres Nordens mit unserer süddeutschen Gefühls- und Anschauungsweise“ [1]).

4. Goethe.

Von ungleich geringerer Bedeutung als die Dichtungen eines Eichendorff, Heine und Mörike ist Goethes große Kunst für

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 9. Brf. Mörikes v. 26. Mai 1853.

dichterisches Schaffen geworden. Wohl ist ein Einfluß an einigen Stellen zu verspüren, Storm sagt auch selbst, Goethes „Faust" sei von entschiedenem Einfluß schon in der Lübecker Schulzeit auf ihn gewesen[1]), aber die Zahl der beizubringenden Belege bleibt in Hinblick auf die Bedeutung der drei vorherbehandelten Dichter nur klein.

Und die Äußerungen Storms, die er über Goethes Lyrik — nur über diese liegen Äußerungen vor, über Goethes anderes vielseitiges literarisches Schaffen habe ich keine gefunden — getan hat, lassen eigentlich auch kaum mehr erwarten. Goethe scheint für Storm schon zu den Alten gehört zu haben, von denen schon vieles überholt ist. Bächtolds Worte in der Vorrede zum Mörike-Storm-Briefwechsel sind schon angeführt[2]). Aber auch einige andere Äußerungen Storms deuten darauf hin. So schreibt er in einer Besprechung, nachdem er sich über das Schaffen des Lyrikers ausgelassen hat: „Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zur Produktion nötigen, dann aber auch wie mit Herzblut alle einzelnen Teile des Gedichts durchströmen. Eine Folge hiervon und zugleich ein Beweis für unsere Ansicht ist es, daß selbst unsere besten Lyriker, wie Günther, Hölty, Goethe, Claudius, Uhland nur wenige Lieder geschaffen haben, welche die seit ihrem Erscheinen verflossene Zeit überdauerten"[3]).

In der Vorrede zu den „Liebesliedern" heißt es: „Von ihren Liedern [Claudius, Bürger und Goethe] aus datiert sich die neue deutsche Lyrik, welche bis auf die Gegenwart in steter Fortentwicklung geblieben ist"[4]).

Von einer Bedeutung Goethes für Storms Dichtungen ist dementsprechend nur wenig wahrzunehmen.

---

1) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890. S. 273 $_2$. Brf. v. 21. Aug. 1873.

2) S. 46.

3) Literatur-Blatt Nr. 4 d. Deutschen Kunstblattes 1854 S 14

4) Liebeslieder XV.

Erich Schmidt will Storms „Immensee“ mit Goethes „Werther“ zusammenbringen. Die Ähnlichkeit liege jedenfalls tiefer als in der Gruppierung [1]). Ich glaube nicht, daß Storm bei der Abfassung seiner Erstlingsnovelle jemals an Goethes „Werther“ gedacht hat.

Eher erinnert in der Novelle „Schweigen“ die Einführung der weiblichen Hauptperson [2]) an Lottes erstes Erscheinen im „Werther“. Beide Mädchen werden in der Geschäftigkeit des Hauses gezeigt, in der Sorge und Pflege der jüngeren Geschwister. Näher noch stellt sich Storms Mädchengestalt in ihrer häuslichen Tätigkeit zu Gretchen, die auch um ein armes Würmchen bemüht ist, während die Mutter ihm nicht die nötige Hilfe angedeihen lassen kann.

In dieser Novelle weist noch ein anderer Zug auf Goethe. Als er in das Sesenheimer Pfarrhaus eintritt, spinnt er seinen Vergleich mit Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ in Muße aus. Der Frau Pastorin in Storms Novelle kommt, als ihre Tochter eine Frau Försterin werden soll, das romantische Forsthaus aus dem „Freischütz“ in den Sinn, und Storm unterläßt nicht, sie Vergleiche zwischen ihrer blonden Anna und der schönen Agathe ziehen zu lassen [3]).

In der Novelle „Renate“ erinnern die Worte des verliebten Josias über das Eintreten der Heldin ins Zimmer: „Da that die Thür sich abermalen auf und geschahe mir, als sei es itzt jählings helle worden“ [4]) an Goethes Worte in „Dichtung und Wahrheit“, als Friederike plötzlich in die Pfarrstube tritt [5]). In dieser Novelle findet sich auch ein an Goethes Gedicht „An den Mond“ erinnerndes „Nur unterweilen, zumal wenn ich zum abendlichen Spaziergange dem Ufer der Saale entlang wandelte, wenn die Wasser sich rötheten und ihr sanftes Strömen an mein Ohr klang, überfielen mich wohl schwere sehnende Gedanken nach der Heimat; und wenn dann im Südost der Mond

---

[1]) Er. Schmidt, Char. I. S. 405.

[2]) W. VII. S 72.

[3]) W. VII. S. 82.

[4]) W. V. S. 28.

[5]) Goethe W. XXIII. S. 263.

emporstieg und mit seinem bleichen Licht die Gegend füllte..." [1])

Von Gedichten Storms deuten „Die Herrgottskinder" [2]) in ihren Hans-Sachsischen Versen auf Goethes Nachahmungen des alten Meisters.

Storms „Zur silbernen Hochzeit" [3]) lehnt sich in der Festzugmanier deutlich an Goethes Festzug im Faust „Oberons und Titanias goldene Hochzeit" [4]) an, woher Storm auch Versmaß und Strophe nimmt. Ebenso bedient er sich in seinem „Lied des Harfenmädchens" [5]), das er nachträglich für „Immensee" dichtete, um dem Harfenmädchen ein Lied in den Mund zu legen, der Form und des Versmaßes einer Goetheschen Gedichteinlage, des Liedes Clärchens aus „Egmont" [6]).

Zu Goethes „Nachtgesang" [7]) stellt sich im „Liederbuch" [8]) ein „Hörst Du?". Sagt Goethe:

„Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?,"

so hat Storm:

„Schlafe du! aus weiter Ferne
Lull dich ein mein Schlummerlied.

Es ist augenscheinlich, Goethes Bedeutung für Storms Dichtung ist nicht allzugroß. Storms eigene Worte über Goethes Lyrik bestätigen dies Ergebnis nur, auch die Tatsache, daß nur 12 Gedichte unseres größten Lyrikers in das „Hausbuch aus deutschen Dichtern", in dem Storm das zusammenfaßte, was während eines Zeitraumes von mehr als dreißig Jahren seine besondere Teilnahme erregt hat [9]) und in dem er Dichter wie Claudius, Rückert, Lenau mit einer größeren Anzahl von Gedichten als Goethe vertreten sein ließ, ändert daran nichts.

Die Zahl der Belege für den Einfluß der behandelten Lyriker auf Storm ist, wie die Untersuchung erkennen läßt,

1) W. V. S. 49.
2) W. VIII. S. 289.
3) W. VIII. S. 294.
4) Goethe W. XIII. S. 183 ffg.
5) W. VIII. S. 196.
6) Freudvoll und leidvoll usw.
7) Goethe W. I. S. 57.
8) Liederbuch S. 86.
9) Hausbuch V.

nicht unbeträchtlich. Ich hielt es für zweckmäßig, ihre Bedeutung auf Storms erzählende Kunst nicht ganz zu übersehen, denn einmal gewinnt die Annahme von der Beeinflussung unseres Dichters durch einen anderen durch die größere Anzahl von Beispielen an Überzeugungskraft, zum andern tritt die Bedeutung eines Dichters für Storm um so klarer zutage.

Zum größten Teil stammen die Belege aus den Gedichten der ersten Schaffensperiode. In dieser ist Storm allerdings ganz Schüler, der seine Vorbilder um ihretwillen nachahmt. Am deutlichsten und weitgehendsten ist der Einfluß eines Heine und Eichendorff. Er lernte sie kennen nach der geistigen Hausmannskost des Husumer Schultisches, von dem die deutsche Poesie als Luxusartikel ganz verbannt war [1]). Darum mußte ihn Heines und Eichendorffs Lyrik doppelt mächtig in ihren Bann ziehen. Mit Mörike wird Storm erst am Ende seiner Lehrzeit bekannt. Ist der Eindruck auf ihn auch groß, so ist doch jene Sorglosigkeit geschwunden, mit der der Staunende einst Heine und Eichendorff kopierte.

Diese Art der Produktion ist in der Zeit vor dem Erscheinen des Liederbuches bei weitem die häufigere. Von einer ganzen Reihe von Gedichten, die den Stempel Heinescher oder Eichendorffscher Poesie tragen, läßt sich ohne Bedenken sagen, daß sie nur dem Bestreben Storms ihre Entstehung verdanken, es einem Vorbilde gleichzutun. Was ihm gefällt, möchte er auch können, und er versucht es.

Storm, dem wahrlich nicht der Zug in die weite, weite Welt eigen war, er tut dennoch, als ob er zu einem fahrenden Sänger ganz das Zeug hätte. Er dichtet Eichendorff so gänzlich unstormisch nach: „Musikanten wollen wandern . . .“ Wahrer zeigt er sich in zwei Gedichten, die aus dem Liederbuch in die gesammelten Werke übergingen. Die Gedichte „An die Freunde“ [2]) und „Weihnachtsabend“ [3]) sind schon von jenem heimatseligen

1) W. III. S. 128.
2) W. VIII. S. 291.
3) W. VIII. S. 298.

Zuge getragen, wie er uns besonders stark in dem Storm der Verbannungszeit von 1853—64 entgegentritt. Im „Weihnachtsabend“ geht es allerdings auch noch nicht ohne romantische Zutaten ab.

Heinrich Heine regte den Jüngling zu noch weitergehendem Schaffen an. Storms Erinnerung an sein Bekanntwerden mit dem „Buch der Lieder“ zeigt, wie bedeutsam der Eindruck auf ihn war. „Die Grazie von Heines scheinbar so nachlässigen Versen“ [1]) hatte einst den jungen Hebbel zur Nachahmung gereizt. Auch Storm versucht sich in der Heineschen Versmanier, ohne den Inhalten dieser neuentstehenden Gedichte seine Teilnahme zu schenken. Oder er ahmt Heine auch mit seinen witzigen Endpointen nach, wobei er wegen Stoffmangels einmal sogar zu den Manuskripten seines Freundes Theodor Mommsen greift [2]). Oder Storm besingt die Geliebte, bringt ihr Ständchen mit der Guitarre, preist „An dem zarten schlanken Leibchen Bis zur Stirne auf und nieder Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen . . .“ und will ihr die Schleppe tragen, ihre Launen gehorsam erfüllen — alles, wie wir es auch bei Heine finden.

Frei von dieser sklavischen Nachahmung erscheint Storm erst in den Gedichten, die nach der Veröffentlichung des „Liederbuches“ entstehen. Wohl sind auch in diesen noch, aber in viel geringerem Maße, Anklänge an die ihm vorbildlichen Lyriker zu bemerken, überwiegend an den erst jetzt in seinen Gesichtskreis tretenden und von ihm sehr hoch eingeschätzten Mörike. Aber Storm verwendet jetzt ihre ihm besonders gefallenden Kunstmittel maßvoll; ihretwegen verfaßt er keine Gedichte mehr. Die Erfahrungen seines eigenen, bewegten Innern werden ihm zu Inhalten seiner Dichtungen. Unsere Untersuchung erkannte Goethes Einfluß auf Storm als nicht überaus bedeutsam. Eins aber verdankt Storm vielleicht keinem so sehr wie Goethe — und das macht unseren Altmeister auch zu Storms erstem Lehrmeister — nur das dichterisch zu gestalten,

1) Hebbels W. X. S. 415. her. v. R. M. Werner.

2) Vergl. Liederbuch S. 135 u. W. VIII. S. 292.

was „durch die Wirklichkeit angeregt“, was er erlebte, ihm „auf die Nägel brannte und zu schaffen machte“, um diese bekannten drastischen Ausdrücke zu gebrauchen. Storm selbst hat auf die Hauptforderung für das lyrische Schaffen, für die Kunst „zu sagen, was ich leide“, oft gerade mit diesem Goetheschen Wort hingewiesen. Seine theoretischen Äußerungen über die Art des dichterischen Gestaltens fordern wie die Goethes als Grundlage alles lyrischen Schaffens das Erlebnis.

Kapitel II.

Konzeption der Gedichte der Reifezeit.

Das Erlebnis und Storms lyrisches Schaffen.

Wie Goethe darf auch Storm von sich sagen, seine Lyrik — ihre ersten Anfänge kommen billigerweise nicht in Betracht und können natürlich nicht gegen unsere Behauptung sprechen, wie ja auch Goethes Jugendgedichte alles andere sind als Bruchstücke der großen Konfession — sei durchaus erlebt, der Ausgangspunkt seines lyrischen Schaffens sei von der Mitte der vierziger bis zur Mitte der sechziger Jahre des Jahrhunderts das Erlebnis. Eine lange Reihe von Äußerungen Storms gibt uns Auskunft, welche Bedeutung er dem Erlebnis für das dichterische Gestalten beimaß. Wir wissen von Fontane, daß sich Storm während seines Potsdamer Aufenthaltes oft theoretischen Betrachtungen über lyrisches Schaffen hingab. Fontane gesteht, er habe bei Behandlung solcher Themata keinen anderen so Wahres und Tiefes sagen hören[1]). In dieser Zeit übernahm Storm auch Rezensionen lyrischer Neuerscheinungen für das „Deutsche Kunstblatt“. In ihnen finden sich Storms früheste Aufzeichnungen seiner Ansichten über poetische Produktion. Daß seine drei[2]) Artikel ihm mehr bedeuteten als flüchtig verfaßte

---

1) Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 223.

2) Es sind das Kritiken über „Lieder der Liebe“ von Niendorf, über Lieder von Rodenberg und Preller, über „Groths „Hundert Blätter“. Sie sind anonym gedruckt. Storm macht auf sie in einem Brief an Mörike aufmerksam: „Falls Ihnen das Eggers'sche Kunstblatt dort zur Hand sein sollte, so sehen Sie sich vielleicht einmal die von mir ge-

Kritiken, zeigt sein Hinweis in einem Brief an Mörike auf sie, der davon Notiz nehmen möchte, damit sie mancher brieflichen Äußerung zum Fundamente dienen könnten[1]). Storm schreibt in einem der Aufsätze: „Die besten lyrischen Gedichte sind . . . immer unmittelbar aus der vom Leben gegebenen Situation herausgeschrieben worden; die höchste Gefühlserregung wird, wie das Jeder schon im täglichen Leben an sich erfahren mag, auch immer den schlagendsten Ausdruck finden; und wenn Göthe einmal den Ausspruch gethan, es müsse der Dichter sich den Stoff durch die Zeit erst in eine gewisse Form rücken lassen, ehe er an die Behandlung desselben gehe, so sind doch grade seine Lieder von unsterblichster Wirkung nachweislich unter der Herrschaft des Momentes entstanden[2]). Wie Goethe von Gedichten, aus der Luft gegriffen, nichts hält, so auch Storm: „Es beruht . . . das willkührliche und massenhafte Produciren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Productionen auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst; denn bei einem lyrischen Gedichte muß nicht allein, wie im übrigen in der Poesie, das Leben, nein, es

---

schriebenen drei Artikel über Niendorfs Lieder der Liebe, und Klaus Groths Paralipomena . . . an." Diese beiden genannten Artikel wurden von Bab in Westermanns Monatsheften wieder ans Tageslicht gezogen (Bd. 99, 1906, S. 833 ffg), der fehlende dritte Artikel damit ganz aus der Welt getan, indem gesagt wird, Storm habe statt „zwei Artikel" irrtümlich „drei" geschrieben. Ich glaube in der Besprechung der Rodenbergschen Lieder den noch bis dahin nicht erkannten dritten Artikel gefunden zu haben. Ein Satz daraus (vergl. S. 15) kehrt bei Storm in zwei poetischen Fassungen fast wörtlich wieder. Außerdem spricht der Kampf gegen die „Phrase", wie auch in den anderen beiden Auffätzen zu finden, für Storms Autorschaft; ebenso eine beiläufige Kritisierung Geibels. Ein mit diesem Artikel durch überleitenden Satz verbundener über Preller bringt als zwei gelungene Gedichte von ihm ein „Mädchenlied" und ein „Genrebild", die später auch in die „Liebeslieder" (S. 209) und das Hausbuch (S. 672) aufgenommen werden. Dies wird bestätigt durch jetzt veröffentlichten Briefe Fontanes.

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 34. Brf. Storms v. Jahre 1854.

[2]) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 14

muß gradezu das Erlebnis das Fundament desselben bilden. Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zur Production nöthigen, dann aber auch wie mit Herzblut alle einzelnen Theile des Gedichtes durchströmen"[1]). In diesem letzten Satze schildert Storm sein eigenes Schaffen. Nicht viel später schreibt er an Mörike Ähnliches: „Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form. Daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von den Erregungen des Tages . . ."[2]). Darum verlangt er auch, daß seinen Gedichten das Kriterium der Ursprünglichkeit nicht abgesprochen werde. Worte Emil Kuhs über Storms Lyrik: „Nicht die stärksten und nicht die höchsten Bewegungen der Seele stürmen durch seine Gedichte"[3]) werden entschieden von ihm zurückgewiesen. Nicht anders verfährt er mit dessen Meinung, es käme doch eigentlich der volle Herzton in seiner Lyrik nicht so recht heraus[4]).

Es ist zu verstehen, wenn Storm auf das wärmste für die Bedeutung und den Wert der Lyrik eintrat. Nichts ist für ihn unrichtiger als die Meißnersche Parallele:

„Im Gartenteich wird nie ein Schiffer scheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen."

„Denn gilt es dabei auch nicht einen Berg zu versetzen, so gilt es doch eine Perle zu finden, und nur wenige Muscheln haben Perlen"[5]).

Gegen die Durchschnittslyriker geht er allerdings mit scharfer Kritik vor. Aus jeder spricht auch hier seine bekannte Forderung

---

[1]) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 14.

[2]) Mörike-Storm-Brfw. S. 58. Brf. Storms v. 2. Dez. 1855.

[3]) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890. S. 377 $_2$. Brf. Storms v. 29. Nov. 1874.

[4]) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890. S. 377 $_2$. Brf. Storms v. 29. Nov. 1874.

[5]) Hausbuch X.

des Erlebnisses als Grundlage des lyrischen Schaffens. Das formell schöne Liederbuch Leutholds findet wenig seinen Beifall, denn „ihm fehlt das ‚Tirili‘, der schmackhafte Herzschlag, mit dem auch die Lerche ihr Lied herausjubelt und die Nachtigall es herausklagt; und wo der nicht ist, fehlt auch der volle Klang, ohne den ich keine Lyrik anerkenne“[1]). Leistungen namhafter lebender Poeten verwirft er, in denen nur „eine bequeme Gefühlsanwandlung zu einem Lieder-Dutzend ausgemünzt ist“, ebenso „alle die Wässerlein, die so glatt und zierlich über das Herz der Poeten hinrieseln, deren Quellen aber ganz anderswo zu suchen sind“[2]). „Die meisten unserer sogenannten Dichter aber sind ihrem eigentlichen Wesen nach Rhetoriker mit mehr oder minder poetischem Anstrich und der lyrischen Kunst so gut wie ganz unmächtig“[3]). So sind ihm vor allem Geibels Dichtungen „weder aus einem Drange der Phantasie oder des Gedankens, noch der Empfindungen, sondern vielmehr aus der anmuthigen Gewohnheit musikalischer Rhythmenbildung“[4]) hervorgegangen. An anderen Poeten rügt er, daß ihre Gedichte „aus der süßen Gewohnheit des Versemachens“ entstanden seien, nicht aus dem Drang, ein inneres Erlebnis poetisch zu fixieren[5]), daß ihre Lieder keineswegs zeigten, „daß sie sich ihren Stoff durch Kampf und Schmerz zu innerem Eigenthum erworben“ hätten[6]). Und von einem gewissen Liebesliederdichter sagt er: „Man fühlt, daß es dem Verfasser mehr um das Versemachen als um die Liebe zu thun gewesen ist“[7]).

Auch Conrad Ferdinand Meyer ist in Storms Augen kein Lyriker; „dazu fehlt ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck der Empfindung, oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst“[8]). Heyses Lyrik ist „mehr vom Geist als

---

1) Storm-Keller-Brfw. S. 135. Brf. Storm. v. 2. Jan. 1882.
2) Liebeslieder XIV. 3) Hausbuch XI.
4) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 25.
5) Liebeslieder XVII.
6) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 25.
7) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 14.
8) Storm-Keller-Brfw. S. 162. Brf. Storms v. 22. Dez. 1882.

von der Empfindung aus geschrieben; . . . so sind eine Menge solcher fast gleichwertiger Sachen entstanden . . ."[1]).

Wie richtig Storm erkannte, daß das Mangelhafte vieler Gedichte schon in ihrer Entstehung begründet liege, zeigen uns seine Äußerung über Groths hochdeutsche Gedichte und Groths eigene Worte über ihr Zustandekommen. Bei aller Wertschätzung der plattdeutschen Lyrik des Landsmannes, die „überall auf dem Boden des Erlebnisses und der leibhaftigsten Wirklichkeit"[2]) stände, übersah Storm das Schülerhafte der „Hundert Blätter" nicht. Er erblickte darin nur die notwendige Folge einer mäßigen und oberflächlichen Gefühlserregung, welcher diese Gedichte ihr Leben verdanken[2]). Und vergleichen wir damit, was Groth selbst eingesteht: „Ich habe die Liebe garnicht gekannt. Was ich gesungen, war Sehnsucht nach Liebe. Das Mädchen in meinen Hundert Blättern habe ich nur gesehen, nur Gleichgültiges mit ihr gesprochen, ich dachte mir schon, daß sie verlobt sei . . ."[3]), so müssen wir Storm recht geben.

Dem massenhaften Produzieren stellt er seine Forderung entgegen: es wird die Offenbarung abzuwarten sein, wie bei allem, was heilig ist[4]). Er erkennt, was den meisten seiner zeitgenössischen Dichter trotz Goethes leuchtendem Vorbild noch nicht aufzugehen schien, daß in der Entstehung des Gedichtes das Erlebnis die Hauptsache sei, daß nur ein stark bewegtes Gefühl den „schlagendsten Ausdruck" finden, allein zur Wiedergabe im Stil befähigen werde.

Storms eigene reife Lyrik, die Jahre ihrer Abfassung, die Dauer seines Schaffens zeigen, daß er ein Lyriker ganz in dem von ihm geforderten Sinne war. Er wurde nur von seinen mächtig erregten Gefühlen zur Produktion getrieben.

Genau besehen kommt ihm die Einsicht, nur aus der Er-

---

[1]) Storm-Keller-Brfw. S. 197. Brf. Storms v. 8. (13.) Juni 1884.

[2]) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 75.

[3]) Groths Briefe an seine Braut. Herausgeg. v. Hermann Krumm in W. Ill. D. Mon. August-Nr. 1910.

[4]) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854 S. 15.

fahrung des eigenen Gefühlslebens für seine lyrischen Dichtungen zu schöpfen, spät. Er ist nahezu ein Mann von dreißig Jahren, ehe er uns seine ersten tiefempfundenen Lieder schenkt. Ein Goethe, ein Heine fanden als kaum Zwanzigjährige schon manchen ihrer unsterblichen Töne. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Storm in diesem Alter überhaupt noch keine literarische Schulung besaß und daß auch wohl noch keine heftig erregenden äußeren Erlebnisse sein Inneres aufwühlten, um ein für sein lyrisches Schaffen erforderliches Maß gesteigerter Gefühle zu erzeugen.

Diese Erregung packt erst den Mann, und eigentlich packt sie ihn auch dann nur dreimal. Storm gehört als Friese zu einem knorrigen, hartköpfigen, schwererregbaren Menschenschlag. „Den Boden, auf dem er steht und der ihm Nahrung gibt, dem feindlichen Elemente des Meeres abringend und gegen dasselbe behauptend, hat der Nordfriese gelernt, gleichmäßig und ruhig nach außen zu erscheinen und alle Leidenschaft ins Innere zurückdrängen“[1]. Viererlei vermag vor allem, in Storm diese Leidenschaft zu entflammen: sein junges Liebesglück, der Anblick der heimatlichen Landschaft, das brutale Schalten und Walten der dänischen Fremdlinge in der freien schleswig-holsteinischen Heimat und der Tod der Gattin. Die Gedichte, denen diese äußeren Erlebnisse zu Grunde liegen, bilden den größeren Teil von Storms Lyrik. Gedichte, die anderen durch äußere Anlässe erregten Gefühlen als seinen Liebes- und Heimatgefühlen entwachsen, stehen vereinzelt dazwischen; es sind solche, die auf einem bewegten Selbstgefühl beruhen oder durch gewisse Fragen der Ethik und durch das metaphysische Problem des Todes, des Zieles unseres Daseins, hervorgerufen werden. Einige wenige Gedichte nehmen auch ihren Ursprung aus Storms Neigungen zu imaginären Phantasievorstellungen.

Die objektiven Tatsachen in der Psychologie des dichterischen Schaffens sind nur zu erkennen, wenn wir die Lebensbedin-

[1]) Schütze S. 4.

gungen und Lebensumstände des Dichters erforschen, gleichsam die Beschaffenheit des Erdreiches kennen lernen, dem die poetischen Erzeugnisse entsprießen. Denn daß der dichterisch Schaffende sich immer in hochgradiger Spannung des Gefühlslebens befinde, das ist seit Goethes Tagen immer wieder erkannt und zum A und Z aller poetischen Gestaltung gemacht worden. Im lyrischen Schaffen wird der Dichter seinen Gefühlsanteil an den in sein Bewußtsein tretenden Lebenserscheinungen zum Ausdruck bringen. Der Vorgang also, der zur Konzeption eines lyrischen Gebildes führen kann, ist kurz folgender: Eine Erfahrung, ein Ereignis, ein äußeres Erlebnis bewegt und steigert dieses oder jenes Gefühl im Dichter, schafft so seinen Gefühlsanteil an den Lebenserscheinungen, das innere Erlebnis. Dies innere Erlebnis treibt, befähigt aber auch erst zu poetischer Gestaltung. Die Grundlagen dieses inneren Erlebnisses können und müssen nun als objektive Tatsachen im lyrischen Schaffen aufgeklärt werden. Zwei Seiten werden wir bei dieser Analyse zu scheiden haben: einmal wird die Konzeption auf dem Gefühlsleben des Schaffenden beruhen, zum andern auf seinem phantasie- und verstandesmäßigen Denken. Das wird bei den verschiedenen Dichtern bald mehr so, bald so sein. Bei Storm wird das Gefühlsleben ganz überwiegend die Grundlage für sein lyrisches Schaffen abgeben, wohingegen bei den von ihm getadelten Dichtern der Verstand der Vater der Konzeption sein wird.

Ich werde in der Analyse so vorgehen, daß ich zuerst das Gefühlsleben des Dichters der Untersuchung unterziehe, um dann den äußeren Erlebnissen nachzugehen, die seine Gefühle in Bewegung setzen und so zu poetischer Gestaltung veranlassen. Der größte Teil der Gedichte wird auf diese Weise entstanden sein. Der übrig bleibende kleine Teil der Lyrik wird in Storms Phantasiebegabung seine Grundlage haben[1]).

---

[1]) Vergl. Storm-Eggers Brfw., S. 16. Brf. Storms v. 13. März 1853. „W. Menzel . . . sagt, es überwiege bei mir die Phantasie das Gefühl. Das ist gewiß unrichtig."

1. Gefühlsleben und Lebensanschauung als Grundlage des lyrischen Schaffens.

a) Das Selbstgefühl.

Storms Selbstgefühl war gesund und kräftig entwickelt, seine Selbsteinschätzung als Dichter könnte sogar etwas übertrieben anmuten. Maßvoll, wie Goethe seinen eigenen Wert bekannte, hat er sich nicht geäußert. Fontane kann Storms Selbsteinschätzung nur als kolossal hoch bezeichnen, auch wirft er ihm Unterschätzung des Alltagsmenschen, des Philisters, des Nichtdichters vor [1]). Gewiß, den Künstler in sich hat Storm keineswegs gering geschätzt, aber als Mensch, das muß der Fontaneschen Äußerung unbedingt entgegengehalten werden, hat er sich nie mehr gedünkt als andere Menschen. Jeden Standesdünkel und -stolz trat er heftig entgegen, weil sie zu leicht nur dazu führen könnten, den Menschen vergessen zu machen, daß er doch im Leben schließlich nur sich selber hätte [2]). Er legte das Hauptgewicht auf die Ausbildung der Persönlichkeit, nicht auf Gewinnung von Rang und Ansehen und Orden [3]).

Als Storm zur Vorstellung bei seinen zukünftigen Behörden in Berlin weilte, machte er sehr bald seine Beobachtungen über dies „große Militärkasino" mit seinem „Hof-, Garde- und Lakaiengeist". An Fontane schreibt er nach seinem Berliner Aufenthalt: „. . . Gleichwohl ist in der Berliner Luft etwas, was meinem Wesen widersteht, und was ich auch bis zu einem gewissen Grade zu erkennen glaube. Es ist, meine ich, das, daß man auch in den gebildeten Kreisen Berlins den Schwerpunkt nicht in die Persönlichkeit, sondern in Rang, Titel, Orden und dergleichen Nipps legt, für deren auch nur verhältnismäßige Würdigung mir, wie wohl den meisten meiner Landsleute, jedes Organ abgeht. Es scheint mir im

---

1) Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 228.

2) W. VIII. S. 247.

3) Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 215. Brf. Storms an Fontane v. 23. März 1853.

Ganzen ‚die goldene Rücksichtslosigkeit' zu fehlen, die allein den Menschen innerlich freimacht und die nach meiner Ansicht das letzte und höchste Resultat jeder Bildung sein muß. Man scheint sich, nach den Eindrücken, die ich empfangen, in Berlin mit der Geschmacksbildung zu begnügen, mit der die Rücksichtnahme auf alle Faktoren eines bequemen Lebens ungestört bestehen kann, während die Vollendung der sittlichen, der Gemütsbildung in einer Zeit wie die unsere, jeden Augenblick das Opfer aller Lebensverhältnisse und Güter verlangen kann"[1]). Hieraus spricht, daß ihm die Ausbildung des Selbstgefühls, die Ausbildung zu einer Persönlichkeit am meisten erstrebenswert schien. Alle ein gesundes Selbstgefühl hemmenden Gesinnungen und Handlungen wollte Storm vermieden wissen, auch wenn es nicht ohne Konflikt mit der Umwelt abgehen würde, die sittliche Vollendung des Ichs wollte er nicht durch kleinliche Interessen im Leben verkümmert sehen. Eine andere Briefstelle, auch an Fontane, der aber für diese „philiströsen Wichtigkeitsgefühle" wenig übrig hatte, spricht Ähnliches aus: „... Fragen Sie Ihren Grafen Arnim doch einmal, ob er dem Professor Dove oder dem Maschinenbauer Borsig auch seine Tochter zur Ehe geben wolle! Ich verlange das keineswegs unbedingt von dem Grafen Arnim, aber es ist jedenfalls ein Probierstein für das ‚Nivellement'. Ich habe es mir oft selber vorgesprochen und lassen Sie mich's hier — ich weiß gerade nicht in welchem näheren Zusammenhange mit unserer Correspondenz — einmal niederschreiben: ein junger Mann sollte zu stolz sein, in einem Hause zu verkehren, wovon er bestimmt weiß, daß man ihm die Tochter nicht zur Frau geben würde"[2]).

Storm wurde durch dies Vorherrschen der negativen Persönlichkeitsgefühle, diese Knechtung jedes gesunden Egoismus und Heranbildung aller männlichen Haltung baren Unterwürfigkeit tief empört, war ihm, dem Sohne des freien Friesen-

---

[1]) Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 215. Brf. Storms v. 23. März 1853.
[2]) Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 216. Brf. Storms v. 5. Juni 1853.

volkes, das mit Stolz auf seine Freiheitskämpfe zurückblickte und sich rühmte, daß der Adel bei ihm nie habe festen Fuß fassen können, doch solche geringe Selbstachtung ganz fremd. In einem Gedicht für seine Söhne[1]) fand bald nach diesem Berliner Aufenthalt 1852[2]) sein empörtes Selbstgefühl poetischen Ausdruck. Man kann sagen, es ist mit den Briefen Fontanes, aus denen die vorhergehenden Äußerungen geschöpft sind, gleichzeitig entstanden. Die goldene Rücksichtslosigkeit[3]) wird schon in Anführungsstriche gesetzt, die vierte Strophe des Gedichtes erscheint aber noch in Prosa, auch ist ihr Inhalt etwas anders gewendet:

„Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren."

Und was Storm in den erwähnten Briefen als Vorwurf vorbringt, faßt er hier als Mahnung in den Versen zusammen:

„Aber hüte deine Seele
Vor dem Carriere-Machen.

„Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber."

So beruht dies Gedicht durchaus auf Erfahrungen, die sich an ein Gefühl wenden, das kräftig in unserem Dichter ausgebildet ist und das, bewegt, in ihm die von ihm selbst bezeichnete Vorbedingung zu lyrischer Gestaltung schafft. Wie tief die sittliche Forderung der Ausprägung der Persönlichkeit im Menschen nun einmal in ihm wurzelte, möge auch noch eine Äußerung über seine nicht lange nach den Potsdamer Jahren entstandene Novelle „Im Schloß" zeigen: er werde durch diese Novelle wohl seine Leser der Junkerpartei ein für

---

[1]) Gedicht „Für meine Söhne" W. VIII. S. 247.

[2]) Um die Weihnachtszeit.

[3]) Zuerst in einem Brf. an Mörike v. 26. Nov. 1850. Mörike-Storm-Brfw. S. 7.

allemal einbüßen, so wie alle, die nicht auf dem Standpunkt des reinsten Menschentums ständen, was ihm aber auch eben nicht unliebsam wäre. Von seinem reaktionären Verleger aufgefordert, diese Arbeit zu unterdrücken, schreibt er nur: „Aber — diese Arbeit bin ich selbst, mehr als irgend etwas, das ich sonst in Prosa schon geschrieben hätte"[1]). Und sie wurde veröffentlicht. Wir sehen, in allem das gleiche selbst- und zielbewußte Handeln, wo es gilt dem Guten das Wort zu reden.

Berührte der preußische Militär- und Beamtengeist, den alles in dem preußischen Versailles zu atmen schien, Storm in tiefster Seele schmerzlich und sprach er mit heiligem Eifer dagegen — seine Briefe sind voll davon — so konnte ihm doch der spießbürgerliche Wettlauf seiner kleinstädtischen Mitbürger nach einem Platz im Staatskalender nur ein Lächeln des Mitleids abgewinnen. „Wischt man ihnen die Staatskalendernummer von der Stirn, so sitzen sie da wie ausgeblasene Hülsen", oder

„Kommt nur der rechte Regentropf
Und wäscht die Nummer ihm vom Kopf,
So ruft gewiß ein Jeder:
Herr Gott, ein Kerl von Leder!"[2])

Aus allem spricht eine edle Auffassung von dem Werte der Persönlichkeit und die Mahnung, sich die Achtung vor ihr in allen Lebensumständen zu wahren.

Nicht minder bewahrte er seine männliche Haltung in dem Kampfe seiner Heimat mit den dänischen Eindringlingen. So mancher verstand auch unter der dänischen Herrschaft sein Brot daheim zu essen. Storm aber hielt es für seine Pflicht, seine Mitbürger, soweit er dazu Gelegenheit hatte, „gegen die Willkür der neueingesetzten Königl. Dänischen Behörden mit voller Rücksichtslosigkeit zu vertreten"[3]). Deswegen wurde ihm die Bestallung kassiert. „In dieser Veranlassung," schrieb er damals,

---

[1]) Brfe. in d. Heimat S. 179/180. Brf. Storms v. März 1862.

[2]) W. VIII. S. 222.

[3]) Mörike-Storm-Brfw. S. 11. Brf. Storms v. 12. Juli 1853.

„und weil ich mich nicht, wie es leider jetzt von Vielen geschieht, zu Schritten herlassen kann, die meiner Überzeugung und den Pflichten gegen meine deutsche Heimath widersprechen, bin ich jetzt eben in Begriff nach Preußen überzusiedeln" [1]. Gern wäre er in der Heimat geblieben, „wenn er nur ein Stück Brot und jenes unentbehrliche ‚sanfte Ruhekissen' des alten Sprichworts sich hätte erhalten können" [2]. Aus der Fremde schreibt er: „Ja, könnten wir mit vollen Ehren und ganzer Persönlichkeit zurück in die Heimat" [3].

Aus den Tagen, wo er in die Fremde gehen mußte, stammt das Gedicht „Abschied" [4].

„.. Geht immerhin — denn eure That ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu theuer,
Dafür euch in der Heimath euer Brot! [4])
. . . .
Nennt nur das Leben eures Volkes Lüge
Und die Begeistrung, die euch einst beseelt," [5])

ruft er den Verrätern an der deutschen Sache zu. Wie mußte ihn dieser Wankelmut, diese Untreue am eigenen Ich in Erregung setzen, der er Amt und Brot daran gab, um

„Vom Leben fest mich selber zu gewinnen,
Wenn Andres nicht, so doch ein ganzes Herz" [6]).

Kein Wort der Reue ertönt in der Ferne über seine dänenfeindliche Haltung in diesem Kampfe, obgleich er die Heimat deswegen missen muß. Er ruft als Trost aus: „Hehle nimmer mit der Wahrheit! Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue" [7]).

Dem Affekt der Reue, diesem Ausdruck eines negativen Selbstgefühls, hat er immer seine Abneigung entgegengebracht.

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 11. Brf. Storms v. 12. Juli 1853.

[2]) W. I. S. 174.

[3]) Brfe. i. d. Heimat S. 50. Brf. Storms v. 18. Dez. 1854.

[4]) W. VIII. S. 245.

[5]) Vers nur in der „Argo" Belletrist. Jahrbuch f. 1854. Dessau 1854. S. 310.

[6]) W. VIII. S. 244. [7]) W. VIII. S. 247.

„Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht auch Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du thätst es noch einmal, mein Herz."[1])

Ganz spiegelt sich auch seine Persönlichkeit wieder in einem der „Sprüche":[2])

„Der Eine fragt: Was kommt danach?
Der Andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht."

Irreführen könnte bei einer Charakteristik des Selbstgefühls Storms seine häufige Zeichnung schwächlicher Menschen in seinen Novellen, denen oft jedes Selbstbewußsein und jede männliche Haltung abgeht. Erich Schmidt möchte diesen Müdlingen ein Stahlbad verordnen, die so häufig in widerwärtigen Lebenslagen verzagen. Storm jedenfalls stellt sich uns in seinem Leben als ein Mann dar, der nicht von seinen Schicksalsgefühlen zu Boden gedrückt wird, sondern in seinem gesunden Selbstgefühl ihnen kräftige Willensgefühle des Unwillens, Ärgers oder gar des Zornes gegenüber bereit hält, wie es besonders darum auch in seinen Gedichten zutage tritt.

Schön gezeichnet ist einmal in „Pole Poppenspäler" das Auflehnen gegen die Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung. Es ist vielleicht nicht zufällig, daß Storm gerade einen Friesen dazu wählt. Unbeirrt in seinen Handlungen um das, was die Leute dazu sagen werden und was sie ihm einbringen mögen, steht dieser Friese vor uns. Als er die Tochter des Puppenspielers um ihre Hand angeht und sie erschrocken sagt: „Aber, Paul, wir sind landfahrende Leut. Was werden sie sagen bei dir daheim?", antwortet er frei: „Sie werden mächtig reden!" Auf die Frage: „Und du hast nit Furcht davor?" lacht er nur[3]).

Storm war auch so ein Friese. Sein gesundes Selbst=

---

[1]) W. VIII. S. 220.
[2]) W. VIII. S. 263.
[3]) W. IV. S. 85.

bewußtsein und männliche Haltung wurzelt zum guten Teil in seiner Abstammung.

Geringer ist die Zahl der Gedichte, die in seiner Selbstschätzung als Dichter ihren Ursprung haben. Seine Meinung von seinem Dichterberuf war wie bei vielen Künstlern groß. Daß er neben diesem in erster Linie seinen juristischen Obliegenheiten nachzugehen hatte, hat ihm manches Wort der Klage entlockt. „Es kann mich doch mitunter so etwas von Mitleid mit mir selber anwandeln, daß ich meine besten Kräfte an Etwas hingeben muß, was tausend Andere auch statt meiner tun könnten, und daß für meine individuelle Lebensaufgabe, die nur ich erfüllen kann, mir fast keine Zeit übrig bleibt und keine Stille und Gemütsruhe"[1]). Diese Klagen sind besonders häufig in den Briefen aus der Potsdamer Zeit, in der Storm viel Neues in seinem Berufe zu lernen und viel Arbeit zu bewältigen hatte. Prozeßakten wurden ihm oft mehr ins Haus geschickt, als ihm lieb sein konnten. So mag ihn denn das „kleine dumme Vergnügen, Was abzumachen, was fertig zu kriegen"[2]) manchesmal wirklich angewandelt haben, und auch der Stoßseufzer mag aus tiefster Seele gesprochen sein, wenn ihn ein seinen Beistand nachsuchender Klient sogar an Feiertagen aus seiner poetischen Welt herausriß:

„Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
. . . .
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Capital . .,"[3])

deutet doch auch eine betrübt klingende Äußerung in „Von Kindern und Katzen", daß er lieber idyllischem und poesievollem Treiben nachging, als ins Haus gerufen zu werden, wo ihn dann „ganz andere Dinge" erwarteten: „Da war ein Mann, der hatte einen bösen Schuldner, von dem er weder Capital noch

---

[1]) Brfe. i. d. Heimat S. 166/167. Brf. Storms v. 6 März 1861.
[2]) W. VIII. S. 226. [3]) W. VIII. S. 225.

Zinsen erhalten konnte, und wir sprachen wohl eine halbe Stunde miteinander . . ."[1]).

Zwei Gedichte, das eine nur ein paar Verse, die hier noch zu nennen wären, „Kritik"[2]) und „Poetische Form"[3]) beruhen auf Storms eigener Bewertung seiner Gedichte und auf einen Vergleich mit denen anderer Dichter. Sein Urteil über seine eigenen poetischen Erzeugnisse ist mitunter geradezu übertrieben. So fragt er einmal im Hinblick auf sein Gedicht „Juli": „Giebt es denn noch sonst ein Sommerlied?"[4]) Sein „Oktoberlied" stellte er über Geibels ganze Lyrik[5]). Wie hoch er gerade dies Gedicht schätzte, geht auch aus der Mitteilung eines seiner Freunde hervor: „Fast unvermittelt stieß Storm heraus: ‚Wissen Sie, daß ich ein Gedicht gemacht habe, das ewig leben wird!?'..., ‚Mein Oktoberlied'! betonte er"[6]). Kurz, er hielt sich eben für den größten Lyriker seiner Tage[7]).

Er ist sich des Gewagten dieser Äußerungen selbst wohl bewußt; gegen die Folgen, die sie bei spottlustigen Mitmenschen hervorrufen können, sucht er sich zu wappnen: „Man wirft mir vor, daß ich ein starkes schriftstellerisches Selbstgefühl besitze — Du lieber Gott! Was wird aus uns schaffenden Menschen, wenn wir nicht an uns selbst glauben! Und besonders im Norden! Man muß unsern Leuten ja förmlich den Mund aufbrechen, um auch nur ein Urteil zu hören. Ohne Anerkennung, ohne Glauben an sich selbst aber ist es unmöglich, künstlerisch zu produzieren"[6]). Gewiß, Storm war am Ende seines Lebens sicher von den lebenden der größte Lyriker. Aber er hätte das nicht so ausdrücklich betonen dürfen. Er gehört überhaupt mit

---

1) W. VIII. S. 199. 2) W. VIII. S. 215.

3) W. VIII. S. 274.

4) Storm-Kuh-Brfw. W. Jll. D. M. 67. 1890. S. 104 $_2$. Brf. Storms v. 22. Dez. 71.

5) Storm-Keller-Brfw. S. 197. Brf. Storms v. 14. Juni 1884.

6) Heiberg, H. Persönl. Erinnerungen i. „Der Lotse" I. 1901. Heft 21. S. 693.

7) Deutsche Revue 24. 1899. $_3$. S. 206.

zu unseren besten Lyrikern. Aber er hätte sich nicht selbst so mit Pathos als abgeklärten Lyriker bezeichnen dürfen [1]).

Einen hohen Wert maß Storm seinen Liebesliedern bei [2]). Er weiß, nichts ist in der deutschen Poesie spärlicher vertreten als eben das Liebeslied [3]). „Wie hätten auch sonst die guten Definitionen und schlechten Verse des Grafen v. Münch-Bellinghausen ‚Mein Herz, ich will dich fragen, was ist denn Liebe, sag!' vor noch nicht langer Zeit zu einer solchen Tagesberühmtheit gelangen können! Wie wäre es anders erklärlich, daß ein Kritiker wie Karl Gödecke uns in seinen ‚Edelsteinen' unter der Rubrik des Liebesliedes eine Anzahl von Gedichten bringt, die augenscheinlich weder unter der Gewalt dieser schönen Leidenschaft entsprungen, noch auch im Stande sind, den Leser nur die leiseste Regung derselben wieder empfinden zu lassen" [4]). Über die Bedeutung deutscher Liebeslyrik spricht er sich öfters in ähnlicher Weise aus. In seiner Sammlung „Liebeslieder" kommt er zu dem Schluß: „Die Ausbeute ... ist keine große" [5]).

Sein Gedicht „Kritik" hat in dieser Geringschätzung unserer Liebeslyrik und in seiner Meinung von dem hohen Werte seiner eigenen Liebesgedichte seine Wurzel. Er sagt in bezug auf die Zahl gelungener Liebeslieder:

> „Ach, es sind so kläglich wenig,
> . . . .
> Kaum genug, dein Nadelbüchlein
> Schicklich damit anzufüllen.
>
> Lieder, die von Liebe reimen,
> Kommen Tag für Tage wieder;
> Doch wir zwei Verliebte sprechen:
> Das sind keine Liebeslieder. [6])

---

[1]) Deutsche Revue 24. 1899. $_3$. S. 206.

[2]) Vergl. Storm Eggers Brfw. S 17. Brf. Storms v. 13. März 1853.

[3]) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 14.

[4]) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 14.

[5]) Liebeslieder XIV.

[6]) W. VIII. S. 215. Zu vergleichen wäre noch: Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 221. Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 14. 2. Spalte.

Als letztes in diesen Abschnitt gehörendes Gedicht ist „Poetische Form" zu erwähnen, nur ein Vierzeiler. Man könnte sagen, es sei aus keiner Gefühlserregung entstanden, sondern mehr ein Produkt der Reflexion.

Teilweise wird es aber auch aus dem Affekt hervorgegangen sein. Storm hielt sich bei weitem für den bedeudenderen Lyriker, Geibel aber fand die weitaus größere Anerkennung beim Publikum. Storm klagt selbst, er würde nicht gelesen. Seine Äußerungen über Geibel sind zahlreich, oft nicht ohne scharfe Kritik. Kein anderer Dichter, der Storms ablehnende Kritik ebensogut verdient gehabt hätte, wird so von ihm angegriffen. Sollte das beleidigte Selbstgefühl Storm nicht neben diesen Äußerungen in Prosa auch zu poetischer Gestaltung getrieben haben: So seht doch, das ist Geibel, das aber bin ich! Er hatte den Unterschied schon sehr bald in einer seiner Rezensionen im Literatur-Blatt formuliert: „Wie schon oft gesagt, die ‚schöne Form' ist ein Gefäß, wo möglich ein goldenes, bereit, den mannigfachsten beliebigen Inhalt zu empfangen; die poetische Form in unserm Sinne sind nur die Conturen, welche den Körper vom leeren Raume scheiden"[1]. Bei Geibels Tode schreibt Storm, als er dessen Lebenswerk übersieht und dabei zu dem Resultat kommt: seine ganze Lyrik ist weniger wert als mein Oktoberlied![2]), noch einmal sein Selbstgefühl bedeutend erregt wird, endlich sein Bekenntnis ihrer beiden Werte in epigrammatischer Form nieder:

„Die Form war dir ein goldner Kelch,
In den man goldnen Inhalt gießt —
Die Form ist nichts als der Kontur,
Der einen schönen Leib beschließt"[3]),

um schließlich zum Verständnis in der Öffentlichkeit noch eine kleine Änderung vorzunehmen, deren „Poeta laureatus" auch

[1]) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 25.
[2]) Vergl. S. 15.
[3]) Storm-Keller-Brfw. S. 187. Brf. Storms v. 14. Juni 1884.

auf die Stellung Storms zu Geibel hindeutet und auf das Warum der Entstehung dieses Vierzeilers.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, die Äußerungen des Selbstgefühls in den behandelten Gedichten entsprangen äußeren und inneren Erlebnissen des Dichters. Storm war dank seiner Abstammung ein freier, selbstbewußter Mann. Als er in eine Stadt wie Berlin kam, wo eine straffe Organisation seit Jahrhunderten einen anderen Geist herangebildet hatte, als den von der friesischen Heimat her gewohnten, da empörte sich Storm in stolzem Selbstgefühl gegen diesen Lakaiengeist, dieses Kriechen nach Amt und Stand. Der größere Teil der besprochenen Gedichte geht aus dieser Verletzung des Selbstgefühls hervor. Erregt wird dieses auch durch das Schalten und Walten der Dänen in seiner Heimat, auch diese Erregung des Selbstgefühls führt zu poetischer Produktion. Die Selbsteinschätzung als Dichter ist nichts Besonderes. Sie ist nicht mehr und nicht weniger als die oft bei Künstlern beobachtete Einschätzung ihres eigenen Könnens.

Nur zwei Momente in des Dichters Leben lassen doch auch sein Selbstgefühl ein wenig erlahmen. Bei zunehmendem Alter, schwindender Körperkraft wird es immer einmal Augenblicke geben, wo selbst ein kräftig entwickeltes Selbstgefühl von dem Jugendlichen und Himmelstürmenden einbüßt. So dichtet auch Storm, trotzdem er fest von dem Fortleben seines Lebenswerkes überzeugt ist, seinen „Spruch des Alters“ [1]). Das andere Mal ist es die Liebe zu seiner Frau, die in ihrer Tiefe und Hingebung nicht selten des Selbstgefühls entbehrt. Besonders tritt das zutage beim Tode der geliebten Gattin. Aus den Briefen dieser Zeit spricht eine gänzliche Gebrochenheit, aus der sich der Leidende nicht gleich herausarbeitet. Doch siegt auch hier sein gesundes Selbstgefühl. Nach dem Tode der Gattin schreibt er: „— Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes, das sind die zwei furchtbaren Gewalten, mit denen ich jetzt den stillen

[1]) W. VIII. S. 270.

unablässigen Kampf aufgenommen habe; die einzige Erquickung ist, wenn die tötliche Sehnsucht nach ihr mir wie ein frischer Blutquell aus dem Herzen springt. Aber die Erquickung kommt selten. Wer sie geliebt und von ihr geliebt worden, dem muß, nachdem er sie verloren, wie einem Verdammten zu Mute sein. Und das ist mein Teil"[1]). Oder er bezeichnet sich als einen Mann, „dessen Lebensglück zu Ende ist, und über dessen Zukunft die Worte stehen, die Dante über seine Hölle schrieb"[2]). Diese Trostlosigkeit klagt auch aus den Gedichten wieder:

„Ein Leib und eine Seele, wie wir waren,
Kann ich von deinem Tode nicht genesen;
Wie du zerfällst einsam in deinem Grabe,
So fühl' ich mich, mein Leben, mit verwesen."[3])

Sein Selbstgefühl bricht dann wieder durch: „Gleichwohl bin ich nicht der Mann, der leicht zu brechen ist; ich werde keines der geistigen Interessen, die mich bis jetzt begleitet haben und die zur Erhaltung meines Lebens gehören, fallen lassen; denn vor mir . . . liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit! Und sie soll soweit meine Kraft reicht, gethan werden"[4]). „Das ist jetzt dahin; und es gilt weiter zu leben — ohne sie"[5]). So spricht auch das wiedergewonnene Selbstgefühl aus einem Gedicht:

„Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du."[6])

Schuld an diesem plötzlichen Erlahmen war zum Teil auch seine negierende Antwort auf die Frage nach dem, was nach dem Tode. Wenn Storm in seiner ein Fortleben der Seele verneinenden Überzeugung durch den Tod ihm nahestehender Personen

---

1) Ferd. Jansen, Neue Briefe Th. Storms. Hamb. Nachr. Bell.=Lit. Beilg. Nr. 45. 1902.

2) Mörike Storm=Brfw. S. 68. Brf. Storms v. 3. Juni 1865.

3) Mörike=Storm=Brfw. S. 74. Brf. Storms v. 6. Juli 1865.

4) Mörike=Storm=Brfw. S. 69. Brf. Storms v. 3. Juni 1865.

5) Mörike=Storm=Brfw. S. 73. Brf. Storms v. 6. Juli 1865.

6) W. VIII. S. 271.

betroffen wurde, so war er immer auf das tiefste erschüttert und gequält. Doch auch hier herrscht durchweg das Selbstgefühl. Mit dem christlichen Glauben, weiß er, ist das Rätsel zu lösen, aber die Vernunft gefangen geben, das kann er nicht [1]).

„Noch einmal schreibt er; doch die Feder sträubt sich;
. . . .
Er aber zwingt sie, denn sein Wille soll
So weit noch reichen, als er es vermag.
. . . .
„Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indeß ich ruh im Bann des ew'gen Schweigens." [2])

Demgemäß wurde der Dichter begraben, so hielt er es auch mit der Beerdigung seiner Toten. Darin zeigt sich erst das rechte Selbstgefühl, nach einem mit seinem Selbst im Einklang stehenden Leben eines Lebens nach dem Tode nicht mehr zu bedürfen.

Storm steht vor uns als ein Mann mit ausgeprägtem Selbstgefühl, er ist ganz der Sohn seines Volksstammes, dessen Männer ein alter Chronist charakterisiert:

„Friske, riske, starke Degen
De ehr Höved in den Wolken dregen." [3]),

Männer, die gelernt haben im Kampfe mit dem Deiche annagenden Meere stark und steifnackig, ja trotzig zu werden. Mit prometheïschem Kraftgefühl und Selbstbewußtsein schaut er in den Wogenschwall, der sich vor ihm aufbäumt und türmt:

„Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!" [4])

---

1) W. VIII. S. 261.
2) W. VIII. S. 261.
3) Müllenhoff S. 2.
4) W. VIII. S. 238.

b) Die Sympathiegefühle.

Dank einem gesunden Selbstgefühl waren Storms Sympathiegefühle von allen Einseitigkeiten und Übertreibungen frei. Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gingen ihm gänzlich ab. Ebensowenig zeigt sich in seinem Leben oder seiner Dichtung irgendwelche Freundschaftsbegeisterung. Eine Seite des Mitgefühls nur tritt bei ihm stark hervor. Storm sagt von sich, er sei eine stark sinnliche, leidenschaftliche Natur [1]). Bis in seine letzten Novellen finden sich heiße, schwüle Liebesszenen. Ganz anders stellt sich uns Gottfried Keller in dieser Beziehung dar. Als Storm ihn auffordert, doch die Liebesszene zwischen Johannes Hadlaub und seiner Geliebten ausführlicher zu gestalten [2]), schreibt ihm der Züricher Meister: „ . . . Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen . . . Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn die Tatsache, daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzellaren helvetischer Konfession zu größerem Fleiß in erotischer Schilderei auffordert . . . ist gewiß bedeutsam genug“ [3]). In Storms Lyrik findet diese starkentwickelte Liebeskraft, die sich häufig zu sinnlichem Verlangen steigert, vielfachen Ausdruck. Eine andere hin und wieder auftretende Form des Mitgefühls, das Mitleid, tritt hinter die Bedeutung seiner echten und tiefen Liebesgefühle ganz zurück.

Schon früh galt Storm hauptsächlich als Liebesdichter; im Tunnel über der Spree war sein Beiname „Tannhäuser“, auf den er, wie Fontane sagt, als Liebesdichter einen gewissen Anspruch hatte [4]). Storm selbst weist schon im „Liederbuch dreier Freunde“ mit dem Vierzeiler

---

1) Storm-Kuh-Brfw. W. Jll. D. Mt. 67. 1890. S. 274. Brf. Storms v. 21. Aug. 73.

2) Storm-Keller-Brfw. S 16. Brf. Storms v. 27. März 1877.

3) Storm-Keller-Brfw. S. 18. Brf. Kellers v. 30. März 1877.

4) Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 220.

„Und wie du meine Lieder
In diesem Buch sollst finden?
Folg nur dem roten Faden,
Der wird sie dir verkünden.“[1])

auf den Hauptinhalt seiner Gedichte hin. Aber diese Gedichte sind noch weit davon entfernt, uns als wirklich erlebt und empfunden anzusprechen, wie es die Liebeslyrik des jungen, eben zwanzigjährigen Goethe doch so unmittelbar tut. Man vergleiche einmal Gedichte der Sesenheimer Tage, ein „Mailied“, ein „Willkommen und Abschied“ mit einem Gedichte, daß der dreiundzwanzigjährige Storm noch einer Veröffentlichung für wert hält:

„Ein Mädchen liebt' ich so holde,
Ein Ringlein hatt' ich von Golde;
Da nahm ich ein Eisen gar spitz und fein
Und grub in den Ring ihren Namen ein.

Doch schnell mehr Mädchen und Namen
Aufs goldene Ringlein kamen,
Daß bald ihrer neune gar wunderhold
Wie Perlen prangten im rothen Gold.

Und als ich zum Zehnten geliebt,
Da hat mich das Ringlein betrübet;
Denn ringsum, wie ich ihn besah,
Kein Plätzchen war zum Schreiben da.“[2])

Und so geht das weiter. Ja, wo bleibt da das Erlebnis? Dies ist wahrlich nicht mehr als gewolltes Versemachen, welche löbliche Absicht dann in solchem Versgestümper ihren Ausdruck findet. Dem Inhalt dieses „Gedichtes“ entsprechend sind dann auch traurige Abschiede und Lebewohlrufe in dieser Jugendpoesie nicht selten, die er verschiedentlich sogar ganz konsequent von einem Mädchen gesprochen sein läßt.

---

[1]) Liederbuch S. 90/91.

[2]) „Album der Boudoirs“. Publikation der Zeitschrift „Europa“ Stuttgart 1840. S. 69.

„Lebwohl, lebwohl! Ich ruf' es in die Leere . .“[1])
„Lebwohl, du süße kleine Fee . .“[2])
„Auf Wiedersehn! das ist ein trüglich Wort! —
O, reiß' dich nicht von meinem warmen Herzen!“[3])

Wie weit etwaige Schüler- und Studentenliebeleien zu diesen Gedichten Gevatter gestanden haben, wer kann das wissen![4])

Nur in einem dieser Liebesgedichte des „Liederbuches“ drängt sich uns die Annahme eines Erlebnisses als seiner Grundlage auf. Ich meine „Das Harfenmädchen“[5]). In diesem Gedicht spricht der junge Dichter nicht wie in all den anderen von sehr leeren, nichtssagenden Gemütsschmerzen, hier gibt er statt allen abstrakten Geredes eine sinnfällige Beschreibung seiner Liebe zu einem Harfenmädchen. Von der Hand zu weisen ist diese auf jeden Fall nicht. In einer seiner Novellen erzählt Storm von solchen Mädchen, die zum Jahrmarkt in die Stadt kamen. „Die Leierkastenmänner waren eingezogen und vor Allem die Harfen-

---

[1]) Liederbuch S. 92. [2]) Liederbuch S. 90.

[3]) „Album der Boudoirs“. Publikation der Zeitschrift „Europa“ Stuttgart 1840. S. 102.

[4]) Herrmann, S. 10 ffg., glaubt den Versuch wagen zu dürfen, aus der Betrachtung der Jugendlyrik einiges Licht auf das Liebesleben des jugendlichen Dichters zu werfen. Vielleicht war's so, vielleicht auch nicht. Stutzig muß machen, daß noch nie auf diesen wirklichen Hintergrund dieser Jugendlyrik hingewiesen worden ist, daß auch Storm, der doch sonst nicht mit Angaben über die Entstehung seiner Gedichte kargt, nie von Erlebnissen gesprochen hat, die auch diesen ersten Gedichten zugrunde liegen. Sie sind bei ihm nie mehr als „Schulbeispiele“. Ich glaube, daß man von einem inneren Erlebnis nie wird reden dürfen. Heine wird auch hier ein gut Teil Nachahmung bewirkt haben. Da es nicht meine Absicht war, aus der Lyrik das Leben zu rekonstruieren, sondern Lebensereignisse in ihrer Bedeutung für das lyrische Schaffen zu erkennen, sei hier nur auf Herrmanns Ansicht verwiesen. Was vielleicht als Erlebnis gewirkt haben kann oder was ich erst aus der Lyrik herausschälen muß, um es dann wieder als Beweis für das Erlebnis in Storms Dichtungen zu verwerten, war für mich belanglos.

[5]) Liederbuch S. 130; W. VIII. S. 297.

mädchen"[1]). Ja, als er Primaner war, konnte er, wenn er wollte, nun selbst in den erleuchteten Ratskeller hinabgehen und sich mit einem jener fremdartigen Mädchen im Tanze wiegen, ohne daß jemand groß danach gefragt hätte[2]).

Aber auch nur dies Liebesgedicht des „Liederbuches" läßt mit einiger Sicherheit auf einen realen Hintergrund schließen. Viele der anderen werden, um es noch einmal zu sagen, nur einem Drange des Versemachens ihr Dasein verdanken. Sie tragen jedenfalls nicht den Stempel des Erlebnisses, ohne den in der Gedichtsammlung der Werke nichts zu finden ist, und Storm hat die ganze Reihe der Jugendliebeslyrik ja auch nicht darin aufgenommen.

In den Gedichten der zweiten Schaffensperiode, der Reisezeit, ist alles Erlebnis. In der Liebeslyrik bildet nun auch dieses die Bedingung zu ihrer Entstehung ganz im Gegensatz zu der Entstehung der Liebesgedichte des „Liederbuches". So ist denn auch für die Gedichte der Reisezeit das äußere die Liebesleidenschaft in Schwingung versetzende Erlebnis häufig nachzuweisen, was in der bisherigen Liebeslyrik Storms nicht möglich war. Es wird natürlich eine Anzahl dieser kleinen Gedichte nachbleiben, wo uns dies äußere Erlebnis nachzuweisen nicht gelingen wird, denn wie wäre das bei diesen kleinen und kleinsten Liebesliedern denkbar, die oft in dem geringsten Anlaß ihren Ursprung haben. Über Gedichte aus späteren Jahren wird mehr Klarheit herrschen als über die einer früheren Zeit, aus dem einfachen Grunde, weil in dieser wenig autobiographisches Material entstanden ist, wie es uns aber aus späteren Jahren in Gestalt von Briefen vorliegt, die natürlich den wichtigsten Aufschluß über die Entstehung der Gedichte geben können.

Am wenigsten sind wir über die Entstehung einer ersten Gruppe von Liebesgedichten in den Werken orientiert. Sie wird gebildet von den Gedichten „Weiße Rosen" bis „Du schläfst". Wir wissen nicht einmal, in welchen Jahren diese Gedichte ent-

---

1) W. II. S. 110. 2) W. II. S. 111.

standen; es läßt sich ihre Entstehungszeit nur nach dem Auftauchen in den verschiedenen Auflagen der Gedichte unsicher ansetzen. Selbst in Husum konnte mir keine Auskunft über die Zeit der Entstehung dieser Gedichte gegeben werden. Schütze, Storms Biograph noch zu des Dichters Lebzeiten, sagt von ihrer Entstehung nichts. Ebensowenig wissen wir, auf wen diese Gedichte überhaupt gehen. Daß Keines von diesen in der Liebe zu seiner späteren Gattin ihren Ursprung hat, möchte ich als ziemlich sicher annehmen. Einigen Hinweis kann uns nämlich immerhin die Anordnung der Gedichte liefern. Die angeführten Liebesgedichte stehen in der Sammlung zusammen. Dann folgte in der ersten Gedichtauflage, jetzt durch spätere, eingeschobene Gedichte davon getrennt, das 1847 entstandene „Einer Todten". Hierauf folgt, jetzt also durch mehrere Gedichte von der ersten Gruppe der Liebeslyrik getrennt, eine zweite Anzahl von Liebesgedichten, die mit Sicherheit auf die Liebe zu seiner Gattin Constanze zurückzuführen sind, mit der er 1846 die Ehe einging. Diese Trennung beider Gruppen von Liebesgedichten und die Tatsache, daß die Lieder aus der Zeit jungen Eheglücks nach einem Gedicht aus dem Jahre 1847 ihren Platz haben, lassen darauf schließen, daß die Liebesgedichte der ersten Gruppe ihren Ursprung in anderer Liebe als zu seiner späteren Gattin haben, also in früherer Zeit als die der zweiten Gruppe, sicher vor dem Jahre 1846 entstanden sind. Nur ein Gedicht „Frauenhand" hat nach 1850 seine Entstehungszeit. Storm hätte dies aus einer Situation in „Immensee" entstandene Gedicht seiner Entstehungszeit nach zwischen die Liebeslieder an seine junge Frau setzen müssen. Da er diese aber durch eine geschlossene Gruppierung für sich getrennt haben will, so setzt er das jüngere Gedicht zwischen die älteren Liebesgedichte. In der Sammlung „Sommergeschichten und Lieder" sind diese noch in der Reihenfolge bunt mit allerältesten Gedichten des „Liederbuches" vermischt. Die Lieder an seine Frau bilden, auch hier in strenger Aufeinanderfolge, den Schluß dieser 1850 er Sammlung.

Der Inhalt selber deutet auch darauf, daß diese Gedichte

wenigstens zum Teil nicht in der Liebe zu seiner Frau, sondern in anderen Liebeserlebnissen ihre Wurzel haben. Wie in den Liebesliedern des „Liederbuches“ überwiegt auch hier noch das Abschiednehmen von der Geliebten. Einige haben unglückliche Liebe zum Inhalt. Eins spricht von neuer Liebe. Auch tritt in einigen ein sinnliches Verlangen des Dichters zutage.

Nur in einem dieser Gedichte ist die äußere Veranlassung zu erkennen, die es hat entstehen lassen. Ludwig Pietsch schreibt einmal: „Häufig, selbst schon in seinen jungen Jahren, schien sein Leben vom Tode bedroht. Immer meinte er den nie ganz willkommenen Gast sich ihm drohend nahen zu sehen . . . Mit allen Fasern seiner Seele hing er am Leben und all dem Holden und Süßen, was es zu bieten vermag . . .“[1]) Diese Auslassung vielleicht tut etwas zur Erklärung des letzten Liedes und des letzten Kusses in dem Gedicht „Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt“ mit den todesbangen Versen:

„Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Eh' seufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.“[2])

Wie weit wir in den anderen Gedichten nach einem äußeren Erlebnis suchen dürfen, muß dahingestellt bleiben. Teilweise erkannten wir Heines Einfluß, in einigen von ihnen wie „Weiße Rosen“ und „Loose“ sogar nicht ganz unbedeutend. Es darf aber nicht vergessen werden, daß Storm nur die aus einem Erlebnis hervorgegangenen Gedichte in seine endgültige Sammlung aufnahm, wie auch Schütze besonders hervorhebt. Daß die Gedichte nicht schon tief empfunden wären, ist ohne Zweifel. Storms stark erinnerliche, leidenschaftliche Natur tritt auch schon in diesen Gedichten deutlich hervor.

Einige Liebeslieder seien hier noch kurz erwähnt, ehe wir zu den Gedichten an seine Frau Constanze übergehen. Es sind

---

[1]) Ludwig Pietsch, Th. Storm. Persönl. Erinnerungen. Vossische Zeitung 8. Juli 1888.

[2]) W. VIII. S. 202 f.

Gedichte, die sich in den Novellen verstreut finden und die aus Situationen in diesen Novellen hervorgegangen sind. Storm zählte auch diese Gedichte zu erlebten. Er läßt sich einmal darüber aus, nachdem er betont hat, es müsse ein Gedicht unmittelbar aus der vom Leben gegebenen Situation herausgeschrieben werden: „Daß übrigens dem Dichter, namentlich dem Novelisten, auch eine selbsterfundene Situation mit solcher Lebendigkeit aufgehen könne, daß er dadurch zu einer vollkommen lyrischen Produktion im Charakter und der Stimmung seiner eigenen Gestalten veranlaßt wird, ist durch das hier Gesagte selbstverständlich nicht ausgeschlossen, und von Mörike in seinem ‚Maler Nolten‘ durch das unergründlich schöne ‚Früh wenn die Hähne krähn‘ aufs Vollkommenste dargetan“[1]). So heißt es in „Immensee“: „Elisabeth setzte sich unter eine überhängende Buche und lauschte aufmerksam nach allen Seiten; Reinhard saß einige Schritte davon auf einem Baumstumpf und sah schweigend nach ihr hinüber. Die Sonne stand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine goldglänzende, stahlblaue Fliegen standen flügelschwingend in der Luft; rings um sie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreischen der andern Waldvögel“[2]). Diese Situation findet in dem Gedicht „Im Walde“[3]) ihren poetischen Ausdruck. Die in der Ratskellerszene derselben Novelle geschilderte Sinnlichkeit des Harfenmädchens findet dichterische Gestaltung in ihrem Liede „Heute, nur heute Bin ich so schön“[4]) Nicht anders verhält es sich mit den Gedichten „Regine“, „Waisenkind“ oder „Spruch des Alters 2“.

Konnten wir bei den Liebesgedichten der ersten Gruppe nur das starke Gefühl erkennen, aus dem sie entsprungen sind, so wird die Untersuchung über die Gedichte, die ihre Wurzel in

---

1) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1854. S 14.
2) W. I. S. 11. 3) W. I. S. 12 f. W. VIII. S. 195.
4) W. I. S. 14. W. VIII. S. 196.

Storms Liebe zu seiner Frau Constanze haben, gewinnbringender sein. Das äußere, die Liebesgefühle stark erregende Erlebnis ist in allen Gedichten aufzufinden dank einer großen Zahl von Briefen Storms aus der Entstehungszeit dieser Gedichte.

Storm hat mit ganzer Seele an seiner Frau Constanze gehangen. Freude über ihren Besitz zu ihren Lebzeiten, Trauer um den Verlust nach ihrem Tode läßt ihn uns seine heiße Liebe zu ihr und ihre herzgewinnenden Eigenschaften in ganzer Klarheit schildern. Zur guten Stunde ward er mit ihr kopuliert. Sie wurde seine Muse. Nach ihrem Tode sagt er es uns: „Mir ist, als vermöchte ich nicht mehr so recht zu sagen, ‚was ich leide‘; ist ja doch meine Muse für immer schlafen gegangen! — Das ist nicht nur so hingesagt; außer ein paar Versen, die die Sehnsucht nach ihr hervorrief, habe ich niemals eine Zeile geschrieben, wenn sie nicht bei mir war. Nur wenn ihre Hand mich festhielt auf der heimathlichen Erde, konnte ich sorglos in die luftige Traum-Region hinaufsteigen“ [1]). Durch alle seine Briefe des zeitweiligen Getrenntseins geht die Angst, sie zu verlieren; „es war wohl die natürliche Folge von dem Bewußtsein des seltenen Glücks, sie zu besitzen“ [1]). Er schreibt einmal in einem seiner ersten Briefe an Mörike, sie wäre in jeder Beziehung würdig, den Trunk aus seinen goldenen Schalen zu kosten [2]).. Sein ganzes Liebesglück spricht sich in wenigen Briefzeilen zu der goldenen Hochzeit seiner Schwiegereltern aus. „In weiter Ferne lag noch, was auch mir an großem Glück und dann unvergeßlichem Leid aus der Verbindung dieses Tages erwachsen sollte“, so schreibt er in Erinnerung an ihre erste Hochzeit, um dann nach einigen Sätzen auf seine Liebe zu seiner Frau zu sprechen zu kommen: „Dann trat Constanze zu mir und machte mir jene Orte zu Plätzen heiligster, unauslöschlicher Erinnerung. Mir ist mitunter, als höre ich in der Luft noch die Insekten jenes längstversunkenen Sommertages, da wir beide uns auf dem von Ge-

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 73. Brf. Storms v. 6. Juli 1865.

[2]) Mörike-Storm-Brfw. S. 6. Brf. Storms v. 20. Nov. 1850.

sträuch umschlossenen Rasenplätzchen vor der Rohrhütte gelagert hatten, bis dann ein Bote von Hause uns zum Mittagessen rief"[1]). Schön gezeichnet hat er sie auch in seinen „Zerstreuten Kapiteln": „Ich mußte dabei eines Vorfalles gedenken, den mir vor Jahren eine dir sehr bekannte edle Frau erzählte. — Die Familie, deren Glück und Stolz sie war, hatte, während die Dänen in unserer Heimath wirtschafteten, im mittleren Deutschland einen Unterschlupf gefunden. Die Einkünfte waren klein, die Kopfzahl groß; deßungeachtet wurde Jahr um Jahr ein Besuch bei den zurückgebliebenen Eltern ermöglicht; nur freilich, bescheiden mußte gereist werden; aber sie entbehrte nichts dabei; denn, wie du weißt, ihr schönes sicheres Wesen bedurfte äußerer Stützen nicht"[2]). Auch sonst tritt sie uns in seinen Novellen entgegen. In „Späten Rosen" malt er uns ein prächtiges Bild von ihr, das auch in einem seiner Briefe an seine Eltern wiederzufinden ist: „Von den dreizehn Knospen unserer gefüllten Kamelie kam nur eine zur Entfaltung, ich schnitt sie ab und steckte sie Constanze ins Haar, als wir zum ‚Römischen Abend' gingen. Ich habe nie eine Blume an einem besseren Platz gesehen. ‚Denn wenn der Leib gleich stirbt', —. so singen wir jetzt im Paulus — ‚doch wird die Seele leben.' So entwickelt auch ihr Antlitz. je mehr die sinnlichen Reize der Jugend vergehen, namentlich wenn sie sich wohl und heiter fühlt, eine zarte geistige Schönheit, daß selbst gleichaltrige Frauen davon entzückt und hingerissen werden . . . Die seltene Einfachheit und Reinheit ihres Wesens umgibt sie noch immer, wie mit einer Atmosphäre der Jugend"[3]).

Die tiefe Liebe, die aus allen diesen Äußerungen spricht, wurde eine Quelle schönster Gedichte in der Heimat, in der Fremde und bei dem Tode des geliebten Wesens.

Die erste Reihe von Gedichten, die noch in der Heimat ent-

---

[1]) Ferd. Jansen, Neue Briefe Th. Storms. Hamburger Nachrichten Belletrist. Literar Beilage Nr. 45. 1902. Brf. Storms v. Febr. 1871.

[2]) W. III. S. 150.

[3]) Brfe. i. d. Heimat S. 180. Brf. Storms v. März 1862.

standen, sind ganz aus dem übergroßen Glücksgefühl der ersten Liebe entstanden. „O süßes Nichtsthun“[1]) wurzelt in lieblichen Stunden, die beide auf dem Segeberge[2]) in Constanzes Heimat zubrachten. Die anderen kleinen Gedichte spiegeln nicht weniger das bewegte Gefühl wieder, aus dem sie entsprungen sind. In dem Gedicht „Morgens“[3]) knüpft Storm an die Vorliebe seiner Frau für Rosen an. So schreibt er in einer Widmung: „Sommergeschichten habe ich auf den Titel geschrieben; . . . nach der schönen, an unserer Küste nur zu kurzen Zeit des Jahres, . . . die Dir, was immer unter den Menschen geschehen möge, auch dieses Jahr, und wolle Gott! noch viele Jahre Deine geliebten Rosen bringen wird!“[4])

Eine zweite Reihe ist in politisch bewegter Zeit entstanden, als Storm in der Fremde weilte, was sich auch in ihnen widerspiegelt. Fern der Heimat ist ihm das Glück seines Familienlebens ein Trost in seinem leidenden Heimat- und Nationalgefühl. Als er die Heimat verläßt, preist er den Tag, der ihm seine Frau gab[5]). „Dieser Zeit Beschwerde“ wird ihm nun nicht viel anhaben können. „Solange ich mir nicht selbst untreu geworden bin, werde ich mit Constanze zufrieden sein überall.“ (Briefe i. d. H. S. 66.) Kurz vor dem Abschied schreibt Storm an Mörike: „Die nächste Zukunft sieht daher etwas grau aus, zumal ich mit dem Gefühl von hier gehe, den Fremden oder Schlechten meinen Platz zu räumen, doch ist, da es nun einmal nicht anders sein kann, die Heiterkeit unseres Hauses bisher noch keinen Tag lang dadurch gestört worden“[6]). So entstehen denn auch in diesen Tagen die schönen Zeilen, die er sich selbst zum Trost zuruft, aus denen die ganze Zuversicht spricht, daß an der Seite seiner geliebten Frau diese Heiterkeit des Hauses nicht schwinden wird:

---

[1]) W. VIII. S. 203. „Segeberg“ nennt Storm den „Kalkberg“ bei der Stadt „Segeberg“. [2]) W. VIII. S. 215.

[4]) Sommergeschichten und Lieder. Vorwort.

[5]) Gedicht „Abschied“ W. VIII. S. 246.

[6]) Mörike-Storm-Brf. S. 11. Brf. Storms v. 12. Juli 1853.

„So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.“[1])

Ein ähnlicher Trost klingt uns aus dem Gedicht „Auf dem Segeberg“[2]) entgegen. Es entstand 1852, als Storm mit Frau und Kindern in Segeberg zu Besuch weilte. Wie er in der Heimat seiner Frau aller Sorgen ledig wurde, zeigen seine Briefe: „Ich werde Montag, denke ich, nach Segeberg reisen und dort mit meinen Jungens umherschweifen... Ich denke die Zeit in Segeberg soll mich recht auf die Beine bringen“[3]). Ein Idyll, wie es in dem Gedicht geschildert wird, finden wir auch in einem Briefe Constanzes: „Theodor hat Dir wohl schon von unsern Kalkbergpartien erzählt, die begünstigt vom schönsten Wetter wirklich herrlich waren. Theodor rutschte von der höchsten Spitze, in jedem Arm einen Jungen, den Berg herunter ... Ich glaube, ganz Segeberg hat gut davon“[4]).

Auch in dem in der Fremde 1857 entstandenen Gedicht „Gedenkst du noch“[1]) gibt der Trost in der werten Gattin den Ton an. Eine Heimat hat er nicht mehr, aber eines blieb, sie gehen beide Hand in Hand. Worte finden sich in diesem Gedichte in poetischer Form, die er vielleicht in der Zeit des Fernseins vom Elternhaus oft gesprochen hat. Die Worte:

„Wer in der Heimath erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen!“

tauchen auch in der kleinen Skizze über das Weihnachtsfest in der Fremde wieder auf: „Es thut nicht gut, in die Fremde gehen, wenn man daheim schon am eignen Herd gesessen hat“[5]).

---

[1]) W. VIII. S. 249. vergl. auch Brfe. i. d. Heimat. S. 66. Brf. Storms 17 Okt. 55. [2]) W. VIII. S. 248.

[3]) Brfe. i. d. Heimat S 81. Brf Storms v. 2. Juni 1856.

[4]) Brfe i. d. Heimat S. 20. Brf. Constanzes v. 3. Nov. 1853.

[5]) Novelle „Unter d. Tannenbaum“ S. 179/180. W. I.

Das vollste Glück aber über den Besitz der Frau spricht sich uns in dem kleinen Gedicht „Du warst es doch“ [1]) aus. Es entstand in der Heiligenstädter Zeit. Ludwig Pietsch macht uns Mitteilung über seine Entstehung: „Goldene Stunden auch . . . der fröhlichen Waldfahrten mit den Frauen und Kindern und des Lagerns im Buchenschatten, oder in dem des alten Burggemäuers, hoch über den im silbernen Dufte flimmernden Tälern, Hügeln und Ebenen. — Nach einer solchen Waldfahrt, an welcher teilzunehmen Frau Constanze sich verhindert sah, war es, daß er jene Verse schrieb, in denen das Glücksgefühl im Besitze der geliebten Frau so schlicht, so hold und erquickend ausklingt:

„In buntem Zug zum Walde ging's hinaus . . .“[2])

Neben dieser Freude über ihren Besitz machte sich bald mehr und mehr eine Angst um ihren Verlust in seinem Innern breit. An Mörike schreibt Storm einmal: „Überhaupt geht durch alle Briefe unsers zehnmaligen zeitweiligen Getrenntseins seit dem Verlassen der Heimath (auf Besuchen bei unsern Eltern) stets die Angst, sie zu verlieren; es war wohl die natürliche Folge von dem Bewußtsein des seltenen Glücks, sie zu besitzen“ [3]). „Zu den Versen, die ich ihrer gedenkend in der Ferne schrieb, gehören die vier Zeilen in ‚Ein Sterbender‘: ‚Hier diese Räume, die du einst bewohnt‘ etc. Ich war damals in Segeberg in ihrem elterlichen Hause, und ein dort hängendes melancholisches Bild von ihr hatte mich Abends vor dem Schlafengehen mit tödtlicher Sehnsucht getroffen“ [3]). Bald nach der Rückkehr in die Heimat zeigte sich, daß seine Angst und Ahnungen nicht grundlos gewesen waren. Seine Constanze wurde das „Opfer der Heimkehr“. Ergreifende Worte schrieb er gleich nach ihrem Tode: „Ihr Todesstöhnen war hart und dauerte lange; zuletzt aber wurde es sanft wie Bienengetön; dann plötzlich, ich kann nur sagen: in vernichtender Schönheit ging eine wunderbare Ver-

---

1) W. VIII. S. 250.

2) Ludw. Pietsch, Theodor Storm. Persönl. Erinnernngen. Vossische Zeitung 1888. 10. Juli.

3) Mörike-Storm-Brfw. S. 73 Brf. Storms v. 6. Juli 1865.

klärung über ihr Gesicht; ein sanfter blauer Glanz wandelte flüchtig durch die gebrochenen Augen und dann war Friede und und ich hatte sie verloren . . . Den Tag darauf ist sie von Freundeshänden in den Sarg gelegt; ihren armen Kopf nahm ich in meinen Arm, so hatten wir es uns in gesunden Tagen versprochen . . ." [1])

In der Frühe eines köstlichen Maimorgens wurde sie von Mitgliedern des Gesangvereins nach der Familiengruft getragen, so schreibt Storm an Mörike. „Als die neugierige Stadt erwachte, hatte ich schon all mein Glück begraben" [2]). Nach der Rückkehr vom Kirchhof setzte er sich ans Klavier und spielte stundenlang. Es war keiner im Hause, der von diesem Spiel nicht ergriffen worden wäre [3]). An diesem Tage schrieb Storm das Gedicht „Tiefe Schatten", „In der Gruft bei den alten Särgen" [4]). Einzeln las er den Hausgenossen die Verse vor, wie sie entstanden [3]). Bald nachher entstand auch das Gedicht „Mitunter weicht von meiner Brust" [4]). Die Strophe

„Dann seh ich jenen Morgenschein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen;
Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen."

lehnt sich eng an die oben erwähnte Briefstelle an; es sind das Worte, wie Storm sie in der Zeit auch an andere Freunde schrieb.

Dann kommt die Zeit, wo er sich unerbittlich gestehen muß: „Das ist jetzt dahin; und es gilt weiter zu leben — ohne sie" [5]), oder wie er ein Gedicht beginnt: „Begrabe nun dein Liebstes! Dennoch gilt's Nun weiter leben" [6]). Aber dann

---

[1]) Ludw. Pietsch. Th. Storm. Persönl. Erinnerungen. Vossische Zeitung 1888. 13. Juli.

[2]) Mörike-Storm-Brfw. S. 69. Brf. Storms v. 3. Juni 1865.

[3]) Storm-Keller-Brfw. Anmrkg. Kösters S. 50/51. nur in der 1. Aufl. 1904.

[4]) W. VIII. S. 267.

[5]) Mörike-Storm-Brfw. S. 73. Brf Storms v. 6. Juli 1865.

[6]) W. VIII. S. 271.

wieder dringt die Erinnerung an einstige schöne Tage ungestüm auf ihn ein und ihn zu lyrischem Schaffen nötigend. An einen Freund schreibt er: „Wenige haben mich und meine Gefühle so verstanden wie Du: auch daß die Poesie mir jetzt ihre erlösende und verklärende Hand reicht, hast Du richtig herausempfunden. Das Glück ist geschieden; aber ein Schimmer davon ist noch zurückgeblieben und wird nicht weichen, bis meine Augen geschlossen sind.“ ... „... Ich sitze hier in dem Zimmer, wo ihr Sarg gestanden; das habe ich mir zu meinem Wittwerstübchen eingerichtet. Heute morgen schrieb ich, um einem seltsamen Gefühle Ausdruck zu geben:

„Da ich ein Sänger, bleibt's mir nicht verhehlt,
Warum die Welt so stille meinem Ohr;
Die eine, die geliebte Stimme fehlt,
Für die nur alles and're war der Chor.“[1])

Frau Constanze hatte unseren Sänger, der selbst mit einem hellen, klangvollen Tenor ausgestattet war, oft, nicht nur im Hause, auch in den von Storm begründeten Gesangvereinen, durch ihren schönen vollen und sammetweichen Alt erfreut. Und wenn er schreibt: „Unser Leben anlangend, so schleppt es sich langsam weiter, und jeder Tag entfernt mich mehr von ihrem holden Leben“[1]), so liegt darin die Angst, zu schnell zu vergessen, was sie ihm gewesen ist, wie er nicht bald darauf bekennen muß:

„Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal besessen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch, was es war, ist mir vergessen.“[2])

In dem Gedicht „Über die Haide“[3]) findet sein Schmerz über den Verlust die letzte poetische Verklärung. Ich glaube, über die Entstehung gibt ein Brief wichtigen Aufschluß: „Wer sie geliebt und von ihr geliebt worden, dem muß, nachdem er

---

[1]) Ferd. Jansen. Neue Brfe. Th. Storms. Hamburger Nachrichten Belletrist. Literar. Beilage Nr. 45.

[2]) W. VIII. S. 272.

[3]) W. VIII. S. 273.

sie verloren, wie einem Verdammten zu Mute sein. Und das ist mein Teil. Gern wäre ich ein paar Tage bei Euch in dem stillen grünen Garten; aber ich würde die Marter verlorener Seligkeit dort noch schärfer empfinden, wo wir vor kurzem so schöne Tage ungestörten Zusammenlebens genossen. Wie Immermann sagt:

‚Ich habe besucht die grüne Heide,
Die zugesehen bei unseren Küssen;
Nun verstehe ich erst der Geister Leide,
Da, wo sie gelebet, umgehen müssen'"[1]).

Es ist hier alles, was in dem Stormschen Gedicht zum Ausdruck kommt, vorgebildet.

So erkennen wir auch hier die Richtigkeit des Ausspruches Storms, nur wenn er recht bewegt werde, bediene er sich der gebundenen Form. Wird seine stark sinnliche, leidenschaftliche Natur durch einen äußeren Anlaß in Erregung versetzt, so stürmt sein durch Freud oder Leid bewegtes Liebesgefühl in einem Gedichte aus, die Poesie wird ihm zu einer erlösenden und verklärenden Macht. Ganz besonders deutlich tritt uns der Vorgang in seinem lyrischen Schaffen in seinem Schmerz um den Verlust der Gattin zutage, wie seine bewegten Gefühle allmählich poetische Gestalt annehmen.

Sehr viel kleiner ist die Zahl von Gedichten, die aus dem Mitgefühl für andere Familienmitglieder erwachsen sind. Seiner zweiten Frau widmet er nur ein paar Verse. Es sind Widmungen, in Bücher geschrieben. Als Storm sie zur zweiten Lebensgefährtin wählte, war es ihm doch wohl hauptsächlich darum zu tun, seinen Kindern eine Mutter zu geben. Wenn er auch von ihr sagt, in seiner ungeheuren Verarmung und Trostbedürftigkeit überkäme es ihn wie ein unfaßbares Glück, daß sie noch lebte, diese Frau sei eine Perle, wie Constanze es war [2]),

---

[1]) Ferd. Jansen, Neue Brfe. Th. Storms. Hamburger Nachrichten. Belletrist. Literar. Beilage Nr. 45. 1902. Storm zitiert übrigens Immermanns Vers ungenau.

[2]) Ludw. Pietsch, Persönl. Erinnerungen. Vossische Zeitung 1888. 13. Juli.

seine Muse wie Constanze ist sie nicht gewesen. Dafür spricht schon eine Äußerung Storms aus der Zeit seiner zweiten Ehe: „Ich selbst habe zu dem, was ich jetzt noch mache, kein rechtes Vertrauen mehr; mir ist, das könnten alle Andern auch. Zum Teil bin ich nicht mehr der Alte; ich habe den größten Teil meiner freudigen Kraft verloren; auch fehlt mir, daß das, was ich noch schreibe, keinen Widerhall in Constanzens Herz findet: es sind opera posthuma“[1]).

Gering ist auch nur die Zahl der Gedichte, die er als „passionierter Vater“[2]) in väterlicher Freude über seine Kinder dichtet. „Weihnachtsabend“[3]) entstand nach dem ersten Berliner Aufenthalt in den Weihnachtstagen des Jahres 1852, wo die Zukunft noch sehr trübe vor unserem Dichter lag. Ihm mögen, dem Berufslosen, beim Gang durch die Straßen der großen Stadt, oft genug Sorgen gekommen sein, woher Brot für seine Kinder nehmen. Auch die Angst des alternden Mannes, seinem jüngsten Kinde nicht lange mehr als Vater im Leben an der Seite gehen zu können, mag ihn oft gepackt haben, wie sie auch in dem Gedicht „Mein jüngstes Kind“[4]) poetischen Ausdruck findet.

Zwei Gedichte sind noch zu erwähnen, die auf zwei früh verstorbene Schwestern Bezug haben. „Lucie“[5]) entstand in Erinnerung an seine drei Jahre jüngere, sechsjährig dahingegangene, geliebte Schwester, deren Tod ihm damals Veranlassung zu seinem ersten Gedichte gab. „Ich lief weinend in der Gegend des Mühlenteichs umher, da ich es machte, und erinnere davon noch die beiden kindlichen Verse: ‚Und der Totenkranz umwindet jetzt ihr engelgleiches Haar‘. Wie lange ist das schon vorüber!“[6]) So heißt es auch in dem Gedicht:

---

1) Ludw. Pietsch, Th. Storm. Persönl. Erinnerungen. Vossische Zeitung 1888. 13. Juli.

2) Mörike-Storm-Brfw. S. 59. Brf. Storms v. 2. Dez. 1855.

3) W. VIII. S. 244. 4) W. VIII. S. 259.

5) W. VIII. 210 f.

6) Brfe. i. d. Heimat S. 191. Brf. Storms v. 7. Dez. 1862.

„Da ging sie heim . . .
. . . ich lief ins Feld hinaus
Und weinte laut; dann kam ich still nach Haus.
Wohl zwanzig Jahr und drüber sind vergangen —"

Die beiden Gedichte „Einer Todten"[1]) sind durch den Tod der ältesten Schwester des Dichters im ersten Wochenbett hervorgerufen.

Es bleibt noch eine kleine Gruppe von Gedichten übrig, die in erregtem Mitleid ihren Grund haben. Es sind dies zwei Gedichte der Sammlung, „Elisabeth"[2]) und „Frauenhand"[2]), und ein später von Storms Tochter veröffentlichtes[3]). Schütze berichtet uns zu der Entstehungsgeschichte des zuerst genannten Gedichtes: „Eines Tages — so hat er selbst mehrfach erzählt — befand er sich in einer Gesellschaft, in der man eine junge Dame erwartete. Sie erschien aber nicht, und es wurde dann erzählt, ein älterer reicher, als nüchtern geschäftsmäßig charakterisierter Mann habe um sie angehalten, und diese Verlobung sei ein Werk der Mutter. Unter der Anregung dieses Vorfalls entstand am nächsten Tage das Lied: ‚Meine Mutter hat's gewollt'"[4]). Das zweite Gedicht „Frauenhand" entwuchs Storm aus einer Situation in der Novelle Immensee, die ihm, wie wir an der Prosafassung erkennen, bis zur sinnlichen Klarheit aufgegangen war. Sie lautet: „Während der Überfahrt ließ Elisabeth ihre Hand auf dem Rande des Kahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; sie aber sah an ihm vorbei in die Ferne So glitt sein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand und diese blasse Hand verrieth ihm, was ihr Antlitz ihm verschwiegen hatte. Er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich gern schöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen"[5]). In der ersten

1) W. VIII. S. 211 f. 2) W. VIII. S. 196; 205.
3) Ein ungedrucktes Gedicht Th. Storms. Mitgeteilt v. Gertrud Storm. Deutsche Rundschau. Bd. 126 1906. S. 293 ffg.
4) Schütze S. 106. 5) W. I. S. 35.

Auflage der Gedichte erscheint diese Situation dichterisch gestaltet:

„Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.“[1])

Das dritte Gedicht „Wiederkommen bringt Freud“ entstand in Erinnerung an ein jäh zerrissenes Liebesglück eines Brautpaares, die durch den Kauf eines Buches aus dem Nachlaß des befreundeten Bräutigams in dem Dichter wachgerufen wurde. In dem Buche stand ein Frauenname und „Wiederkommen bringt Freud“. Storm erzählte, mit diesem hoffnungsreichen Worte habe sie es ihrem Geliebten geschickt. Aber es kam der Tod und riß sie von seinem Herzen mitten aus all der lichten Frühlingsfreudigkeit [2]). Anknüpfend an die von der Braut herrührende Zeile, schrieb Storm in das Buch sein Gedicht:

„Wiederkommen bringt Freud“ —
So schrieb in längst erblühtem Mai,
Du kannst es lesen, es steht dabei,
Eine Braut ihrem Bräutigam.

Die Braut nicht wurde sein Weib —
Er hat gelebt, ein einsamer Mann.
Aus seinem Nachlaß kaufte ich dann
Das Buch mit dem hoffenden Wort.“ etc.[2])

Als letztes Gedicht sei in diesem Abschnitt noch ein kleiner Sechszeiler erwähnt, „Juli,“ den Storm an eine junge Frau

---

[1]) W. VIII. S. 205.

[2]) Ein ungedrucktes Gedicht Th. Storms. Mitgeteilt v. Gertrud Storm. Deutsche Rundschau 126. 1906. S. 294.

richtete, bei der er die erste Schwangerschaft vermutete[1]). Es wird kaum die eigene Frau gemeint sein, wie Schütze annimmt[2]).

Aus allen diesen Gedichten — und es dürfte kaum eins übergangen worden sein — spricht, wie sehr Storm Lyriker im Goetheschen Sinne war. Was er leidet, ihn bewegt, wird ihm zum Gedicht. Auch ihm ist die Poesie eine erlösende und verklärende Macht. Nirgend aber auch münzt er seine Gefühlsanwandlungen zu einem Dutzend von Liedern aus, wie er es gewissen Liebesliederdichtern z. B. vorwirft. Ist seine Liebeslyrik so nicht umfangreich, so hält sie sich doch frei von Wiederholungen, einer Norm der Neuheit und Abwechslung Genüge tuend.

Die Gemeinschaftsgefühle.

Hermann Allmers, auch ein Dichter, dessen Name als Heimatdichter an unseren Küsten der Nordsee einen guten Klang hat, schreibt einmal in den einleitenden Seiten seines „Marschenbuches" sehr schön von der Zähigkeit, mit der die Marschenbewohner, die Anwohner der Nordsee, an ihrem dem Meere abgerungenen Heimatlande festhalten. Man bewundere stets nur jene, die in nächster Nähe von Vulkanen immer wieder ihre Häuser errichtet hätten. Nicht weniger aber sei der Mut der den gewaltigen Sturmfluten ausgesetzten Bewohner der Nordseeküsten zu preisen, die nie vor dem menschen- und landfressenden Meere zurückgewichen wären. — Eine unbeirrbare Liebe zur Heimat läßt diese Menschen nicht von der heimatlichen Scholle weichen.

Die tiefe Heimatliebe, die sich in der Siedelungsgeschichte dieses Volkes ausdrückt, bildet auch in dem Gefühlsleben unseres Dichters, eines seiner besten Söhne, einen der ausgeprägtesten Züge. Auch er wurzelt ganz in heimatlichem Boden, ist ganz mit der Heimat verwachsen, schweren Herzens nur verläßt er sie,

---

[1]) Storm-Kuh-Brfw. S. 104 $_2$. W. Ill. D. M. 67. 1890. Brf. Storms v. 22. Dez 71.

[2]) Schütze, S. 79.

und er sehnt sich während der elf Jahre des Fernseins immer mächtig nach ihr zurück. „Das starke Heimathsgefühl in mir,“ bekennt er selbst, „die jeden Tag mehr empfundene Unmöglichkeit, mich anderswo (. . . .) zu acclimatisiren, mag wohl damit zusammenhängen, daß meine Vorfahren sowohl von Mutters als Vaters Seite Jahrhunderte lang respektiv in ihrer Vaterstadt oder auf ihren ländlichen Erbsitzen gehaust haben, und daß ich mit diesem Bewußtsein, und als könne das gar nicht anders sein, aufgewachsen bin“ [1]).

Aus seinen Werken, Gedichten und Novellen, redet dies tief seit seiner Kindheit ihm eingebrannte Heimatgefühl, die Liebe zur heimatlichen Landschaft, die Liebe zur Vaterstadt und zum Volksstamm, zur Geschichte der Heimat, ihren Sitten und Gebräuchen gegenwärtiger und vergangener Tage, mit innigen, freudig stolzen, begeisterten Worten.

Storms Lyrik allein genommen, so tritt seine Heimatliebe nicht in allen Punkten gleich stark an den Tag. Was ihn am mächtigsten bewegt, nur das findet in ihr dichterische Gestaltung: die Reize der heimatlichen Landschaft und die politischen Schicksale des Heimatlandes, die er selbst miterlebt. Alles andere, die Geschichte der Familie mit den galanten Vorfahren einer zopf- und puderreichen Zeit bis zu den lieben Biederleuten späterer Tage, die Geschichte des Landes mit den Zwisten in den wenigen vorhandenen adligen Häusern und mit den Schwedenplagen in und nach dem großen Kriege und die Geschichte der Vaterstadt mit ihren Altertümern und patricischen Gewohnheiten, das alles war nur für seine Erzählungskunst gewinnbringend. Warum dem so ist, ist leicht ersichtlich. Diese eben erwähnten Richtungen des Heimatgefühls waren nicht in dem Maße gefühlsanregend, wie Storm zu lyrischer Produktion bedurfte. Auch hütete er sich wohl, im Fahrwasser der Geschichte „aus mythologischen, historischen oder ethnographischen Studien zusammengearbeitete Dichtungen“ [2]) zu verfassen, denen er gänz-

[1]) Mörike-Storm-Brfw., S. 44. Brf. Storms v. November 1854.

[2]) Hausbuch VI.

lich abhold war. Auf sein lyrisches Schaffen konnten nur die unmittelbar zu ihm sprechenden Schönheiten der heimatlichen Landschaft und die unmittelbar ihn bedrückenden politischen Tagesereignisse in der Heimat befruchtend wirken.

Storms Heimatgedichte, diese charakteristischen Schilderungen von Heide und Marsch, gehören mit zu den ersten Gedichten der Reifezeit, die aus einem bedeutenden Gefühlseindruck hervorgegangen sind. Wohl versucht sich schon der junge Dichter in Naturbildern, aber sein Naturgefühl erschöpft sich mit dem bloßen Aufbauen und Aneinandersetzen Eichendorffscher Waldkulissen und -dekorationen, zwischen denen dann Titania ihr Wesen treibt oder der Tannkönig mit den Elfen im Reigen tanzt. Erst der gereifte Künstler begreift die Schönheiten der heimatlichen Landschaft in ihrer vielgestaltigen Mannigfaltigkeit. Dann aber sieht er sie auch alle wie mit einem Schlage. Wald, Heide, Marsch und Meer, wie sie ihm die Heimat zu sehen bot, malt er uns von den ersten Skizzen und Novellen an in bunter Abwechselung. An Kuh, der sich von unserem Dichter einige biographische Notizen für einen über ihn zuschreibenden Aufsatz erbat, schrieb Storm in ausführlicher Weise über die für sein dichterisches Schaffen bedeutsam gewordenen Eindrücke, die die heimatliche Natur auf ihn ausübte: „Ich wüßte nicht, daß bis zu meinem achtzehnten Lebensjahre irgend ein Mensch — . . . — Einfluß auf mich geübt, dagegen habe ich durch Örtlichkeiten starke Eindrücke empfangen; durch die Heide, die damals noch zwischen Husum und einem Dorfe lag, . . . durch den einsamen Garten meiner Urgroßmutter, . . . auch durch die Marsch, die sich dicht an die Stadt schließt, und das Meer, namentlich den bei der Ebbe so großartig öden Strand der Nordsee“[1]. „In betreff der Örtlichkeiten, welche in meiner Jugend einen besonderen Einfluß auf mich übten, hole ich noch nach: Der älteste Bruder meines Vaters hatte die Familienmühle. In den Michaelisferien

[1] Storm-Kuh-Brfw., W. Ill. D. M. 67. 1890, S. 272/73. Brfw. Storms v. 13. Aug. 1873.

war ich mehrfach dort und betrieb dann mit seiner Hilfe in den umliegenden Wäldern mit Eifer den Krammetsvogelfang (siehe in den Gedichten: Waldweg)"[1]).

In Storms Lyrik haben alle diese „Örtlichkeiten", noch ehe seine novellistische Kunst erblühte, ihre Spuren hinterlassen. Als „Immensee" entsteht, sind seine Heimatgedichte schon beinahe alle niedergeschrieben, sowohl die Wald- und Heidebilder als auch die von Marsch und Meer. Den Ergebnissen einer Abhandlung[2]) über Storms Naturgefühl vermag ich nicht beizustimmen. Sie besagen, Marsch und Meer tauchten erst verhältnismäßig spät in seinen Dichtungen auf, in der Lyrik erst, als Storm in der Fremde weilte, also nach 1853, in der Novellistik überhaupt kaum bis 1867. Bis dahin bestände die ganze Naturschilderung vorherrschend in Heide-, Wald- und Gartenszenerien. Nun, man braucht nur Novellen, wie „Auf dem Staatshof", „Drüben am Markt", „Abseits", „In St. Jürgen", zu lesen, um nicht zu dieser Behauptung gelangen zu können. Für die Lyrik treffen

---

[1]) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890, S. 274. Brfw. Storms v. 21. Aug. 1873.

[2]) Dreesen, W., Romantische Elemente bei Theodor Storm. Dortmund 1905, S. 63 ffg. Naturgefühl. Dreesen schreibt z. B.: „In der Ferne träumte er sich auch gern wieder an den Meeresdeich: Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht usw." (S. 106). „In der Fremde entsteht auch das Gedicht . . . Am grauen Strand usw." (S. 107). „Es ist bezeichnend, daß wiederum erst 1853, in der Fremde, als Storm die Marsch nicht mehr sieht, zum erstenmal ein Bildchen aus der Marsch in seinen Gedichten auftaucht: Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand usw." (S. 114). Es macht sich hier vor allem eine mangelhafte Datierung der Gedichte bemerkbar. Das Gedicht „Ostern" entstand schon 1848 und zwar in den Ostertagen, Ende April. Veröffentlicht wurde es zuerst als „Auf dem Deich" im „Volksbuch auf das Jahr 1849 für Schleswig, Holstein und Lauenburg." Mit diesem zusammen wurde das Gedicht „Morgane" veröffentlicht. Auch dieses spricht gegen den zuletzt zitierten Satz. Das Gedicht „Die Stadt" ist auch nicht erst in der Fremde entstanden. In der ersten Ausgabe der Gedichte 1852 steht es unter „Älteren Gedichten". Irgendwo hab ich es mit der Jahreszahl 1847 versehen gefunden, weiß aber nicht mehr wo.

gar diese Ergebnisse vollends nicht zu. Gedichte mit Marsch- und Meerschilderungen, wie „Morgane“, „Ostern“, „Die Stadt“, sind nicht erst in der Fremde nach dem Jahre 1853 entstanden, wie die Abhandlung einer Annahme ihres Verfassers zuliebe gern möchte — anfangs sei bei Storm die ganze Natur romantisch verklärt, erst allmählich träten zu diesen Schilderungen realere Marsch- und Meerbilder hinzu —, sondern diese Gedichte sind schon zu Ende der vierziger Jahre verfaßt. Vielmehr ist auch bei Betrachtung der Lyrik zu sagen, daß die Bilder, die uns Storm von der heimatlichen Landschaft gibt, in bunter Aufeineinanderfolge entstehen, nicht zuerst Wald- und Garten-, dann Heide- und schließlich Meer- und Marschgedichte.

In einigen seiner ersten Schilderungen, die uns der Dichter überhaupt von seiner Heimat gibt, führt er uns die Marsch, die weite, nur von wenigen Bäumen bestandene, grasreiche Ebene vor Augen. Unabsehbar dehnt sich die grüne Marschniederung aus. „Es war nicht viel zu sehen dort;“ gesteht Storm in einer der Novellen einmal selbst, „zwischen den blinkenden Wassergräben, die auf eine Strecke hinaus“ dem „Auge sichtbar blieben, ragte nichts aus der ungeheuren Fläche als die zerstreut auf ihr weidenden Rinder und die niedrigen Heckpforten“ [1]). Und doch — als er nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren wieder in dies Land kommt, da ist er beim Anblick von den Schönheiten des Landes wie verzaubert [2]). In der Ferne erscheint ihm die Marsch sogar als die reizendste Gegend der Welt [3]). Seine Vorliebe für sie hat ihn sie denn auch des öfteren schildern lassen, häufig in seinen Novellen, einige Male in seinen Gedichten.

Wie Storm uns die heimatliche Marsch in seinem „Ostern“ [4]) darstellt, so finden wir ihr Bild mehrmals in den Prosawerken

---

1) W. IV., S. 224.
2) Briefe i. d. Heimat, S. 82 Brf. Storms v. 17. Juni 1856.
3) Briefe i. d. Heimat, S. 121. Brf. Storms v. 19. Dez. 1858.
4) W. VIII S. 237.

wieder. „Und wie erquicklich die Luft auf diesen Deichen weht! Ich komme eben heim; wo hätte ich besser den Sonntagmorgen feiern können! Schon hatte unten in den Kögen der erste warme Frühlingsregen die unabsehbaren Wiesenlandschaften grün gemacht . . ." [1]) Im Gedicht ergeht sich Storm auch an einem Sonntagmorgen, am Ostersonntag, auf den heimatlichen Deichen und zeigt uns, wie dort, die mit jungem Grün geschmückte Marsch:

„Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen."

Wir wissen von Fontane, daß Storm gern auf dem Husumer Deich sinnierend und die Natur genießend spazieren ging [2]). Ist der Tag einmal da draußen in der Fremde besonders schön, so packt's ihn, daß er den lebhaften Wunsch hat, den Nachmittag auf Porrenkoogsdeich verbringen zu können [3]). Oder auch er geht in die Marsch selbst, an ihren Höfen vorbei, die von düsteren Baumgruppen von Rüstern und Silberpappeln umgeben sind. In der Novelle „Auf dem Staatshof" gibt uns Storm eine Beschreibung dieser Besitztümer in der Marsch. In dem Gedicht „Morgane" [4]), seinem ersten heimatlichen Landschaftsbild [5]), läßt er das Trugbild eines solchen Marschhofes, einer „Hauberg" graues Bildnis vor uns entstehen. Es fragt sich hier nicht, ob Storm die Luftspiegelung fingiert oder nicht. Hier ist nur wichtig, daß er ein Stück heimatlicher Landschaft vor sich entstehen sieht, wie er es in Wirklichkeit selbst so und so oft erschaut hat. Übrigens sollen mitunter dergleichen Spiegelungen auch an den Nordseeküsten vorkommen.

Bedeutender als die Eindrücke der wenig mit Schönheiten gesegneten Marschlandschaft waren begreiflicherweise die Eindrücke, die der leicht veränderliche Anblick des Meeres auf unseren

---

1) W. IV. S. 4.
2) Fontane, Tunnel über d Spree. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 224.
3) Brfe i. d. Heimat S 67. Brf. Storms v. 28. Nov. 1855.
4) W. VIII. S. 235.
5) Entstand im Juli 1847.

Dichter ausübte. Aus seinen Erzählungen kennen wir die ganze Mannigfaltigkeit der Meerbilder vom sanften Anspülen der Wellen an die Küsten bis zum wilden Anprallen der Wogen, die in die Deiche beißen. Beständig hörte der Dichter es gegen die heimatlichen Küsten rauschen, eintönig brauste es des Nachts um die schlafende Stadt. Wie oft hören auch seine Novellengestalten das Meer plötzlich durch die einsame Stille branden, bald als eine Mahnung und bald als eine Erinnerung an einstige Tage.

In Storms Lyrik ist wiederum — die Marschbilder zeigten schon, wie er sich auf wenige Schilderungen beschränkt — das Meer nur in einer kleinen Zahl von Gedichten gezeichnet und da oft nur eben skizziert. Denn Storm war keiner von denjenigen, die, wie er ihnen vorwirft, eine Gefühlsanwandlung zu einem Liederdutzend ausmünzten. Ihm genügt, uns das Meer in seinen drei bezeichnendsten Bildern darzustellen: das Meer im Frühlingssonnenschein, das Meer in rauher Novembernacht und das Meer zur Zeit der Ebbe mit seinem großartig öden Strande. Und diese drei ganz verschiedenen Schilderungen gibt er uns sehr sparsam nur je einmal. Der echte Künstler kopiert sich nicht.

Seine große Liebe zum heimatlichen Meere, die bei Storm unbedingt als Schöpferin seiner Meergedichte gelten muß, geht besonders schön aus zwei seiner Briefe hervor. An Mörike schreibt er, als er schon länger als zwei Jahre der Heimat fern ist: „Wie oft, wenn ich an stillen Herbstabenden aus meiner Hofthür und in meinen Garten trat, hörte ich in der Ferne das Kochen des Meers. Und wie liebte ich das! schon damals; und wie erst jetzt!“[1]) Seinem Vater antwortet er auf die Frage nach dem Woher des Heimwehs: „Du wunderst Dich, wie ich Heimweh haben könne, ich will es Dir sagen:

Am Deich.

„Ans Haff nun fliegt die Möwe und Dämmerung bricht herein,
über die feuchten Watten spiegelt der Abendschein.

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 56. Brf. Storms v. 7. Oktober 1855.

Graues Geflügel huschet neben den Lachen her;
Wie Träume liegen die Inseln im Nebel auf dem Meer.
Ich höre des gährenden Schlammes geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen — so war es immer schon —."

Und so ist es noch jetzt und nirgend sonst auf der Welt; es ist eben das Geheimnis der Heimat . . ."[1])

Hier ist zugleich der Schlüssel zur Frage nach der Entstehung dieses Gedichtes. Aus dem Heimweh nach dem heimischen Meere und der Liebe zu ihm ist es herausgeboren. Sie gibt ihm auch seine anderen Verse über das Meer ein. So vergißt er beim Abschied aus der Heimat nicht, noch einmal seine Jungens auf das Rauschen des Meeres aufmerksam zu machen[2]). Die gefallenen Krieger in den Gräbern an der Küste preist er ihrer letzten Ruhestätte wegen:

„Ihr schlafet schön! Das heimatliche Meer
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel."[3])

Nicht minder schätzte Storm, vielleicht sogar noch mehr als die heimischen Meerbilder, die heimatlichen Heiden mit ihrer weiten Einsamkeit. In seinen Novellen schildert er sie uns in den verschiedensten Stimmungen: wenn der Nordwind seinen freien Weg darüber nimmt, wenn unheimlich der Mond über ihr steht oder wenn sie im Sonnenschein verträumt daliegt, sich weithin in rötlichem Schimmer erstreckend. Ja, er liebte diese Heide; aber nie so sehr wie an herbstlichen Tagen. „Wohin es aber an freien Nachmittagen mich am stärksten lockte, was auch noch jetzt mit seinem weltfremden Zauber der rauschendste Laubwald mir nicht ersetzen kann, das war die Heide, welche derzeit nach dieser Richtung hin noch unabsehbare Strecken mit ihrem bräunlichen Steppenkraut bedeckte"[4]).

Es wird schon bemerkt worden sein, daß den Dichter weniger die sonnige Heimat des Sommers als die nebelverhangene reg=

---

[1]) Brfe. i. d. Heimat S. 46. Brf Storms v. 9. Juni 1854.
[2]) Gedicht „Abschied". W. VIII. S 245
[3]) Gedicht „Gräber an d Küste". W VIII S. 240.
[4]) W. VIII. S. 85/86.

nerischer Tage begeistert, wenn er vor allem ihre grauen in Dämmerung und Nebel getauchten Bilder entwirft. Die „graue Stadt am Meer" ist ja in jedermanns Munde. Die Marsch regt zweimal zu Gedichten an, einmal davon als in graue Nebelwildnis gehüllte Einöde. Das wie brennend Silber funkelnde Meer hat es dem Dichter längst nicht so angetan, wie das schmutziggraue an regentrüben Sommertagen, wie das gischtbedeckte wilder Novembernacht oder wie das Watt bei hereinbrechender Dämmerung, wenn die Inseln im Nebel verschwimmen und die grauen Schatten der Möwen undeutlich vorüberhuschen. Es ist bezeichnend, daß Storm, um den Grund seines Heimwehs, der Sehnsucht nach der Heimat, anzugeben, dies graue Bild dazu wählt.

Storm hatte eine Vorliebe für die graue Heimatlandschaft. Das geht aus manchem hervor, nicht nur aus den Briefen in die Heimat. Stürmische Oktobertage mit nordischer Sagenstimmung locken ihn hinaus, wenn kein Tier sich sehen läßt, nur ganz vereinzelt ein grauer Vogel über den Weg huscht[1]). Dieser Hang ist nicht schwer zu verstehen. Storm ist ein Sohn der schleswig-holsteinischen Westküste, von der er sagt: „. . . selten und nur zu flüchtigem Besuche kehrt Philomele bei uns ein; denn sie weiß es wohl, daß ihre Liebesklage von dem Brausen der großen Naturorgel verschlungen wird, die Boreas hier so meisterlich zu spielen weiß"[2]). „Wüste Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterscheiden"[3]) läßt, bringt er meistens mit. Von Kind an war die Neigung zum Geheimnisvollen, Phantastischen durch dies vornehmlich Düstere des Heimatbildes in Storm genährt worden. Er sieht zeitlebens lieber leichte Dämmerung und Nebel um sich gebreitet, als daß er im stechenden Glanz der Sonne einherwandle. Auch in diesem Falle soll der grelle Tag die Dämmerung der Phantasie nicht durchbrechen.

Der Hang zur herbstlichen Landschaft tritt uns nicht weniger in der Schöpfung seiner Heidegedichte entgegen. Gewiß, einmal erschaut er auch die sonnige Heide in ihrer ganzen Blü-

---

1) W. VI. S. 86. 2) W. III. S. 135. 3) W. VII. S. 148.

tenpracht: — das ist ja für den gewöhnlichen Sterblichen die eigentliche Heide — aber Storm vergißt auch nicht die braune Heidelandschaft [1]) mit ihren brauenden Nebeln, schwarzem Kraut und leerem Himmel [2]). Auch diese Heide übt auf ihn ihren nachhaltigen Reiz aus. An stürmischen Oktobertagen lockt es ihn zu ihr hinaus. Manche Stunde gebraucht er, um sie zu erreichen, aber schließlich heißt es: „und da hatte ich sie, die Heide. Die Zeit ihrer Blüthe mit dem bläulich rothen Seidenschimmer war vergangen; düster, in ihrer ganzen feierlichen Einsamkeit, lag sie vor mir: ein breites muldenförmiges Thal, anscheinend ohne Unterbrechung von der dunklen Pflanzendecke überzogen" [3]). Dies ist die herbstliche Heide.

Die blühende Heide im warmen Sommersonnenstrahle regt ihn einmal zu einem Gedicht an, zu seinem „Abseits" [4]). Fehlt hier auch nicht der sonst gemiedene blendende, heiße Sonnenschein — in „Abseits" allein strahlt die Sonne so heftig, in keinem anderen Gedicht Storms wird sie in dem Maße glänzend geschildert — so fehlt dieser sommerlichen Heide doch nicht, was des Dichters Neigung zum Heimlichen entgegenkommt. „Es ist so still." In diese Einsamkeit klingt kein Klang aufgeregter, politisch bedeutsamer Zeit. Die ganze Abgeschiedenheit, Weltverborgenheit der Heide schildert Storm uns, wie in dem Gedicht, in einem seiner ersten Prosawerke: „Es mochte ein Student sein; vielleicht ein junger Doctor, der auf dem schmalen Fußsteige über die Haide ging . . . Seine Mütze hatte er abgenommen; die Nachmittagssonne glühte in seinen Haaren. Um ihn her war alles Gethier lebendig, was auf der Haide die Junischwüle auszubrüten pflegt; das rannte zu seinen Füßen und arbeitete sich durchs Gestäude, das blendete und schwärmte ihm vor den Augen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Die Heide blühte, die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen . . .

In seiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger

---

1) W. VIII. S. 196.
2) W. VIII. S. 273.
3) W. VI. S. 87.
4) W. VIII. S. 192.

Hügel, voll Brombeerranken und wilder Rosenbüsche, ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele sind.“ Dann legt er sich in die warmen Kräuter. „Und wie nun so auch der Hall des eigenen Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte, und er nichts vernahm, als die Haide entlang das Zirpen der Heuschrecken und das Summen der Bienen, welche an den Kelchen hingen, mitunter in unsichtbarer Höhe über sich den Gesang der Haidelerche, da überkam ihn unbezwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die blauen Argusfalter, gaukelten auf und ab, dazwischen schossen rosenrothe Streifen vom Himmel zu ihm hernieder; der Duft der Eriken legte sich wie eine zarte Wolke über seine Augen“[1]). Oder fast ein Vierteljahrhundert nach dieser Schilderung gibt er uns eine andere, ähnlich das Gewimmel des Getiers im Heidekraut beschreibend: „Hier summten auf den Blüthen des duftenden Haidekrauts die Immen und weißgrauen Hummeln und rannte unter den dürren Stengeln desselben der schöne, goldgrüne Laufkäfer; hier in den Duftwolken der Eriken und des harzigen Gagelstrauches schwebten Schmetterlinge . . .“[2]) Dies zeigt, wie fest sich der Anblick von Heide und ihrem Tierleben in Storms Seele eingeprägt hatte. Liebevoll malt er uns ebenso in seinem Gedicht „Abseits“[3]) die heimatliche Heide mit ihrem ganzen sommerlichen Sonnengeflimmer und Tiergewimmel vor Augen. Es ist nicht weniger erschaut und erlebt als die Meer- und Marschschilderungen.

Neben Heide, Marsch und Meer gehörte ein großer Teil seiner Anhänglichkeit und in der Fremde seiner Sehnsucht noch einem vierten des heimatlichen Landschaftsbildes, seiner Vaterstadt. Unerbittlich hing er ihr als Sohn eines alteingesessenen Geschlechtes an. Aus seinen Briefen, die er aus der Fremde in die Heimat gehen ließ, klingt ein tiefes Heimweh nach der grauen Stadt. Sein Leben ist mit ihr verknüpft, wie seit Geschlechtern seine Familie mit so mancher anderen der Heimatstadt. Freilich,

---

1) W. I. S. 98/99. 2) W. III. S. 206. 3) W. VIII. S. 192.

selten nur liegt ein freundlicher Himmel über ihr, des Nachts klingt das Rauschen des Meeres hinüber in die schlafende Stadt[1]),

„Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt —"[2]),

nur unterbrochen von dem tönenden Flug der Wandervögel, die in großen Zügen unsichtbar unter den Sternen dahinrauschen[1]) —

„Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei. —"[2])

Die graue Stadt weiß nur wenig Reize aufzuweisen. Philomele kehrt dort selten ein[3]) —

„Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn Unterlaß."[2])

Und doch, ist es auch nur ein schmuckloses Städtchen, seine Vaterstadt, liegt sie auch in einer baumlosen Küstenebene und sind ihre Häuser alt und finster[4]), „dennoch habe ich", so sagt Storm, „sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen heilige Vögel scheinen diese Meinung zu theilen", Storch und Schwalbe[4]). So dichtet er denn das Gedicht von der „grauen Stadt am Meer"[2]), an der sein ganzes Herz hängt, auf der seiner Jugend Zauber lächelnd ruht für und für[2]).

Wiederum ist es ein herbstliches Bild, und der Dichter vergißt darüber sogar, was einst seinem romantischen Neigungen hingegebenen Gemüt so viel bedeuten konnte: die traulichen Gärten der Vaterstadt. Besonders war es der altmodische, streng durch Buxbaumhecken abgeteilte Garten der Urgroßmutter mit dem Lusthause und der marmornen Flora[5]), der nicht ohne Eindruck in der Seele des Knaben blieb und der immer in der Erinnerung des Mannes fortlebte. In dem Gedicht „Frauen-Ritornelle"[6]) gedenkt Storm als gealteter Mann seiner noch. Auch den heimatlichen Gärten galt seine Sehnsucht in der

---

1) W. III. S. 132. 2) W. VIII. S. 194.
3) W. III. S. 135. 4) W. II. S. 3.
5) S. „Im Sonnenschein". W. I. S. 313 ffg.
6) W. VIII. S. 271.

Fremde, nicht nur der heimatlichen Stadt und Landschaft. An Pietsch schreibt er: „Hier sitze ich nun unten in meiner leidlich kühlen Arbeitsstube . . . Wie sehne ich mich jetzt in unserm gartenlosen Quartier nach unserer alten Heimat, wo der kühle feuchte Garten vor den Fenstern des großen Saales lag, den wir im Sommer bewohnten! Ich lege Ihnen hier ein Gedicht bei, worin diese Sehnsucht Worte gefunden . . .“[1]) Das Gedicht „Garten-Spuk“[2]) war beigelegt. Sich selbst erblickt der gereifte Dichter als Kind im grauen Kittelchen im heimatlichen Garten. Nach vielen Jahren, einmal heimgekehrt aus dem „gartenlosen Quartier“, kommt er auch wieder an seinen Garten; hineinzublicken aber vermag er nicht:

„Fest und verschlossen stand die Gartentür,
Dahinter stumm lag die vergangne Zeit.
Ausstreckt ich meine Arme; denn mir war,
Als sei im Rasen dort mein Herz versteckt. —
. . . .
Schon hatt' ich zögernd einen Schritt getan;
Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,
Darin ich sonst so festen Fußes ging.
Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,
Mein Aug' ward dunkel; Grimm und Heimweh stritten
Sich um mein Herz; und endlich, leidbezwungen,
Ging ich vorüber. Ich vermocht es nicht.“

Sein ganzer Schmerz, diese einstigen, angenehmen und lieben Plätze nur noch vorübergehend besuchen zu können, spricht aus diesen Zeilen. Pietsch erzählt auch, wie Storm tatsächlich bei den Besuchen in der Heimat ebenso sehr vom Schmerz als von der Freude über das Wiedersehen gepackt wurde. „Endlich“, so heißt es in einem Brief, „in der köstlichen Luft meiner Heimat, in den hellen vertrauten Räumen des elterlichen Hauses. Da steht doch noch alles, obgleich es hier schmählich hergeht . . .“[3])

---

1) Ludw. Pietsch, Th. Storm. Persön. Erinnerungen. Voss. Ztg. 1888. 10. Juli.

2) W. VIII. S. 251 ffg.

3) Ludw. Pietsch, Th. Storm. Persönl. Erinnerungen. Voss. Ztg. 1888. 10. Juli.

Noch ein Landschaftsbild tritt uns in Storms Lyrik entgegen: Der Wald. Ihn zu schauen, hat Storm, der Sohn der baumlosen Küstenebene, schon früh Gelegenheit gehabt. Doch er gibt selbst zu wenig Versen einen langen Kommentar, aus dem auch hier das Wichtigste reden möge. Er schreibt nämlich zu seinem „Waldweg“): „Diese Verse haben für mich den Werth einer Erinnerung; ich habe versucht, in ihnen ein Stück meines wärmsten Jugendsonnenscheines einzufangen. — Mein Vater ist der Sohn eines Müllers . . . Die (Wasser- und Wind-)Mühle liegt etwa fünf Meilen südlicher als Husum in dem kleinen, heimlich und seitab unter Bäumen gelegenen Dörfchen Westermühlen . . . Während meiner Knabenzeit hatte der älteste Bruder meines Vaters, ein kluger und gemüthlicher Mann, die Mühle . . . Wie manche Herbstferien habe ich dort verlebt! Mein Hauptquartier aber hielt ich immer auf der Mühle. Von dort aus wurde die Hauptfreude und -Beschäftigung, der Drosselfang, in den etwa eine Viertelstunde vom Dorfe belegenen Wäldern getrieben . . . Den Weg zum Walde, den ich, meinen Korb mit Vogelbeeren und sonstigen Utensilien unterm Arm, entweder in Begleitung meines Oheims, oder, wenn er keine Zeit hatte, in der seines Jagdhundes mehre mal am Tage machte, beschreibt das Gedicht, wie er viele Jahre später noch vor meiner Phantasie stand“[1]). In diese idyllische Landschaft verlegt Storm auch die kleine Begebenheit zwischen dem Müllerburschen und der Müllerstochter des Gedichtes „Sommermittag“[2]). Wir können uns denken, daß das Westermühlener Waldleben einst auf den Knaben einen großen Reiz ausübte, weil ihm die Waldlandschaft doch etwas Neues und Ungewöhnliches war und bot. Die gewonnenen Eindrücke drängten noch den sich später an diese Jugendtage erinnernden Dichter zu poetischer Gestaltung[3]).

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 39 ffg. Brf. Storms v. Nov. 1854.

[2]) W. VIII. S. 193/194.

[3]) Vergl. auch „Nachgelassene Blätter von Theodor Storm“. Deutsche Rundschau Nr. 57, 1888. S. 341 ffg. In diesen letzten Blättern von Storms Hand handelt ein Kapitel von Westermühlen.

Das kleine Gedicht „Im Walde“ [1]) aus „Immensee“ ist vielleicht auch ein Nachklang jener Waldfreuden.

Die Reihe der uns von Storm in seinen Gedichten geschilderten Naturbilder wäre hiermit erschöpft [2]). Alle sind sie Landschaftsbildern, wie sie die Heimat bot, nachgezeichnet, alle tragen sie den Stempel des von dem Dichter selbst Erschauten und Erlebten. Was ihm in der Heimat landschaftlich gefiel und bewegte, das reizte ihn zu dichterischem Schaffen. Aber nur die heimatliche Landschaft vermochte dies, aus der Potsdamer und Heiligenstädter Zeit kennen wir kein Gedicht, das die Natur zum Vorwurf hätte [3]). Nur das heimatliche Meer und die heimatliche Heide, die heimatlichen Wälder und Marschen regen ihn zum Dichten an. Die viel stolzeren Wälder Mitteldeutschlands mit ihren Wiesengründen, tannenbewachsene Berge, blumen-

---

[1]) W. VIII. S. 195.

[2]) Das Gedicht „Herbst“ schildert keine Landschaft. Von Heide und Wald findet sich nicht mehr als die Namen darin. „Thal und Kluft“ läßt kaum vermuten, daß das Gedicht in Husum entstanden. Aber schon 1848 zum Teil veröffentlicht; vor 1852 in jetziger Fassung vorhanden. Die Gedichte auf die Monate bedürfen hier keiner Berücksichtigung. Sie scheinen mir dem Kalendermann zuliebe verfaßt worden zu sein, der für seine Kalenderbildchen, die das Tun und Treiben der Menschen in den einzelnen Monaten illustrieren, einiger Verse bedurfte. So steht

„Die Kinder schreien „Vivat hoch!“
In die blaue Luft hinein etc. (W. VIII. S. 231.)

unter einem Bilde zum Monat Mai, das kränzewindende Kinder darstellt. Unter dem Septemberbild mit Äpfel vom Baum schüttelnden und pflückenden Kindern steht der jetzt unter „Herbst“ zu findende Vierzeiler (W. VIII. S. 233):

„Und sind die Blumen abgeblüht,
So brecht der Äpfel goldne Bälle etc.“

[3]) Höchstens wäre hier der Vierzeiler zu nennen: „Die Kinder haben die Veilchen gepflückt usw.“ W. VIII. S. 231, der 1859 in Heiligenstadt entstand, was aus einem Brief vom 29. März 1859 in die Heimat hervorgeht: „Es wird Frühling mit Gewalt, eine Flut von Veilchen bricht überall aus dem Grase hervor ;alle Kinder laufen mit blauen Sträußen, sie wollen den Frühling recht handgreiflich in ihren kleinen Fäusten haben.“

reiche Täler, sie vermögen das nicht. Hierin zeigt sich so recht, wie tief unserem Dichter die Heimatliebe eingewurzelt ist, hierin zeigt sich auch, daß es in letztem Grunde sein großes Heimatgefühl ist, das ihn seine wunderbaren heimatlichen Landschaftsbilder hervorbringen läßt[1]).

Doch nicht allein die Betrachtung der heimatlichen Landschaft bewegte des Dichters Heimatgefühl, mächtiger noch wurde es erregt durch die politischen Ereignisse, die sich in der schleswig-holsteinischen Heimat um die Mitte seines Jahrhunderts abspielten. Die „Brutalität und Gemeinheit" der dänischen Regierung, die namentlich in der Unterdrückung alles Deutschen bestanden, versetzten Storm in hellen Zorn, zugleich aber auch in bitteren Schmerz. Er war ein zu guter Deutscher, um die immer deutsches Land gewesene Heimat ruhig in dänische Hände übergehen zu sehen. In einer Novelle, die in dieser politisch bewegten Zeit spielt, sagt jemand: „Wir wollen einen jungen festen Fuß auf unsere heimathliche Erde setzen; denn trotz alledem . . . ich lasse es mir nicht nehmen, die Herrlichkeit der deutschen Nation ist im Beginnen; und wir von den äußersten deutschen Marken . . . — wir gehören auch dazu!"[2]) So schon erklingt es 1850 in einem Stormschen Liede:

„Denn kommen wird das frische Werde,
. . . .
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt."[3])

Mit ganzem Groll sieht er Szenen zu, wie er sie Fontane schildert: „Es ist heute der Jahrestag der Idstedter Schlacht, der auch diesmal von Militär und Polizei wegen feierlich begangen wird; die dänische Regimentsmusik mit den ‚tappern

[1]) Darum glaube ich, diese Untersuchung über Storms Heimatlyrik in diesem Zusammenhang bringen zu müssen, anstatt unter einem Abschnitt „Naturgefühl", was um so angängiger schien als sonst keine Gedichte über die Natur entstanden sind. Vgl. auch Elster, Prinzipien I. S. 190.

[2]) W I. S. 233.

[3]) W. VIII. S. 239.

Landsoldaten' zieht durch die Gassen, Jungens und Gesindel hinter drein; allen Gastwirthen ist bei Strafe, daß sonst nicht länger als 6 Uhr geschenkt werden dürfe, geboten, Tanz zu halten. Viele finden sich dazu freilich nicht ein; aber man weiß, wie es geht; der Eine fürchtet, die Kundschaft der flott lebenden dänischen Beamtenschaft zu verlieren, der Andere hat die Furcht im Allgemeinen, der Dritte will den befreundeten Wirth nicht stecken lassen. Und zuletzt ist zuzugestehen, keine Bevölkerung im Großen und Ganzen hat auf die Dauer Lust, für ihre Überzeugung zum Märtyrer zu werden. So machen sie ihren Bückling und knirschen heimlich mit den Zähnen.

„So dankbar man im Grunde der dänischen Regierung sein sollte, daß sie durch diese Brutalität das Gedächtnis unserer historischen Unglückstage so unauslöschlich den Herzen der besseren deutschen Bevölkerung einätzt, so ist es doch ein Gefühl zum Ersticken, ohnmächtig und stumm dies gegen die Bevölkerung angewandte Demoralisationssystem mit ansehen zu müssen"[1]). Ohnmächtig und stumm hat Storm diesen Gewalttaten nun gerade nicht zugesehen. Mörike teilt er mit, er habe es für seine Pflicht geachtet, seine Mitbürger gegen die Willkür der neueingesetzten dänischen Behörden mit voller Rücksichtslosigkeit zu vertreten[2]). Seine politischen Gedichte entstanden auch in diesen Jahren und wurden rasch veröffentlicht. Zum Dank für seine deutschfreundliche Haltung bestätigte ihm die dänische Regierung beim Regierungsantritte Friedrichs VII. die Advokatur nicht. Storm hätte sich fügen können. Aber um diesen Preis wollte er sich sein Brot in der Heimat nicht erkaufen. Er konnte sich nicht, wie es leider von vielen geschah, zu Schritten herlassen, die seiner Überzeugung und seinen Pflichten gegen seine deutsche Heimat widersprachen[2]). So ging er denn in die Fremde, „wo er sicher war, weder die ihm verhaßte Sprache

---

1) Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 216/17. Brf. Storms v. 25. Juli 1853.

2) Mörike-Storm-Brfw. S. 11. Brf. Storms v. 12. Juli 1853.

zu hören, noch die übermüthigen Fremden als Herren in die alten Häuser seiner vertriebenen Freunde aus- und eingehen zu sehen"[1]). Denn „in Husum sein und das Treiben der Fremden, die Niedertracht der Heimischen ansehen, ohne alle meine Kräfte dagegen anwenden zu können — das vermöchte ich freilich nicht — und würde dort bald körperlich oder gemüthlich zu Grunde gehen"[2]). So ließ ihn seine starke Liebe zur Heimat aus der Heimat gehen!

Aber der Stein kam nur langsam ins Rollen und rollte auch nur langsam weiter. Die politischen Ereignisse drängten sich nicht, Untätigkeit, Ratlosigkeit und Monate lange Waffenstillstände verhinderten eine baldige Klärung der politischen Lage. Erst mit dem Fortgang der politischen Aktionen wuchs Storms Groll und Schmerz mehr und mehr. Seine politischen Gedichte, die wie alle seine Lyrik auch auf den Erregungen seines Gefühlslebens beruhen, sind darum auf das engste mit den politischen Vorgängen in der Heimat verknüpft, sie werden der äußere Anlaß zu dem inneren Erlebnis, das ihn auch seine politische Lyrik hervorbringen läßt.

Als Dänemarks König Friedrich VI. kurz vor Beginn des Jahres 1840 kinderlos starb, mußte es schon den politisch Einsichtigen klar werden, daß es in der weiteren Erbfolge einstmals Schwierigkeiten geben werde. Denn das Erlöschen des königlichen Mannesstammes war abzusehen. Dann aber mußte die Lösung der Personalunion zwischen Dänemark und den Herzogtümern Schleswig und Holstein erfolgen, in denen nur die agnatische, nicht wie in Dänemark die kognatische Erbfolge galt. Aus dem Freundeskreise Storms erklang schon 1841 einer der ersten Hinweise in poetischer Form auf die zu erwartenden politischen Ereignisse. Theodor Mommsen war der Seher, wenn er Kaiser Rotbart im „Liederbuche dreier Freunde" sprechen läßt:

---

1) W. I. S. 205.

2) Brfe. i. d. Heimat S. 51/52. Brf. Storms v. 15. März 1855.

„Geschmolzen ist das Eisen aus den Schlacken,
Geschmiedet Bajonette und Standarten . . .
Geht heim, ihr Knaben! Eure Mädchen warten —
Laßt sie sich Bänder, bunte Bänder kaufen
Und euch die Mützen schmücken mit Kokarden.
Geht heim und laßt die Rosse sich verschnaufen!
. . . .
Die Hähne wittern schon des Morgens Schwingen,
Wo Holsteins alte Buchenwälder zittern . . .“[1])

Er behielt recht, es kamen unruhige Zeiten. Die Dänen dachten nicht daran, die Herzogtümer fahren zu lassen, mindestens sollte Schleswig dänische Provinz werden. Der Roeskilder Ständetag 1844 und der „offene Brief“ 1846 bekundeten diese Absichten nur zu deutlich. Der 1848 erfolgte Thronwechsel, der Friedrich VII. zum König machte, brachte den Schleswig-Holsteinern keine günstige Wendung der Dinge. Vielmehr verhieß die erste königliche Urkunde, die beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staates zu vollenden. Einsichtsvolle Männer wurden berufen, um ein Verfassungsgesetz über „gemeinsame Stände für das Königreich und die Herzogtümer“ auszuarbeiten. Die alten Minister wurden entlassen, für die Absichten der Regierung brauchbarere Eiderdänen an ihre Stelle gesetzt. Einer Deputation, die die Herzogtümer nach Kopenhagen entsandten, um endlich klipp und klar zu sehen, wohin die Pläne der Regierung gingen, wurde der Bescheid des dänischen Königs in einer Kabinettsorder vom 24. März 1848 zuteil: „Auf Ihre Anträge haben wir Ihnen zu eröffnen, daß Wir gesonnen sind, Unserem Herzogthume Holstein, als einem selbständigen deutschen Bundesstaate, eine auf der Grundlage eines ausgedehnten Wahlrechts gebaute in Wahrheit freie Verfassung zu gewähren . . ., daß Wir Unser Herzogthum Schleswig dem deutschen Bunde einzuverleiben weder das Recht noch die Macht, noch den Willen haben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wollen . . .“ Dieser Bescheid wurde früher be-

[1]) Liederbuch S. 9.

kannt, als noch die Gesandtschaft zurück war. In der Frühe des 24. März ward eine provisorische Regierung auf dem Rathause zu Kiel proklamiert. Diese faßte ihre Aufgabe, die Rechte des Landes zu wahren, gleich rüstig an. Kieler Jäger nehmen Rendsburg, die Garnison zu Glückstadt wurde gewonnen, Freischaren überall gebildet.

Anfangs hatte die junge, ungeübte schleswig-holsteinische Armee wenig Glück. Am 9. April wurde sie von den Dänen bei Bau geschlagen. Vorläufig hatten die Feinde noch die Oberhand. Das ganze Herzogtum Schleswig bis südlich der Schlei war in ihrer Gewalt; die Soldaten lagen in Städten, Flecken und Dörfern. Eine vom Dänenkönige ernannte provisorische Regierungskommission trieb nach diesem ersten dänischen Siege nun erst recht ihr Wesen, in noch größerem Maße als vorher übte sie eine oft mit den ärgsten Mißhandlungen ausgeführte Wegschleppung aller deutschgesinnten Beamten und Privatpersonen, deren man habhaft werden konnte. Dieser drückende Zustand dauerte 14 Tage. Inzwischen aber hatte der deutsche Bundestag schon beschlossen, die Herzogtümer zu schützen. Ein Bundesbeschluß vom 12. April drang auf Räumung des bedrängten Herzogtums von dänischen Truppen. Doch dieser Beschluß und nachfolgende Unterhandlungen führten zu nichts. Die dänischen Vorposten streiften im Gegenteil immer südlicher, sogar Husum ward am 21. April von ihnen besucht. Endlich, am 23. April nahte der Tag der Befreiung. Es war der Ostersonntag. Am Morgen dieses Tages zog General Wrangel mit einem Heere von fast 30000 Mann, das aus Preußen, Soldaten des zehnten Bundes-Armeekorps und Schleswig-Holsteinern zusammengesetzt war, gegen das von der Haupttruppenmacht der Dänen verteidigte Schleswig. Das starkverschanzte, aber schwach besetzte Dannewerk war bald genommen. Gegen Abend war auch die letzte Stellung von den Dänen geräumt[1]).

---

[1]) Zum Teil benutze ich zu der politischen übersicht Angaben über den Verlauf des Kriegsjahres 1848 aus dem Volksbuch auf das Jahr 1849 usw.

Storm hatte bis dahin geschwiegen. Nur einmal, nicht lange nach dem „offenen Brief“[1]), als zum ersten Male die Anmaßungen der dänischen Regierung deutlicher zutage traten und die Gemüter erhitzten, trägt er einen Klang der aufgeregten Zeit in eins seiner Gedichte. Aber noch ist ihm dieser Klang kein Mißklang, der ihm die Freude an der geliebten Heimat stören oder ihn bei der Betrachtung ihrer landschaftlichen Reize wehmütig stimmen könnte. Nun aber, wo der Däne im Lande war, wurde sein Heimatgefühl auf das tiefste erregt und empört. Die Feinde machten sich in Städten und Dörfern breit. Die provisorische Regierungskommission begann ihre Gewalttaten, die sich besonders nach der für die Herzogtümer unglücklichen Schlacht bei Bau verschlimmerten. Nach diesem ersten Siege rückten die dänischen Truppen immer weiter nach Süden vor. Am 21. April sah Storm mit eigenen Augen die umherstreifenden feindlichen Vorposten in seiner Vaterstadt. Wir können verstehen, wie dann nach dem für die heimatliche Sache günstigen Angriff auf Schleswig am Ostersonntage der heimat- und freiheitliebende Dichter, quälender Schicksalsgefühle, die ihn in den letzten Tagen der unheilkündenden Ereignisse bedrängten, frei, am zweiten Tage des Osterfestes auf die heimatlichen Deiche geeilt ist, „unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimath“ einzuatmen und das liebe, befreite Heimatland frohen Mutes zu betrachten, wo nun nichts Fremdes mehr wandeln, kein Laut ihm begegnen würde, den er nicht verstände. Die aus der Stadt herüberschallenden Osterglocken werden ihm einen doppelten Frühling eingeläutet haben, der frühlinghelle Aprilmorgen ihm in doppelter Hinsicht neues Leben gekündet haben. So entstand das Gedicht „Ostern“[2]). Storm bemerkt bei der ersten Veröffentlichung in einem Kalender für das Jahr 1849 ausdrücklich, es sei Ostern 1848 entstanden. Jetzt erst, wo wir die Entstehung des Gedichtes kennen, können wir ermessen, daß Worte wie

[1]) Das Gedicht „Abseits“ erscheint in dem Volksbuch auf das Jahr 1848. Es ist also sicher vor Abschluß des Jahres 1847 entstanden.

[2]) W. VIII. S. 237.

„O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimatherde! —"

oder

„Das Land ist unser, unser soll es bleiben!"

aus tiefster Seele in der glückseligen Stimmung des Ostermorgens herausgeschrieben sind.

Nicht lange sollte der hoffnungsreiche Blick ungetrübt in die Zukunft gehen. Schon anfangs Juli kam es zu einem Waffenstillstande zwischen Preußen und Dänemark, dem nur die Genehmigung der deutschen Zentralgewalt versagt blieb. Seit dem 30. August aber war es zur Gewißheit geworden, daß ein Waffenstillstand zustande gekommen sei. Am 26. August war er zu Malmö auf sieben Monate abgeschlossen worden. Jeder gute Patriot mußte in Zorn geraten über diese schmähliche Unterbrechung des bis dahin glücklich geführten Krieges. In einem schleswig-holsteinischen Kalender des folgenden Jahres heißt es: „Aber der Krieg selbst näherte sich seinem Ende, einem Ende, das niemand vorauszusehen im Stande ist, da nicht Waffen, sondern Verhandlungen es herbeiführen sollten . . . So stehen wir jetzt vor einer dichtverhüllten Zukunft, deren Nebel sich wohl so bald nicht völlig zerstreuen werden." Storm schrieb damals im November, also mitten im Waffenstillstand, in seiner Ungeduld[1]):

„Vorwärts lieber laß uns schreiten
Durch die deutschen Nebelschichten,
Als auf alten Träumen reiten
Und auf römischen Berichten!"

Er vielmehr will ein Bild, wo Hauf an Haufen im Getümmel, die Büchsen knallen und die Brüder stehn und fallen. Nur ein hoher Tag und tiefe Grüfte können zum Ziele führen.

In dieser Zeit entstand auch das schöne „Oktoberlied"[2]) in Auflehnung seines Heimatgefühls gegen die drückenden, unklaren politischen Maßnahmen, um seinen durch sie erweckten Schicksalsgefühlen wirksam zu begegnen:

[1]) W. VIII. S. 238. [2]) W. VIII. S. 191.

„Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

. . . .

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen."

Dem Malmöer Waffenstillstand folgt bald ein anderer, der dann am 2. Juli 1850 zum Frieden zwischen Preußen und Dänemark führte. Die Herzogtümer waren den Dänen preisgegeben. Ihr Freiheitskampf, den sie gegen die Bedrücker, sich selbst überlassen, aufnahmen, war nicht vom Glück begünstigt. In den für sie verlorenen Schlachten bei Idstedt, bei Missunde und bei Friedrichstadt opferten sie nur ihr schönes Heer.

Storm blieb während der Zeit dieser Kämpfe ruhig, seine Lyrik erfuhr erst eine Bereicherung, als er das rohe Schalten der Feinde wieder in der Heimat verspürte. Seine Gedichte „Im Herbste 1850"[1]), „Gräber an der Küste"[2]), „1. Januar 1851"[3]) sind der poetische Niederschlag seiner Erregung in diesen Tagen. Mörike schickt er das erstgenannte Gedicht mit den Worten, es seien Verse „die als ein unmittelbarer Ausdruck des verletzten Heimatgefühls im Herbste 1850 entstanden, als hier auf dem Kirchhofe die Kränze und Fahnen von den Gräbern unserer Schleswig-Holsteiner Soldaten entfernt wurden"[4]). „Gräber an der Küste", dies Gedicht entwuchs den Eindrücken, die die Kämpfe um das nicht weitentfernte Friedrichstadt in dem Dichter hervorriefen. „Bis nach Husum," so erzählt Schütze, „drang von Friedrichstadt her der Donner der Kanonen, und

1) W VIII. S. 238/39. 2) W. VIII. S. 240. 3) W. VIII. S. 242.
4) Mörike-Storm-Brfw. S. 14. Brf. Storms v. 12. Juli 1853.

vom Deiche aus konnte man die Bomben fliegen sehen. Schauerlich war es, wie dann nachts die Wagen mit Verwundeten und Toten durch die Gassen zogen. Die Kränze, die man zu festlichem Empfange für die Sieger gewunden hatte, galt es nun, still auf die Gräber der Toten zu legen"[1]. Das Ende des Jahres brachte dann dieselben traurigen Zustände wieder, wie sie vor dem Erscheinen der Bundestruppen 1848 bestanden hatten. „In zahllosen Verbannungen, Einkerkerungen, Absetzungen, Vermögensbeschlagnahmungen, in sonstigen Willkürlichkeiten und Übergriffen der verschiedensten Art machte sich das dänische Regiment geltend und gelangte die Rache an den Überwundenen zum Ausdruck"[2]. Am 1. Januar 1851 erlaubten sich die Dänen, auf dem Kirchhof zu Husum ein Monument zu errichten mit der Inschrift „Den bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern, geweiht von Husums Einwohnern", obgleich nur ein einziger Husumer Bürger in dem Festzuge und an der Einweihung teilnahm. Storm dichtete an dem Tage sein kleines Gedicht:

„Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang:
Sie meinen, Schleswig-Holstein zu begraben."[3]

Aber trotz allen Ereignissen der kommenden Zeit verlor er den Glauben an ein einstiges Freiwerden der Heimat aus dänischen Fesseln nicht. Er weiß, der Tag wird kommen, wo diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt. So klingt denn aus seinen Gedichten dieser Zeit Auflehnung gegen das verhaßte Regiment und Trost auf eine bessere Wendung der heimatlichen Sache. Das Gedicht „Im Zeichen des Todes" „wurde zur stillen Abwehr gegen die Brutalität und Gemeinheit, wie sie nach Verhältnissen, welche wir hier gehabt," so schreibt Storm an Mörike, „wohl überall zu Tage kommen, und aus vollstem Herzen geschrieben"[4]. Er will das Leben

---

[1]) Schütze S. 124. [2]) Schütze S. 121.
[3]) W. VIII. S. 242.
[4]) Mörike-Storm-Brfw. S. 14. Brf. Storm v. 12. Juli 1853.

bestehen, dem Feinde mit vollem Aug' ins Angesicht sehen. Die erste, unglückliche Periode des heimatlichen Kampfes schließt er mit einem Gedicht „Ein Epilog"[1]) ab:

Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn . . .",

wie er es auch wohl sonst geäußert hat: „ . . . sie können's so toll garnicht treiben, daß ich das Gefühl verlöre, diese Erde sei dennoch mein"[2]), oder „Ich glaube fest an die Rückkehr, nicht für heute oder morgen, aber zurückkehren werden wir, wenn wir nicht vor der Zeit sterben"[3]). Dies schrieb Storm in der Fremde. Bevor er dahin aufbrach, entstand noch sein Gedicht „Abschied". Dann schwieg Storm ein ganzes Jahrzehnt lang zu dem Schicksal seiner Heimat. Das kann natürlich nicht als Grund für sein Schweigen gelten, was er in seiner Novelle „Unter dem Tannenbaum" den Amtsrichter — sich selbst — sagen läßt, der in die unsichtbare Ferne weist, in der die Heimat liegt: „Dort!" . . . „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten"[4]). Sondern ihm fehlte eben eine zum lyrischen Schaffen genügend starke Erregung seines Heimatgefühls. Wo er nicht die Heimat unter dem Druck der Feinde leiden sieht, er nicht im Banne geweckter Willensgefühle ist, da schweigt der Lyriker in ihm. Nur sein Heimweh ringt ihm in der Zeit der Verbannung hin und wieder einen lyrischen Ton ab.

Am 15. November 1863 starb der letzte in Schleswig-Holstein erbberechtigte dänische König. Dies Ereignis erregte zusammen mit einer zwei Tage vorher von der dänischen Regierung angenommenen Gesamtstaatsverfassung, die allen gerechten For-

---

1) W. VIII. S. 241.
2) Brfe. i. d. Heimat S. 46. Brf. Storms v. 9. Juni 1854.
3) Brfe. i. d. Heimat S. 50. Brf. Storms v. 18. Dez. 1854.
4) W. I. S. 199.

derungen der Herzogtümer Hohn sprach, mit einem Male wieder alle patriotischen Gemüter, um so mehr, als der neue König, Christian von Sonderburg-Glücksburg, der dem Londoner Protokoll gemäß Erbe des dänischen Gesamtstaates war, diese neue Verfassung unter dem Einflusse des eiderdänischen Ministeriums unterzeichnete. „Theodor Storm fühlte seine Ungeduld aufs Höchste gesteigert. Wie? noch immer regte sich keine Hand in Deutschland . . .?“[1]) Am 5. Dezember, also bald nach dem Tode des Dänenkönigs, schrieb er in die Heimat: „Unsere Aufregung in Betreff Schleswig-Holstein ist natürlich größer, als unsere Hoffnung. Hoffnung und Furcht, Sorge um Euch und ohnmächtiger Zorn liegen beständig miteinander im Streit.

„Und wie jetzt Alles in Deutschland, was noch begeisterungsfähig, mit Herz und Hand für uns einstehen will, so bin auch ich, meiner Heimat treuester Sohn, mit einem Liede in diesen heiligen Krieg gezogen . . .“[2]) Es war das Gedicht „Gräber in Schleswig“[3]), damals in der „Gartenlaube“ noch „An die Toten“ betitelt. Es entstand in jenen Tagen, wo der Dichter noch von der bangen Frage gequält war, ob Deutschland helfend in die Geschicke der geliebten Heimat eingreifen werde. Mit diesem Gedichte verstummt dann Storms politischer Sang. Denn nun geworden ist, was er wollte, mag die Geschichte das Weitere berichten[4]). Er schreitet von jetzt an lieber in Maientagen, wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen, still sinnend an des Baches Rand[5]). Nur einmal diktiert ihm die Freude, wieder in der Heimat zu sein, ein kleines humoristisches Gedicht, „Der Beamte“[6]), in dem aber auch ein Tropfen von dem Wermut schimmert, den ihm der jetzt in der Heimat regierende preußische Geist mit seinem Bürokratismus mitbrachte.

Schütze sagt, es liege eine tiefe Wahrheit in Klaus Groths

---

[1]) Pietsch, Ludwig. Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerung aus d. 60er Jahren Berlin 1894.

[2]) Brfe. i. d. Heimat S. 208.

[3]) W. VIII. S. 263/64.

[4]) W. VIII. S. 265.

[5]) W. VIII. S. 266.

[6]) W. VIII. S. 265/266.

Behauptung, das Heimweh habe Storm zum Poeten gemacht [1]) Ich meine, es wäre besser zu sagen: die Heimat. Dem Heimweh, seiner Sehnsucht nach dem Heimatlande verdanken nur wenige Gedichte Storms ihren Ursprung. Sein Heimweh, besonders in den Jahren der Verbannung, war groß, flehend wie mit Kinderstimme trat es oft an ihn heran, daß er sich nicht zu helfen wußte, aber die Spur davon in seiner Lyrik muß gesucht werden. „Meeresstrand", „Gedenkst du noch?" und „Garten-Spuk" sind die einzigen Gedichte, die in Stunden seines elfjährigen Fernseins von der Heimat entstanden, in denen es den Dichter mächtig zu ihr hinzog. Auch in der ersten Periode des lyrischen Schaffens, in der sonst selten ein Erlebnis den Gedichten zu Grunde liegt, findet das Heimverlangen des in der Fremde weilenden Dichters seinen poetischen Ausdruck. Es ist dies in den Gedichten „An die Freunde" [2]) und „Weihnachtsabend" [3]) der Fall. Sonst aber tritt das Heimweh als Vorbedingung zur Entstehung seiner Lyrik nicht hervor.

Nein, nicht das Heimweh hat Storm zum Dichter gemacht, vielmehr die Heimat. Seine tiefe Liebe zu ihr gibt ihm die Kraft die ersten seiner besten Lieder zu schaffen. Sein Heimatgefühl wird beim Anblick der heimatlichen Landschaft und durch die politischen Schicksale der Heimat für seine Lyrik so förderlich geweckt und bewegt, daß ihm aus dieser Erregung heraus eine bedeutende Anzahl seiner besten Gedichte erwachsen. Neben der Liebe zu seiner Gattin Constanze ist das Heimatgefühl unseres Dichters der Hauptbeweggrund zu seinem lyrischen Schaffen. Wie in seiner Liebeslyrik, so erkannten wir, folgt auch in den Heimatgedichten die Konzeption aus einem inneren Erlebnis, das durch einen äußeren Anlaß, ein äußeres Erlebnis, dem nachzugehen in vielen Fällen gewinnbringend war, hervorgerufen wird.

Das Heimatgefühl bedeutet in Storms Gefühlsleben die

---

1) Schütze S. 5.
2) W. VIII. S. 291.
3) W. VIII. S. 298.

am meisten ausgebildete Richtung seines Nationalgefühls. In der Lyrik zeigte es sich in seiner Liebe zur heimatlichen Landschaft und in seinem Verhalten während des Freiheitskampfes des Heimatlandes. Dagegen tritt das Nationalgefühl im weitesten Sinne, das sich auf das ganze deutsche Vaterland bezieht, bedeutend an Kraft in dem Dichter zurück. Er ist viel zu sehr Partikularist, um ähnliche, kräftige Gefühle, wie er sie für die Heimat hegt, auch dem großen Vaterlande entgegenbringen zu können. Fontane wirft ihm mit vollem Recht „lokalpatriotische Husumerei" vor. Man braucht Fontanes Auslassungen darüber gar nicht gelesen zu haben, um aus wenigen Äußerungen Storms allein die Richtigkeit zu erkennen. So heißt es in Briefen an die Eltern: „Da sprachen wir dann über Schleswig-Holstein, die Perle aller deutschen Länder"[1]) oder „Es ist eine wahre Herzenserquickung, hier mit einem so treuen Verwandten und eingefleischten Husumer zu leben"[2]). Andererseits war der lokalpatriotische Husumer — und darin zeigt sich sein Nationalgefühl als Deutscher — auf das tiefste erbittert, wenn er in Potsdam oder Heiligenstadt die Preußen ihr „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein" singen hörte, das ihm in mehr als einer Beziehung zuwider war — „in diesen Worten liegt wirklich ein bewußt feindseliger Partikularismus gegen das übrige Deutschland"[3]). So waren denn alle Preußen in Storms Augen die größten Partikularisten. Pietsch berichtet uns, daß Storm der Meinung war, die Errettung Schleswig-Holsteins aus dänischen Banden würde überhaupt an diesem preußischen Eigendünkel scheitern: „Daß die Errettung Schleswig-Holsteins aus dänischer Vergewaltigung durch die preußische Regierung bewerkstelligt werden könnte, und würde, . . . wies Storm als einen thörichten Traum zurück. ‚Diese Junker', diese ‚Feinde der Freiheit' ohne jede Empfindung für Deutschlands Recht und Ehre, — sie sollten eine Hand für Schleswig-Holstein

[1]) Brfe. i. d. Heimat S. 156. Brf. Storms v. 27. Okt. 1860.
[2]) Brfe. i. d. Heimat S. 46. Brf. Storms v. 9. Juni 1854.
[3]) Brfe. i. d. Heimat S. 125. Brf. Storms v. 23. März 1859.

erheben? sich zu mehr, als höchstens ohnmächtigen, gar nicht einmal aufrichtig gemeinten, Protesten aufschwingen? Nimmermehr! So ungefähr dachte damals Storms liberale Seele"[1]. Als der Tag der Befreiung näher rückte, schrieb er an seine Eltern: „Zweierlei: Hoffnung der Heimkehr und Haß gegen die deutsche Feudalpartei hält jetzt mein Herz in beständiger Schwingung".

„Es gibt eine Sorte im deutschen Volk,
Die wollen zum Volke nicht gehören; etc."[2])

Storms nationale, auf ein großes Deutschland gerichtete Gefühle sind hier der Grund für die Entstehung des Gedichtes. Auch sonst, allerdings selten, sprechen sie aus seinen Schriften: „. . . ich lasse es mir nicht nehmen, die Herrlichkeit der deutschen Nation ist im Beginnen . . ."[3]), wie es auch schon früh in einem Gedicht heißt:

„Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt."[4])

Kummer machte dem Dichter dann, daß das Wieder-deutsch-werden zuerst ein Preußisch-werden erforderte. Er hatte immer von einem selbständigen Schleswig-Holstein geträumt. Auch hierin zeigt sich, daß sein Heimatgefühl größer als sein Nationalgefühl war. Die Freude wieder deutsch zu sein wird getrübt durch die Aussichten, dem preußischen Regiment anheimzufallen: „Eben zieht 60er preußische Infanterie ein, von allen Häusern wehen die dreifarbigen Fahnen; jetzt empfangen die Leute die Preußen als ihre Freunde. Könnten wir nur die verfluchten . . ."[5]). Pietsch bemerkt zu dieser Briefstelle: „Aus diesen unausgeschriebenen . . . Worten sprach der Schmerz und der Grimm des alten Schleswig-Holsteiners, dem das neue preußische Regi-

[1]) Pietsch, Ludwig. Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerung aus den 60er Jahren. Berlin 1894.

[2]) Brfe. i. d. Heimat S. 213. Brf Storms v. 8. Febr. 1864.

[3]) W. I. S. 233. [4]) W. VIII. S. 239.

[5]) Pietsch, Th. Storm. Persönl. Erinnerungen. Voss. Ztg. 1888. 13. Juli.

ment gewaltig wieder den Strich ging"[1]). An Eggers schreibt Storm: „Im übrigen ist die Luft, in der wir athmen, unbehaglich genug. Wir können nicht verkennen, daß wir lediglich unter der Gewalt leben. Das ist desto einschneidender, da es von denen kommt, die wir gegen die dänische Gewalt zu Hülfe riefen, und die uns jetzt, nachdem sie jene bewältigen geholfen, wie einen besiegten Stamm behandeln. . . . . Die unglaublich naive Rohheit dieser Leute vertieft die Furche des Hasses, die Preußens Verfahren tief in die Stirn der Schleswig-Holsteiner eingegraben. Auf diese Weise einigt man Deutschland nicht. — Glauben Sie mir; wie ich es Ihnen hier geschrieben, so ist im Wesentlichen die Stimmung in Schleswig-Holstein"[2]). In dem kleinen Gedicht „Der Beamte"[3]) blieb in humoristischer Auffassung eine Spur davon zurück. Wie in diesem Falle, wo Storm die Interessen des Heimatlandes über die des großen deutschen Vaterlandes erhoben sehen wollte, sein Nationalgefühl nicht kräftig entwickelt scheint, so auch nicht zu anderen Zeiten. Um die 1848er Bewegung, die Geschehnisse in Frankfurt hat er sich wenig gekümmert, davon nie ein Wort in seine Schriften getragen. Wollte die Zeit Zeitgedichte, er fühlte sich dazu nicht bewogen. 1850 setzte er als Motto über sein Märchen „Hinzelmeier"[4]).

„Ein wenig Scherz in die ernste Zeit,
Einen Lautenklang in den wirren Streit,
In das politische Versegebell
Ein rundes Märchenritornell!"[5])

Dementsprechend ist er in seiner Lyrik kein Freiligrath, kein Herwegh oder Kinkel, ist er kein Vaterlandsdichter, wie er ein Heimatdichter ist.

---

1) Pietsch, Th. Storm. Persönl. Erinnerungen. Voss. Ztg. 1888. 12. Juli.

2) Storm-Eggers-Brfw. S. 64/65. Brf. v. 16. Aug. 1867.

3) W. VIII. S. 265/66.

4) Im „Volksbuch auf d. Jahr 1851" heißt dies Märchen noch „Stein und Rose". Das Motto nur hier, in d. Buchausgabe fortgelassen.

5) Ebenda S. 117.

Neben dem Nationalgefühl, besonders dem Heimatgefühl, treten uns die Richtungen in des Dichters Gemeinschaftsgefühl, die sich auf soziale Interessen erstrecken, nur unbedeutend hervor. Sein Bewußtsein, zu einer geachteten bürgerlichen Familie zu gehören, die Lebensweise in ihrem Kreise gibt nur wenigen lyrischen Erzeugnissen Stoff. Etwas mehr als die Vorgänge im Familienleben sind die Unterschiede der Gesellschaftsklassen und Stände als gefühlserregend von Bedeutung für Storms poetisches Schaffen gewesen. Zum Teil ist auf diese Gruppe von Gedichten schon beim Selbstgefühl hingewiesen worden, das durch diese Unterschiede der Stände und die Wertschätzung von Rang und Titel peinlich berührt wurde.

Storms Sehnsucht nach der Heimat beruht in einem gewissen Maße mit auf einer Sehnsucht nach den dort zurückgebliebenen Familienmitgliedern. Denn bei ihnen war auch alles, was den Stempel des Althergebrachten und Altehrwürdigen trug, zurückgeblieben. Die kleinen Bräuche und Gewohnheiten im Familienkreise, wie sie vielleicht schon seit Urgroßvaters und Urgroßmutters Zeiten überkommen waren, vermißte er oft schmerzlich in der Fremde. Sie hatten für ihn ein für allemal etwas „poetisch Abgestempeltes“[1]. Fontane macht sich über diese mitunter sich zum Großartigen steigernde Provinzialsimpelei Storms nicht ganz mit Unrecht lustig[2]. Jedenfalls spricht aus ihr aber eine gewiß zu schätzende Liebe zur Familie und ihren Lebensgewohnheiten. Storm wurzelt tief in ihnen. So hatten für ihn die Feste im Familienkreise etwas ungemein Anheimelndes, Weihevolles, ja Heiliges. In der Fremde ist er sehr unglücklich, Weihnachten nicht mit den Eltern verleben zu können. Das Weihnachtsfest ist ihm das heiligste Fest, nicht in religiöser Hinsicht, aber als ein Kindheitsfest, hängen doch im Weihnachtsbaume für ihn immer die Flocken von seinem Kinderträumen, die ihm von den Weihnachtsfesten

---

1) Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 224.
2) Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 224/25.

mit allen lieben Husumer Eigenheiten im Kreise der Familienmitglieder erzählen.. Aus der Fremde schreibt er: „Was gäbe ich dafür, wenn wir nur wenigstens einen Großvater oder eine Großmutter zum Weihnachtsabend hier hätten. Ich bin mir an den Weihnachtsabenden, trotz meiner vier Kinder, immer etwas verwaist vorgekommen. Denn wenn überhaupt, so bedarf man an diesem Erinnerungsfeste der Teilnahme und der Vereinigung mit der Familie"[1]). Hier spricht er es selbst aus, was ihm das Weihnachtsfest so wert machte: es war ihm ein Erinnerungsfest im Kreise der ganzen Familie. In seinem „Weihnachtslied"[2]) findet dies dichterische Gestaltung. Es ist kein christliches Lied, es schildert nur, was das Weihnachtsfest dem Dichter war. Die Glocken erinnern ihn an die Heimat und zaubern ihm einen goldenen Kindertraum hervor. Im „Weihnachtsabend"[3]) wird er ganz von der Sehnsucht nach dem Elternhause beherrscht. Es wird kein Zufall sein, daß er wieder durch die Weihnachtsglocken sehnsüchtig nach Hause getrieben wird.

Nicht zum wenigsten wurde Storms Familiengefühl durch eine ehrenvolle Familientradition gekräftigt. Oft erzählt er mit Stolz von seinen Urgroßvätern und Großvätern, die in der Geschichte der Heimatstadt nicht ohne Bedeutung waren. Einer von ihnen war sogar der letzte große Handelsherr Husums, der eigene Schiffe in See hatte und sich jährlich den Luxus erlauben konnte, den Armen einen Marschochsen schlachten zu lassen. Waren sie auch alle lange gestorben, ihr Gedächtnis lebte unter ihren Nachkommen. Ihre altmodischen Bilder, ihr einstiger Hausrat erzählten den Kindeskindern noch von ihnen. So konnte Storm sagen:

„Sie starben; doch sie blieben
Auf Erden wesenlos . . .",[4])

in einem Gedicht[4]), in dem er aus Dankbarkeit gegen die Väter die Nachkommen zur Pflege ihres Andenkens ermahnt. Er sagt

---

[1]) Brfe. i. d. Heimat S. 141. Brf. Storms v. 16. Dez. 1859.
[2]) W. VIII. S. 193. [3]) W. VIII. S. 298/299.
[4]) W. VIII. S. 218/219; „O bleibe treu den Todten".

einmal in Prosa: „Ich war der Erbe dieser Todten; sie selbst waren zwar dahingegangen; aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch, und war für mich da und half mir, wo ich selber irrte, wo meine Kräfte mich verließen“[1]. Ihnen verdankte er in der Heimat, was er in der Fremde schmerzlich entbehrte, das von ihnen erworbene Ansehen der Familie. „... denn das ist die Noth der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in jeder Stunde neu erschaffen muß“[2].

So sind auch diese wenigen Gedichte aus einer Erregung der sich auf die Familie erstreckenden Richtung seiner Gemeinschaftsgefühle hervorgegangen. Familientradition, Familiengewohnheiten dünkten den Dichter heilig, aus ihrer Verehrung erwuchsen sie.

Zuletzt auch haben die Standesunterschiede auf die Gemeinschaftsgefühle des Dichters ihren Eindruck nicht verfehlt, wenn sie auch mehr sein Selbstgefühl bewegt und erregt haben. Es bleiben aber ein paar Gedichte, deren Entstehung nicht auf einem beleidigten Selbstgefühl beruht, sondern die aus einer Gefühlserregung hervorgegangen sind, die bei der Betrachtung des Gemeinschaftslebens der Menschen, der menschlichen Gesellschaft, ihrem Treiben und ihren Formen entstanden sind, ohne daß das Selbstgefühl ins Spiel tritt. So entstehen „Gesegnete Mahlzeit“[3] und „Vom Staatskalender“[4]. Daß diesen Gedichten etwas Selbstbeobachtetes zugrunde liegt, ist ersichtlich. Parallelen zu den letztgenannten Gedicht lassen sich aus Novellen anführen. Es sei z. B. auf die Novelle „Auf der Universität“ hingewiesen, wo die Fräuleins und „gnädigen“ Fräuleins sehr seriös und einsilbig werden, als sie hören die Schneiderstochter werde an den Tanzstunden teilnehmen[5], oder auf die Novelle „Im Nachbarhause links“, wo es heißt: „eine Majorstochter erzählte eben, Mama wolle noch eine große Tanzgesellschaft geben; einige Kaufmannstöchter würden dann natürlich auch mit ein-

---

[1] W. I. S. 198/199. [2] W. I. S. 174.
[3] W. VIII. S. 222. [4] W. VIII. S. 221. [5] W. II. S. 88.

geladen, aber das mache ja gar nichts! — O nein, das mache ja nichts, so in größerem Zirkel! Die jungen Damen hatten alle nichts dagegen"[1]). Derartiger Eigendünkel mag oft in der kleinen Stadt zu beobachten gewesen sein.

Wie die Standesunterschiede verwarf der Dichter auch die konfessionellen Unterschiede. Besonders wurde er unangenehm berührt durch die Hintenansetzung der Juden in politischer, wie gesellschaftlicher Beziehung. Über die Entstehung des Gedichtes „Crucifixus"[2]) äußert sich Storm in seinen „Zerstreuten Kapiteln"; „ich kann nicht anders, als es dir in dein Grab nachsagen, worin da nun seit lange auf dem kleinen Judenkirchhof der Nachbarschaft ruhst, daß du meinem Vater gewiß gutes niederländisches Tuch zu den christlichsten Preisen verkauft hast. — Wer weiß, ob nicht die Freundlichkeit, die du dem Knaben einst erwiesest, den Keim jener Zuneigung gelegt hast, die ich deinem Volke stets bewahrte, und die mir auch der schmutzigste Schacherjude nicht hat stören können. Habe ich doch aus jener Sympathie heraus noch vor wenigen Jahren die nachstehenden Verse gedichtet . . .:

Crucifixus.

Am Kreuz hing sein gequält Gebeine

. . . .

. . . .

Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit."[3])

Ähnlich zeigt sich Storm auch sonst, ganz besonders aber in einigen Briefen, die er in die Heimat schreibt. „Crucifixus" jedoch ist das einzige Gedicht, in dem er seinem verletzten Gefühl gegen die Zurücksetzung der Juden Worte leiht.

Ist das Gemeinschaftsgefühl Storms, soweit es sich auf die Familie und die Gemeinschaft mit ihren Klassenunterschieden erstreckt, nur wenig für sein lyrisches Schaffen von Bedeutung gewesen, so bildet es trotzdem dank seinem tiefen Heimatgefühl

---

[1]) W. VIII. S. 25. [2]) W. VIII. S. 247/248. [3]) W. III. S. 131.

einen wichtigen Faktor bei der Entstehung seiner Lyrik. Auch hier erkennen wir, daß der Dichter nur poetisch gestaltet, wenn ein äußeres Erlebnis gefühlserregend auf ihn einwirkt.

d) Einige Begriffe der Lebensanschauung als Grundlage des lyrischen Schaffens.

Von allen Begriffen der Lebensanschauung treten in Storms Lyrik nur eine kleine Anzahl von Fragen der Ethik und das metaphysische Problem des Ziels und Zwecks unseres Lebens hervor. Es ist dieser Mangel an Äußerungen über seine Lebensanschauung vielleicht zu bedauern, denn der kleine Winkel, den der Dichter den ethischen Gesichtspunkten, allen Fragen nach den letzten Ursachen unseres Seins und dem Endzweck aller Entwicklung in seiner Lyrik einräumt, könnte ihn uns als einen oberflächlichen Charakter erscheinen lassen. Aber der Mangel ist anders zu erklären. Storm schöpfte seine Lyrik aus einem tieferregten Gefühlsleben, ohne diesen überschäumenden Born gab es für ihn keine Poesie. Ohne Zweifel aber tritt in den ganz überwiegend intellektuellen Begriffen einer Lebensanschauung das Gefühl bedeutend zurück, ihnen fehlt der ästhetische Wert, wie er uns an Äußerungen eines erregten Gefühlslebens so bemerkenswert entgegentritt. Es soll damit nicht gesagt sein, die Lebensanschauung erwecke gar keine Reaktion von Gefühlen, fast immer wird sie das, aber meistens werden diese Gefühle doch nur von geringer Intensität sein. Dies ist bei der Untersuchung über die Bedeutung von Storms Lebensanschauung für seine Lyrik zu beachten. Nur dann, wenn sich mit diesen Fragen begrifflicher Art eine intensive Reaktion auf das Gefühl bemerkbar macht, werden sie anregend auf sein lyrisches Schaffen wirken. Es sind dies Fragen der Ethik, die sein Selbstgefühl in Mitleidenschaft ziehen, und es ist dies das Problem des Weiterbestehens oder Nichtweiterbestehens unseres Ichs nach dem Tode. Für alle die mannigfachen anderen Begriffe der Lebensanschauung hat er in seiner Lyrik keinen Platz, ihnen gewährt er nur in seinem novellistischen Schaffen weiteren Spielraum. Durch die wurde nicht

der für sein lyrisches Schaffen erforderliche Gefühlsanteil erweckt.

Die wenigen Gedichte, denen die Ethik betreffende Fragen zugrunde liegen, sind bereits in dem Abschnitt, der über das Selbstgefühl als Grundlage von Storms Lyrik handelte, mit einbegriffen worden, denn die Fragen waren vor allem solche, die einem ausgeprägten Selbstbewußtsein und dem Streben nach Ausbildung einer in sich geschlossenen Persönlichkeit entwuchsen. Beobachtete er im Leben, wie Menschen Handlungen begingen, die die Ausbildung zu einer Persönlichkeit hemmen mußten und die eine geringe Selbsteinschätzung und männliche Haltung erkennen ließen, so trat durch den Widerspruch zwischen diesen Handlungen und des Dichters Prinzipien, wie wir sahen, sein empörtes Selbstgefühl ins Spiel. Ihm galt es für verächtlich, alle Selbstachtung beiseite zutun, um dadurch an Rang und Würden zu gewinnen. Storm handelte, wie er es mit seinem Gewissen und seiner Ehre vereinbaren konnte, nicht in Hinblick auf Verdienst und Titel. „An meine Söhne“[1]) wurzelt in diesem Grundsatze. Sein Leben bietet für die Befolgung reichlich Belege. Als die Feinde in seiner Heimat wirtschafteten, da sah er es als seine Pflicht an, gegen ihre Gewalttaten zu protestieren, selbst auf die Gefahr hin, sein Amt und sein tägliches Brot zu verlieren. Auf diese verzichtet er lieber, wenn es gilt, sich selber getreu zu bleiben,

„Vom Leben fest mich selber zu gewinnen,
Wenn Andres nicht, so doch ein ganzes Herz . . .“,[2])

wie er selbst sagt. Ausbildung der Persönlichkeit war seine Richtschnur für das Leben und für sein Handeln, nicht das zu tun, was mit dem, was man für recht hält, in Widerspruch steht. Einem Manne, der konsequent dieser Richtschnur folgt, müssen Reue und Schmerz über einen unternommenen Schritt oder gar Schuldgefühle selbstverständlich etwas Fernliegendes sein. Aus Storms Briefen, selbst aus denen, die aus der größten Not,

[1]) W. VIII. S. 247. [2]) W. VIII. S. 244.

die eine Folge seines unbeugsamen Charakters und seiner Handlungen war, herausgeschrieben sind, spricht weder Reue noch Schmerz über sein rücksichtsloses Vorgehen in der Heimat. Gedichte, wie „Und war es auch ein großer Schmerz"[1]) und „Sprüche"",[2]), beruhen auf der Unerschütterlichkeit dieses Charakters und seiner Grundsätze.

Gewannen diese an ästhetischem Werte dadurch, daß das Selbstgefühl des Dichters bedeutsam erregt wurde, so ist dasselbe in noch höherem Maße von dem Problem des Lebens oder Nichtlebens nach dem Tode zu sagen. Storms Selbstgefühl und Mitgefühl werden durch dies ihn zuzeiten quälende Rätsel tief bewegt, besonders wenn ihm der Tod ein Familienmitglied entreißt. Dann gibt er sich im ersten Eindruck ganz drückenden Schicksalsgefühlen hin, allmählich reagiert er danach mit erlösenden Willensgefühlen. Er vermag das Problem des Endzwecks und Ziels alles Lebens nicht mit der Vorstellung des Glaubens zu lösen. An Keller schreibt er über ein Gedicht: „. . . ich habe darin nur den Eindruck niederlegen wollen, den der Anblick eines Gestorbenen — ich glaube, im wesentlichen auf jeden · macht, und wogegen es keine Rettung als den des Glaubens an ein Wiederaufleben in einem andern Zustand gibt, die aber für mich nicht vorhanden ist"[3]) Religiöse Gefühle gingen Storm ganz und gar ab. Von Jugend an hat er keinen Glauben gehabt: „Erzogen wurde wenig an mir; aber die Luft des Hauses war gesund; von Religion oder Christentum habe ich nie reden hören; . . . ich habe durchaus keinen Glauben aus der Kindheit her . . ."[4]) Die Glaubenslosigkeit erklärt es auch, daß wir keinen christlich religiösen Zug in Storms Lyrik verspüren. Aus ihr spricht vielmehr eine gänzliche Abkehr von dem christlichen Glauben. In einem Briefe an Kuh heißt es über Storms

[1]) W VIII. S. 220. [2]) W. VIII S. 263.

[3]) Storm-Keller-Brfw. S. 79. Brf. Storms v. 27./30. Dez. 1879.

[4]) Storm-Kuh-Brfw. S. 272 $_{2}$. W. Jll. D. M. 67. 1890. Brf. Storms v. 13. Aug. 1873.

mütterliche Freundin Lena Wies: „Sie hatte über Gott und Welt so ihre eigenen Ansichten und traute der Verheißung eines künftigen Lebens keineswegs. Da unser Probst sie in ihrer letzten Krankheit damit trösten wollte, ließ sie ihn ruhig reden, dann aber legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte lächelnd: ‚Se kriegen mi nich, Herr Propst!‘ So hat sie es mir erzählt. Es ist mir daher weder von ihr, noch sonst von irgend einer Seite von religiösen Glaubensdingen in meiner Jugend vorgeredet worden Mir ist nie dergleichen oktroyiert; und das rechne ich mit zu dem Besten, was mir derzeit widerfahren ist“[1]. Storm hielt ohne Frage die christliche Religion für ein Hemmnis; der Glaube verleitet zu lähmender Passivität, der Zweifel in ehrlicher Männerfaust aber sprengt die Pforten der Hölle, der allein kann zu fördernder Aktivität führen. Aus diesen Erwägungen entstand der Vierzeiler „Der Zweifel“[2]. Sie auch diktieren ihm eine Reihe von Versen in dem Gedicht „Ein Sterbender“:

„Und mit dem innern Auge sieht er sie,
So Mann als Weib, am Stamm des Kreuzes liegen.
Sie blicken in die bodenlose Nacht;
Doch ihre Augen leuchten feucht verklärt,
Als sähen sie im Urquell dort des Lichts
Das Leben jung und rosig auferstehn.
‚Sie träumen,‘ spricht er — leise spricht er es —
‚Und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
Ich aber weiß es, daß die Todesangst
Sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet.‘
Abwehrend streckt er seine Hände aus:
‚Was ich gefehlt, des Einen bin ich frei;
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht . . .‘“[3])

In seinem gesunden Selbstgefühl, in dem er sich bewußt ist, daß ein recht gelebtes Leben eines Nachlebens nicht mehr bedarf, überwindet er das Peinigende seiner Überzeugung. Quälend aber bleibt seine Lösung des Rätsels in Hinblick auf seine Lieben, be=

[1]) Storm=Kuh=Brfw. W. Ill. D. M. 67. 1890. S. 267 $_2$; Brf. Storms v. 24. Febr. 1873.

[2]) W. VIII. S. 230.

[3]) W. VIII. S. 261.

sonders auf die geliebte Frau. Bei ihrem Tode ruft er aus: „O, wenn ich doch glauben könnte". Oder er fragt: „Wo sind sie alle, die sich einst mit mir gefreut? — Antwort: Wo auch ich bald sein werde. — Und das Geschick deiner Lieben? — Ein ewiges Dunkel für dich"[1]. „Auch schon mit der Mutter meiner sieben ältesten Kinder verhielt ich es so, . . . die . . . sobald . . . zur ewigen Ruhe ging — wenn wir das ‚Ruhe' nennen dürfen. — ‚Vorbei, vorbei!!' pflegte mein alter, darüber sonst wortkarger Vater auszurufen, wenn ihn zu mächtig die Vergangenheit überfiel"[2]. An Mörike schreibt Storm beim Tode seiner Frau: „Sie wissen ja, daß ich Ihren glücklichen Glauben nicht zu theilen vermag; Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes sind die beiden furchtbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen unablässigen Kampf aufgenommen habe"[3]. Sein erregtes Mitgefühl ließ ihn solche Worte sprechen und immerwieder die bange Frage aufwerfen, wenn er in seinem Selbstgefühl sich auch lange seine Überzeugung gebildet hatte. Ein Augenzeuge berichtet uns über den Dichter nach dem Tode der Gattin, daß er sehr unter dieser seiner Überzeugung litt[4]. Sehnsucht, Hoffnung auf ein Wiedersehen, bange Zweifel und dann wieder Gewißheit, daß mit ihrem Tode ihr holdes Bildnis sich verloren, Mitgefühl und Überzeugung liegen in furchtbarem Kampfe miteinander. So entstehen ganz verschiedenartige Verse. Einmal heißt es:

„Gleich jenem Luftgespenst der Wüste
Gaukelt vor mir
Der Unsterblichkeitsgedanke;
Und in den bleichen Nebel der Ferne
Täuscht er dein Bild."[5]

Dann wieder führt er sich ihre Verwesung vor Augen:

---

[1]) Storm-Keller-Brfw. S. 161. Brf. Storms v. 22. Dez. 1882.
[2]) Storm-Keller-Brfw. S. 128. Brf. Storms v. 28. Nov. 1881.
[3]) Mörike-Storm-Brfw. S. 69. Brf. Storms v. 3. Juni 1865.
[4]) Storm-Keller-Brfw. S. 50/51. Anmerkung nur in der 1. Aufl. 1904.
[5]) W. VIII. S. 268.

„Wie du zerfällst einsam in deinem Grabe,
So fühl' ich mich, mein Leben, mit verwesen.“[1])

Als trüg' er alle Schuld der Welt, so liegt es in ihm tot und schwer [1]). Was er einst noch zu Lebzeiten der Gattin geschrieben hatte, das gibt ihm in Wirklichkeit doch nicht Ruhe und Befriedigung:

„Du starbst. — Wo bist du? Gibt es eine Stelle
Noch irgendwo im Weltraum, wo du bist? —
Denn daß du mein gewesen, daß das Weib
Dem Manne gab der unbekannte Gott, —
Ach dieser unergründlich süße Trunk,
Und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
Er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
Denn alle Bitternis und Noth des Lebens
Vergilt er tausendfach; und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!“[2])

Das Gedicht „Geh nicht hinein“[3]) wird ähnlich wie die Gedichte beim Tode seiner Frau aus seinem durch seine Überzeugung gequälten Mitgefühl herausgeboren. Es entstand beim Tode eines jungen Freundes. Storm schreibt zur Erklärung des Gedichtes, das in der ersten Veröffentlichung „Einem Toten“ betitelt war, an Keller: „Mein qu. Gedicht anlangend, so hat die Überschrift „Einem Toten“ wohl Sie wie andere irregeführt. Es gilt keinem bestimmten Falle, wenn es auch durch solchen hervorgerufen ist; ich habe darin nur den Eindruck niederlegen wollen, den der Anblick eines Gestorbenen — . . . — macht, und wogegen es keine Rettung als den des Glaubens an ein Weiterleben in einem anderen Zustande gibt, die aber für mich nicht vorhanden ist“ [4]).

Ganz für sich steht das banale Bekenntnis: „. . . ich staune nur mitunter, wie man Wert darauf legen kann, ob jemand über Urgrund oder Endzweck der Dinge dies oder jenes glaubt oder nicht glaubt“[5]). Es ist mit des Dichters vielen anderen Äuße-

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 74. Brf. Storms v. 6. Juli 1865.
[2]) W. VIII. S. 260/261. [3]) W. VIII. S. 274.
[4]) Storm-Keller-Brfw. S. 79. Brf. Storms v. 27./30. Dez. 1879.
[5]) Storm-Kuh-Brfw. S. 272. Brf. Storms v. 13. Aug. 1873.

rungen absolut nicht in Einklang zu bringen. Ich stehe nicht an, diese Worte als eine unbedachte Auslassung anzusehen um so mehr, da sie sich in einem Briefe findet. Ein Dichter muß sich seine Ansichten über die Zusammenhänge dieser Welt bilden, er muß Betrachtungen über alles menschliche Streben anstellen, muß zu einem Ergebnis über Zweck und Ziel unseres Daseins gelangen; eine Äußerung wie die angeführte aber ist durchaus verwerflich und bedauerlich. Doch Storms Leben belehrt uns anders, daß er tatsächlich nicht gleichgültig an diesen jeden ernst denkenden Menschen bewegenden Fragen vorbeigegangen ist. Auch sein etwas frivoles „Es ist mir in diesem Augenblick eine seltsame Erquickung, daß ich aus dem Fenster . . . den Blick auf die Hamburger Abdeckerei habe"[1]) beim Niederschreiben eines salbungsvollen, mit frommem Augenaufschlag geführten Gespräches zwischen einem Berliner Pastor und der Freundin Rosa ist ohne Parallele.

Auch diese Untersuchung lehrte uns, daß der Dichter nichts Gewolltes schafft, er läßt sich immer nur durch seine Gefühlsanteile, die er an den in sein Bewußtsein tretenden Fragen nimmt, zum Schaffen drängen. So ist es auch zu erklären, daß nur ein paar wenige Begriffe der Lebensanschauung für seine Lyrik gewinnbringend werden, eben nur die, welche durch eine starke Reaktion auf das Gefühl ausgezeichnet sind. Die erwähnten Fragen der Ethik wecken sein Selbstgefühl, das Problem des Todes entfacht besonders sein Mitgefühl, weniger sein Selbstgefühl. In seinem Selbstgefühl bedarf er des Glaubens an ein Leben nach dem Tode nicht, er hält es mit dem alten Grabsteinspruch:

„Het Liden hier geleden,
Het Striden hier gestreden,
Ick was het Leven möd;
Ick zegg Adies min Vrienden,
Gy zelt mi niet mer vinden;
— — — — — —."[2])

---

[1]) W. III. S. 154/155. [2]) W. III. S. 134.

Sein Mitgefühl aber kann hierin keine Befriedigung und Erlösung finden. So lassen ihn Mitgefühl und Überzeugung in gewaltige Gefühlserregungen geraten, aus denen manches Gedicht hervorquillt.

Unsere Betrachtung über das Gefühlsleben und die Lebensanschauung Storms als Fundament seiner Lyrik wäre hiermit abgeschlossen. Ein Blick in seine Gedichtsammlung belehrt, daß damit zugleich der weitaus größte Teil der Lyrik auf die Ursachen der Entstehung hin geprüft ist. Es bleiben nur noch einige wenige Gedichte, die in der Phantasie- und Verstandesbegabung des Dichters ihren Grund haben. Auch hier wird ein äußerer Anlaß zur Entstehung der Gedichte führen. Ist seine Anlage des phantasie- und verstandesmäßigen Denkens, wie aus der geringen Zahl auf ihm beruhender Gedichte hervorgeht, auch für die Konzeption einzelner Gedichte von nur geringer Bedeutung, so wird die Phantasie und in gewissem Grade auch der Verstand im Akte des Schaffens, beim Zustandekommen kleiner Gebilde und Teilstücke der Gedichte sich als äußerst wichtig erweisen. Die Phantasie wird in der Stilgebung durch die ästhetischen Apperzeptionsformen ihren Einfluß auf das Schaffen des Dichters kundtun, die Verstandestätigkeit wird das Erzeugnis der Phantasie reinigen und klären.

2. Phantasie- und Verstandesbegabung als Grundlage des lyrischen Schaffens.

a) Die Phantasieanlage.

Ich werde hier nur soweit auf Storms Phantasieveranlagung eingehen, als sie für die Konzeption weniger Gedichte, wie „Sturmnacht“, „In Bulemanns Haus“, „Von Katzen“ usw., von Wichtigkeit ist. Eine ausführliche Charakteristik seiner Phantasiebegabung will ich mir bis zur Behandlung von Storms Stilgebung versparen, wo, da diese hauptsächlich auf der Mannigfaltigkeit des phantasiemäßigen Denkens beruht, eine solche Ausführung besser am Platze ist. Hier nur wird in der Haupt-

sache Storms Vorliebe für Vorstellungen einer imaginären Welt zu betrachten sein. Es ist schon in dem Abschnitte[1]), der Storm auf den Spuren der Romantiker wandelnd zeigte, auf diesen Zug seines Seelenlebens hingewiesen worden. Als Erklärung fanden wir die Beschäftigung seines Geistes mit den Gebilden der Volksphantasie von Kind an und das Aufwachsen in einer Landschaft, die durch ihre weite Eintönigkeit der Marsch und ihre Einsamkeit der welligen Heidefläche auf jedes phantastischen Neigungen zugängliche Gemüt wirken muß. Was sich das Volk erzählt von wunderlichen Lebewesen, was das Volk in seinem Aberglauben als heilungbringende Mittel ansieht, Besprechungen und Sympathie, es kehrt oft bei Storm in seinen Novellen wieder. Manchmal will es uns sogar bedünken, als habe er all dem Zauberglauben garnicht so ungläubig und ablehnend gegenüber gestanden. So heißt es einmal: „. . . denn meine Augen mochten es den ihren schon verrathen haben, wie gerne auch ich an Wunder glaubte“[2]), deutlicher noch ein anderes Mal: „Den dritten Mann habe ich trotz ernstlicher Bemühungen in dem großen, bei der jetzigen Junggesellenwirtschaft dito wüsten Hause nicht zu Gesicht bekommen, wohl aber die Überzeugung erhalten, daß die beiden Leute derzeit unabhängig voneinander den betreffenden Eindruck empfangen haben; nicht zu vergessen, daß wir hier an der Grenze Nordfrieslands, wie in Schottland, uns in der Heimat des zweiten Gesichts befinden. Ich stehe diesen Dingen im einzelnen Falle zwar zweifelnd oder gar ungläubig, im allgemeinen dagegen sehr anheimstellend gegenüber; nicht daß ich Un- oder Übernatürliches glaubte, wohl aber, daß das Natürliche, was nicht unter die alltäglichen Wahrnehmungen fällt, bei weitem noch nicht erkannt ist“[3]). Dies schreibt Storm an Keller nach einem Aufenthalt in dem Hause eines seiner Söhne, das in dem Ruf eines Spukhauses stand. Auch mit Mörike spricht

---

[1]) S. 18 ffg.

[2]) W. VI. S. 8.

[3]) Storm-Keller-Brfw. S. 146/147. Brf. Storms v. 4. Aug. 1882.

er in vollem Ernst über diese Dinge[1]). Bis zu Halluzinationen steigerte sich die Neigung zum Wunderbaren. „In dieser Jahreszeit des Stücken-Erzählens wurden insbesondere die Gestalten unseres heimischen Volksglaubens so lebendig in uns, daß wir einmal ganz deutlich den Niß Puk aus einer Dachöffnung von meines Vaters Stallgebäude herausgucken sahen und, mit Hirschfänger und Blumenstöcken bewaffnet, einen zwar vergeblichen Feldzug über sämtliche Böden gegen den Hauskobold unternahmen"[3]). Diese 1846 zuerst gedruckte Äußerung[2]), später in das Vorwort zu den Märchen übernommen[3]), etwas verändert sogar noch in einer der letzten Novellen[4]) zu finden, dürfte vielleicht auf ein Erlebnis zurückzuführen sein, allein schon die mehrmalige Erzählung davon betrachtet. Andererseits ist nicht zu vergessen, daß uns Müllenhoffs Sagen- und Märchenbuch den Niß Puk in der Dachluke ähnlich vorführt[5]). Storms eigene Worte sprechen allerdings von einem halluzinatorischen Gebilde.

Mehr betont er noch das Visionäre in einer anderen Erscheinung. „ — nur in Einem blieb ich allein, und es ist mir bis auf den heutigen Tag ein Räthsel geblieben. Ich entsinne mich nemlich — die Zeit und Gelegenheit weiß ich auch nicht einmal annähernd anzugeben — mit dem Vetter Jürgen aus der kleinen Seitenthür des Hauses grade in die Wiesen über kleine Gräben und durch Bruchland und Buschwerk in einen Wald hinabgegangen zu sein; auf dem Wege schnitt er mir Pfeifen aus Erlenholz; was mich aber damals wie ein Märchen anheimelte: in einer sonnigen Waldlichtung sah ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben eine von den großen smaragdgrünen Eidechsen. Sie saß auf einem Baumstumpf und sah mich wie verzaubert mit ihren goldnen Augen an. Als ich das meinem Vetter erzählte, lachte er mich aus und wollte nichts davon

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 53/54. Brf. Storms v. 27. Aug. 1855. W. VIII. S. 184.

[2]) Volksbuch f. d. Jahr 1846. [3]) W. III. S. 213 ffg.

[4]) „Ein Bekenntnis" W. VIII. S. 113.

[5]) Müllenhoff S. 332.

wissen. Nach jener Seite hin, so wie überhaupt so in der Nähe sei gar kein Wald, und so lange er denken könne, auch keiner gewesen. Ich überzeugte mich selbst, er hatte Recht; überall nur Busch und Wiesen und Äcker und einzelne alte Bäume. — Wo aber bin ich damals denn gewesen?"[1]) Welch starken Eindruck dies eigenartige Erlebnis in dem Dichter hinterließ, zeigt die Novelle „Im Schloß", in der es fast wörtlich so wiederkehrt[2]). Dem Dichter muß sich dies Erlebnis mit allen Einzelheiten eben wegen seiner Eigenartigkeit äußerst fest eingeprägt haben, anders ist die Übereinstimmung nicht zu erklären. Denn wie sollte ihm jene Briefstelle an Mörike bei der Abfassung der Novelle vorgelegen haben können! Die im „Garten-Spuk" geschilderte Erscheinung aber glaube ich als eine Fiktion deuten zu dürfen. Der Dichter sagt uns jedenfalls selbst, das Gedicht habe seinen Ursprung in etwas anderem.

Drückt sich in allem diesen schon ein phantastischer Hang aus, so noch ganz besonders in der großen Zahl von Belegen, die für die Bedeutsamkeit der heimatlichen Sagen und Märchen für Storms Dichtungen sprechen. Müllenhoff, der Sammler dieser Schätze der Volksphantasie aus Schleswig, Holstein und Lauenburg, meint, daß es selten irgendwo mehr Märchen gäbe als in Ditmarschen[3]). Storm kannte sie alle gut, wie seine mit Mommsen begonnene Sammlung und seine rund 20 Beiträge zu Müllenhoffs Buch zeigen. Meistens erzählen diese, wie es nicht besser zu Storms Phantasieanlage passen kann, von „Unnereerschen" und dem Hausgeiste „Niß Puk", einmal vom feurigen Mann und von einem Geisterschiff. Es sind also durchweg Gespenstergeschichten, Geschichten, die meistens durch die Eindrücke der Landschaft hervorgerufen sind — Storm sagt, die Einsamkeit der Gegend habe die dunkeln Vorstellungen des Volksglaubens ausgebrütet[4]). Geister und gespenstische Wesen sind es auch, die er vornehmlich dem Sagen- und Märchenbuche ent-

1) Mörike-Storm-Brfw. S. 43/44. Brf. Storms v. Nov. 1854.
2) W. I. S. 145/146.
3) Müllenhoff, Einleitung XLII. 4) W. I. S. 226.

nimmt, um sie in seine Novellen zu verflechten. Da finden wir das graue Männchen mit dem dreieckigen Hute und dem brennenden Licht in der Hand, das im Geldsote haust[1]), wieder, in der Novelle „In St. Jürgen“[2]). Rungholt[3]) der heimatlichen Sage taucht vor den Augen der Halligfahrer auf[4]). Der Sargfisch[5]) wird in „Auf der Universität“ gesehen[6]). Die Sage von dem im Deich vergrabenen Kinde[7]) wird in der Novelle „Der Schimmelreiter“ verwertet[8]), die überhaupt das Grundmotiv der Sage von dem am Deiche auf weißem Pferde umherstreifenden Deichgrafen entlehnt[9]). Dem Hans Kirch erscheint des Nachts sein ertrunkener Sohn[10]), wie die Sage von den „Gongers“[11]) es vorschreibt: „Wenn einer von der Verwandtschaft auf der See ertrunken ist, meldet er es nachher den Anverwandten . . . In der Abenddämmerung oder bei Nacht läßt er sich sehen in eben der Kleidung, worin er ertrunken ist . . . gewöhnlich in schweren aufgezogenen Stiefeln, die voll Wasser sind . . . Am Morgen findet man einen kleinen Strom salzigen Wassers, das dem Ertrunkenen von seinen Kleidern abgetröpfelt ist, in der Stube“. Die bedeutendste Rolle spielen aber zweifellos die Sagen vom Niß Puk. Storm erzählt in Müllenhoffs Sammlung selbst dreimal von ihm. Dieser Hausgeist hatte sein eigentliches Reich nur an der Hever um Husum und zu beiden Seiten der Trene[12]). Es nimmt uns nicht wunder, wenn Storm mit dieser Sage besonders vertraut ist. So geht das „Wir ziehen um“ des Niß Puks[13]) in den „Zerstreuten Capiteln“ auf eine Husumer Lokalsage zurück[14]). Die Verse aus dem Gedicht „Sommermittag“[15])

„Und in der offenen Bodenluk',
Benebelt von dem Duft des Heues,
Im grauen Röcklein nickt der Puk“

---

1) Müllenhoff. S. 101/102. 2) W. II. S. 14.
3) Müllenhoff. S. 130. 4) W IV. S. 7. 5) Müllenhoff. S. 244.
6) W. II. S. 105. 7) Müllenhoff. S. 242. 8) W. VII. S. 211.
9) Müllenhoff. S. 176/177. 10) W. VI. S. 76/77.
11) Müllenhoff. S. 183/184.
12) Müllenhoff, Einleitung XLVIII. 13) W. III. S. 151.
14) Müllenhoff. S. 335. 15) W. VIII. S. 193.

haben ebenso ihr Vorbild in einer Erzählung des Müllenhoffschen Buches, die Storm allerdings selbst nach einer heimatlichen Sage gibt[1]: „In Hollbüllhuus bei Schwabstede hat man auf einem Hofe den Niß Puk oft im Sonnenschein in der Bodenluke sitzen sehen, wie er mit den Beinen baumelte und den Kopf sich in beiden Händen stützte." So sah ihn der Knabe, wie wir sahen, auch einmal in der Giebelluke hocken, was sogar zu einer Treibjagd führte.

Früh schon behandelte Storm eine andere Sage poetisch in einem Gedicht „Der Bau der Marienkirche zu Lübeck"[2], eine Sage, die er während seiner Lübecker Schulzeit kennen lernte. Im „Liederbuch dreier Freunde" bringt nur Mommsen eine friesische Sage[3] in Verse. Storms „Tannkönig"[4], dort noch einfach als „Märchen"[5] bezeichnet, ist nur eine Nachahmung romantischen Mondschein- und Elfenspuks.

Vielleicht mag es befremdlich erscheinen, daß die Zahl der auf heimischen Sagen und Märchen beruhenden Gedichte mit diesen wenigen schon erschöpft ist. Vielmehr ließe sich bei der ausgesprochenen Vorliebe Storms für die Erzählungen seines Volkes eine weit größere Anzahl von poetisierten Darstellungen erwarten. Storm war — bei der Betrachtung seiner Verstandestätigkeit als Faktor in der Entstehung seiner Gedichte wird darauf zurückzukommen sein — ein Gegner jeglicher epischen Poesie. Gedichte, die aus mythologischen, historischen und ethnographischen Studien zusammengearbeitet sind, nimmt er nicht in sein „Hausbuch" auf[6]. Gedichte mit Stoffen der heimatlichen Sagen zum Inhalt wären aber dieser Kategorie beizuzählen gewesen. Und wie alle gefühlsschwächeren Stoffe fanden auch die Sagen nur Eingang in die Novellen.

Wie die „nordische Sagenstimmung" seiner Heimat seit Jahrhunderten die bunten Gestalten der Volksphantasie schuf, so

---

[1] Müllenhoff. S. 332. [2] Volksbuch f. d. Jahr 1846. S. 111.
[3] „Friesische Sage" S. 11. Müllenhoff. S. 187/188. aus Volksbuch f. d. Jahr 1844. S. 90 übernommen.
[4] W. VIII. S. 278. [5] Liederbuch S. 26. [6] Hausbuch VI.

wirkte auch die Umgebung auf den Dichter noch in demselben Sinne weiter. Auch sie ließ ihn noch an Märchengestalten schöpferisch tätig sein. So entstanden Hinzelmeier und die Rosenjungfrau, so die Regentrude, der Herr Bulemann und seine Katzen. Auf dem Triebe, der den Küstenbewohnern heute noch eigen ist, wie allen, denen die Kultur noch nicht zu viel ihres naiven Denkens beraubt hat, zu vermenschlichen und zu beseelen, beruhen die Gedichte „Sturmnacht"[1]) und „In Bulemanns Haus"[2]). Storm hatte eine gewisse Vorliebe, unbelebte Räume zu beleben. So läßt er in Urgroßmutters Garten die Gestalten ehemaliger Tage von neuem wandeln, so belebt er den einst selbst erschauten verödeten alten eiderstedtischen Staatshof[3]) mit den Personen der Novelle „Auf dem Staatshofe", so auch hat er die Neigung, alte, düstere Häuser mit einem Märchenschimmer zu umgeben. In dem Gedichte „In Bulemanns Haus" weiß er ein solches altes Gebäude reizend zu beleben. Es ist kein bestimmtes Haus gemeint, jedenfalls ist in Husum kein Bulemanns-Haus bekannt, aber es wird der geheimnisvollen Häuser mehr gegeben haben, die auf Storm einen gewissen Reiz ausübten. So z. B. schildert er „Im Nachbarhause links": „.... ein hohes düsteres Gebäude; zwar auch mit großen Fenstern, aber die Scheiben derselben waren klein, zum Teil erblindet und nichts dahinter sichtbar, als hie und da ein graues Spinngewebe. Der einstige Ölanstrich an der Mauer und der mächtigen Hausthür war gänzlich abgeblättert, die Klinke und der Messingklopfer mit dem Löwenkopf von Grünspan überzogen"[4]). Bulemanns Haus gleicht diesem düstren Nachbarhause. Der Name „Bulemann" ist vielleicht nur ein Name wie der andererorts gebrauchte „Bumann" für den bösen Mann, mit dem man Kinder schreckt, wo vor allem wohl das dunkle u seine Wirkung tun soll. Wie sehr Storm die Belebung unheimlicher, geheimnisvoller Räume vergnügte, zeigt z. B. eine Mit-

---

1) W. VIII. S. 226. 2) W. VIII. S. 276.

3) Brfe. i. d. Heimat. S. 121. Brf. Storms v. 19. Dez. 1858.

4) W. VIII. S. 3.

teilung Fontanes: „Denselben Abend erzählte er auch Spukgeschichten, was er ganz vorzüglich verstand . . . Die Geschichten an und für sich waren meist unbedeutend und unfertig, und wenn wir ihm das sagten, so wurde sein Gesicht nur noch spitzer, und mit schlauem Lächeln erwiderte er: ‚Ja, das ist das Wahre; daran können Sie die Echtheit erkennen; solche Geschichte muß immer ganz wenig sein und unbefriedigt lassen; aus dem Unbefriedigten ergibt sich zuletzt die höchste künstlerische Befriedigung.‘ Er hatte uns nämlich gerade von einem unbewohnten Spukhause erzählt, drin die Nachbarsleute Nachts ein Tanzen gehört und durch das Schlüsselloch geguckt hatten. Und da hätten sie vier Paar zierliche Füße gesehen mit Schnürstiefelchen und nur gerade die Knöchel darüber, und die vier Paar Füße hätten getanzt und mit den Hacken zusammengeschlagen. Einige Damen lachten, aber er sah sie so an, daß sie zuletzt doch in einen Grusel kamen“[1]). Es ist interessant, daß Storm dies nicht lange nach der Entstehung des Gedichtes mit der zierlichen, tanzenden Kleinen zum Inhalt vortrug. Wir sehen, daß ihm das Motiv von geheimnisvollen Tanzenden, um die sich gleichsam ein Nebel legt, der nicht deutlich das Warum erkennen läßt, Freude machte.

Auch ist nicht ausgeschlossen, daß ein zur Zeit der Entstehung dieses Gedichtes empfangener Eindruck nachhaltig gewirkt hat. Storm schreibt an Kuh: „Ich sah damals nämlich eins meiner Kinder sich in einer dunkelbraunen polierten Kommode spiegeln, was mir damals einen seltsamen Eindruck machte“[2]).

Zu dem Gedichte „Sturmnacht“ gab nicht weniger die Umgebung Anregung. Ein wenig Andersensche Beseelungskünste mögen nebenbei mit zur Konzeption beigetragen haben. Denn um die Zeit, als „Die alten Möbel“ entstanden[3]), wurden auch die

---

[1]) Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 223.

[2]) Storm-Kuh-Brfw. W. Jll. D. M. 67. S. 265. Brf. Storms v. 22. Dez. 1872.

[3]) So hieß es in der ersten Veröffentlichung. Volksbuch f. d. Jahr 1849. S. 128.

Skizze „Marthe und ihre Uhr“ und das Kindermärchen „Häwelmann“ geschrieben. Auch das damals veröffentlichte Märchen „Stein und Rose“ [1]) erinnert dann und wann in seinem Stil an den des dänischen Märchenerzählers. Doch haben wir nicht nötig, das Gedicht „Sturmnacht“ ganz in Anlehnung an Andersen entstanden zu denken, Storm hat gern auf den Bodenräumen des elterlichen Hauses zwischen alten Schatullen und Schränken seine Zeit verträumt, was lag näher, als diese altmodischen Möbel zu beseelen. In den „Zerstreuten Capiteln“ gibt er uns eine Schilderung von der phantasieanregenden, großväterlichen Herrlichkeit, unter der er manche Stunde seiner Knabenzeit verbracht habe. Da war der große Ohrenlehnstuhl, ein „buntfournirter“ Schrank und all das andere geheimnisvolle, alte Gerät [2]).

Als letztes hier noch zu betrachtende Gedicht bleibt das kleine „Von Katzen“ [3]), an Mörike in seiner scherzhaften Idylle erinnernd. Es beruht, wie wir wohl sagen dürfen, auf einem „glücklichen Einfall“. Solche „glückliche Einfälle“ sind bei Storm nicht häufig, ganz selten in seinen Gedichten. Ihm, dem besonders die anschauliche Seite seiner Phantasie ausgeprägt war, mangelte eine bemerkenswerte kombinatorische Phantasie; seine Assoziationsgabe war nur schwach entwickelt. Ganz ohne realen Hintergrund bleibt jedoch dies Gedicht nicht. In seinem „Von Kindern und Katzen, und wie sie die Nine begruben“ erzählt er: „Mit Katzen ist es in früherer Zeit in unserem Hause sehr ‚begänge‘ gewesen“ [4]). Darin sagt er außerdem — was den weniger Einsichtigen aber nicht zu einem falschen Schluß verführen darf — wie er einmal Katzen gezeichnet und getuscht habe, „Katzen von allen Farben und Arten“, die ausgeschnitten, bald das ganze Haus bevölkerten, was dann weiter zu einem strengen Verbot führte, um sie vor dem zerstörenden Eulbesen der Köchin zu schützen. Dies kann nicht auf den Einfall geführt

1) Jetzt „Hinzelmeier“.
2) W. III. S. 177/178.
3) W. VIII. S. 222/223.
4) W. VIII. S. 192.

haben, denn diese Katzenansammlung geschah erst, als Storm in der Fremde weilte. Das Gedicht wurde aber schon 1849 veröffentlicht [1]).

Es ist nur wenig, was Storms Lyrik an Stoffen seiner Phantasiebegabung verdankt. Die kombinatorische Phantasie ist wenig ausgiebig und auch seine Neigung zu Vorstellungen einer imaginären Welt bleibt für die Konzeption ziemlich belanglos. Der Mangel an Gedichten, die in der Assoziationsgabe begründet liegen, ist leicht zu verstehen, da dem Dichter bei ausgeprägter Anschaulichkeit der Phantasie die Erfindungsgabe neuer Gebilde nur wenig ausgebildet ist. Zeigt sich aber auch seine Neigung zu phantastischer Wunder- und Zauberwelt für seine Dichtkunst ohne große Bedeutung, so ist das auf Storms Ansicht zurückzuführen, daß nämlich die aus historischen Studien zusammengearbeiteten Gedichte oft totgeborene Dinge bleiben; er hat ja nie ein Verhältnis zur Balladenpoesie finden können [2]). Er wollte als echter Lyriker nur solche Gefühlserregungen geäußert wissen, die durch einen Lebensumstand zu wiederum gefühlserweckenden Produktionen führen konnten. Dies konnten seiner Meinung nach aber nur ein stark bewegtes Selbstgefühl, Mitgefühl und Nationalgefühl. Die Vorstellungen einer imaginären Welt besaßen bei weitem nicht die Gefühlsstärke, die Storm zu lyrischer Produktion forderte. Darum war für sie nur Raum in seiner Novellenkunst, wo er ausruhte von den Erregungen des Tages. Da hinein trägt er die Vorstellungen von einer übersinnlichen Welt tatsächlich zahlreich. Im Hinblick hierauf dürfen wir es ebenfalls sagen, für seine Lyrik seien diese Vorstellungen trotz seiner Vorliebe für sie zu gefühlsschwach gewesen. Wegen des Mangels an Gefühlen galt Storm eine Lyrik epischen, erzählenden oder reflektierenden oder beschreibenden Inhalts nichts. Dies leitet über zur Betrachtung von Storms verstandesmäßigem Denken als Faktor in der Konzeption seiner lyrischen Gedichte.

[1]) Volksbuch f. d. Jahr 1849. S. 79. [2]) W. VIII. S. 169/170.

b) Die Verstandesbegabung.

Nach allem, was wir bis jetzt gesehen, dürfte die Verstandesbegabung kaum für die Konzeption im lyrischen Schaffen Storms in Betracht kommen. Was durch Verstandeseinsicht gewonnen ist, das dürfe den Dichter nie zum Schaffen verleiten; nur was aus dem Gefühl quelle, das gebe einzig und allein wahre Lyrik. Seine Worte sind: „Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüthe die Frucht. — Der bedeutendste Gedankengehalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat"[1]). Reflexionspoesie verwarf Storm darum ganz. Er wollte in der Poesie hören, schauen und empfinden[2]). „Die guten Definitionen" des Grafen von Münch-Bellinghausen „Mein Herz ich will dich fragen, was ist denn Liebe, sag!" tut er kurzer Hand ab[3]). Es kommt auch nicht darauf an, „geistreiche Gedanken über die Liebe in Versen vorzutragen, wie dies z. B. in Geibels ‚Minnelied', freilich in schönster Weise, geschieht; denn hier entsteht schon ein Mittelding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie"[3]). In Groths hochdeutschen Gedichten bedauert er, daß sie auf der Reflexion beruhen[4]). Storms schroffen, nicht beifallzuspendenden Standpunkt charakterisiert am besten sein „Hausbuch". Er selbst sagt: „Mein ‚Hausbuch' geht davon aus, daß die Poesie es zunächst und wesentlich nicht mit Gedanken

---

[1]) Hausbuch IX. [2]) Hausbuch VIII.
[3]) Literatur-Blatt z. Deutschen Kunstblatt. 1854. Nr. 4. S. 14.
[4]) Literatur-Blatt z. Deutschen Kunstblatt. 1854. Nr. 19. S. 75.

über das Leben, sondern wie jede Kunst mit der Darstellung des Lebens selbst — sei es in Empfindung, Zustand, Handlung zu tun hat"[1]). Was er damit andeutete, wird ersichtlich bei der Betrachtung des Buches. Episch-lyrische Gedichte sind verschwindend wenig darin, Reflexionspoesie überhaupt nicht. Wie Storm nie ein Wort über die Lyrik des alternden Goethe geäußert hat, so ist auch im „Hausbuch" kein Gedicht aus dem „Diwan". Der Dichter ging eben davon aus, daß ein gefühlsarmer Denkakt nie ein wahres Gedicht mit seinem „schlagendsten Ausdruck" hervorbringen könne, wie dazu die „höchste Gefühlserregung" imstande sei.

In Storms Gedichten finden wir nichts von einer Reflexionspoesie oder was sonst einem Denkprozeß entwachsen wäre. Berührt er einmal Fragen der Ethik, gibt er uns einige Verse über das Rätsel des Todes, so ist dies immer weit mehr eine Folge heftiger Erregung als des kalten Nachdenkens.

Selbstverständlich gilt diesem Lyriker, der eigentlich nur in dem gefühsbewegenden Erlebnis den Urgrund eines lyrischen Gedichtes sieht, ein verstandesmäßiges Suchen nach Stoffen und ein verstandesmäßiges Schaffen nichts. Folgerichtig verwirft er die meistens gewollten Produktionen seiner Jugend, als gereifter Künstler wettert er gegen „das willkürliche und massenhafte Produzieren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen"[2]), was häufig genug die Arbeitsweise minderbegabter Poeten treffen wird.

Zweimal jedoch geht auch Storm auf ein Machen aus. Es ist das in „Geschwisterblut[3]) und in den „Neuen Fiedelliedern"[4]), die trotz selbstlobender Worte Storms nicht viel bedeuten. Die Entstehungsgeschichte des erstgenannten liegt in verschiedenen Fassungen vor. Ich glaube, Storms eigenen Mit-

---

[1]) Storm-Kuh-Brfw. S. 101 $_2$. W. Jll. D. M. 67. 1890. Brf. Storms v. 2. Okt. 1871.

[2]) Literatur-Blatt d. Deutschen Kunstblattes. Nr. 4. S. 14. 1854.

[3]) W. VIII. S. 217 ffg. [4]) W. VIII. S. 307 ffg.

teilungen vor der Fontanes[1]) den Vorzug geben und von Storms beiden Berichten den vom 2. Dezember 1855[2]) dem vom Jahre 1885[3]) vorziehen zu dürfen. Storm erzählt: „Als ich vor reichlich 2 Jahren zum ersten mal einer Sitzung der Berliner Künstler- und Poetengesellschaft, des sogenannten Tunnels, beiwohnte, wurde das abschriftlich beiliegende (es ist nicht gedruckt) Gedicht Kuglers vorgelesen und darauf besprochen. Mir gefiel es nicht, namentlich weil mir der so sehr im Stoffe liegende Conflict von Sitte und Leidenschaft ganz außer Acht gelassen schien. Ich äußerte dies leise gegen Eggers, der hinter mir saß; da ich mich aber hier des Weitern nicht auslassen konnte, so vermaß ich mich kurzweg . . . eine Kritik in Beispiel zu liefern. So entstand das Gedicht . . . Der Stoff ist überhaupt wohl kaum berechtigt; unsere Sitte sträubt sich dagegen, daß es vielleicht unmöglich ist, das Interesse des Lesers für die Schwester zu gewinnen; auch ist der Schluß sehr heidnisch und ganz innerhalb der Leidenschaft"[2]).

Storms Brief an Keller gibt uns Aufklärung, was Storm besonders an Kuglers Gedicht tadelte: „Kugler hatte den rückkehrenden Bruder die Schwester als gestorben wiederfinden lassen, ich meine, auch mit dem Abschlag des Papstes. Aber das ist nach meiner Ansicht überhaupt kein Schluß; nur ein Notdach"[3]). Es ist kein Zweifel, daß Storms Nachdichtung ein Produkt der Reflexion ist. Denn bei der Entstehung steht er nachdenkend dahinter, was noch besonders klar wird aus einem Bericht Fontanes, daß Storm nämlich noch an dem Gedicht herumgebastelt habe, aber ohne rechten Erfolg[1]). In Gesprächen und Briefen stellte er Reflexionen darüber an: „Erschrecken Sie nicht, daß ich noch einmal auf meine Ballada incestuosa zurückkomme. Jede Sitte, worunter wir an sich nur ein äußerlich allgemein

---

[1]) Fontane, Tunnel ü d. Spree. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 220.
[2]) Mörike-Storm-Brfw. S. 57/58.
[3]) Storm-Keller-Brfw. S. 212. Brf. Storms v. 7. Aug. 1885.

Geltendes und Beobachtetes verstehen, hat ein inneres, reelles Fundament, wodurch dieselbe ihre Berechtigung erhält. Die Sitte (denn mit den rechtlichen Verboten in dieser Beziehung haben wir es hier nicht zu thun), daß Schwester und Bruder sich nicht vereinigen dürfen, beruht auf der damit übereinstimmenden Natureinrichtung, welche in der Regel diesen Trieb versagt hat. — Wo nun aber, im einzelnen Falle, dieser Trieb vorhanden ist, da fehlt auch, eben für diesen einzelnen Fall, der Sitte das Fundament, und der Einzelne kann sich der allgemeinen Sitte gegenüber, oder vielmehr ihr entgegen, zu einem Ausnahmefall berechtigt fühlen. Daß er nun sein natürliches Recht, nachdem er es vergebens mit der Sitte in Einklang zu bringen versucht hat, kühn gegen all' das Verderben eintauscht, was der Brauch und das Allgemeingültige über ihn bringen muß, das ist das, was ich als den poetischen Schwerpunkt empfunden habe. Gleichwohl habe ich für Sie einen neuen Schluß zurecht gemacht, der freilich christlich ebensowenig passieren darf wie der andere"[1]). Dies schreibt er an Fontane, der dazu bemerkt: „... in dieser etwas veränderten Gestalt ist die Ballada incestuosa auch in seine Gedichte übergegangen. Es ist aber, trotz all' dieser Mühen, eine vergleichsweise schwache Leistung geblieben"[2]). Seitenlange Ausführungen widmet Storm diesem verfehlten Stoffe auch in seinen Briefen an Eggers[3]).

Neben dieser gewollten Gedankenarbeit stehen die Fiedellieder als auch etwas Beabsichtigtes. Storms Freund Ludwig Scherff hatte „die Lieder jung Werners aus Scheffels Trompeter von Säckingen" komponiert, die Storm so in die Glieder fuhren, daß er seinen alten Fiedelbogen aus dem Staube hervorsuchte, um den Freund auch durch diese „Neuen Fiedellieder" klingen

---

[1]) Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Dtsch. Rundschau 87. 1896. S. 220/21.

[2]) Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 221.

[3]) Storm-Eggers-Brfw. S. 11. 12. 15. Brfe. Storms v. 6. Febr./13. März 1853.

zu machen[1]). Storm griff dabei auf seine Fiedellieder des „Liederbuches“ zurück[1]). Außerdem bediente er sich, wie das bei gewollter Produktion wohl meistens der Fall sein wird, eines Motives, das er bei einem anderen Dichter vorgebildet fand, zu den „Fiedelliedern“ eines Eichendorffschen[2]), wie er ja auch das „Geschwisterblut“ in Anlehnung an Heines „Tannhäuser“ geschaffen hatte[3]).

Rückblickend auf die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung dürfen wir sagen, daß Storm ein Lyriker ist, der nur aus einem ganz von Empfindung vollem Herzen schöpft, wie wir es seit Goethe von einem Lyriker fordern. Der allergrößte Teil der Gedichte Storms, ich meine natürlich seiner Reifezeit, ist aus einer starken Gefühlserregung herausgeschrieben, in ihr wurzelt die Konzeption. Hatte er bis zu dem Erscheinen des „Liederbuches“ in der Hauptsache nach seinen Vorbildern gearbeitet, was bei der mangelhaften literarischen Schulung nicht anders zu erwarten war, so beginnt von da an die Erkenntnis sein lyrisches Schaffen zu beherrschen, daß bei einem Gedicht geradezu das Erlebnis das Fundament abgeben müsse. Gedichte, die aus einer leichten Gefühlserregung, die mehr aus der Einbildungskraft, als aus dem Leben entsprungen scheint[4]), hervorgehen, Gedichte, deren Stoffe der Dichter nicht durch Kampf und Schmerz zu innerem Eigentum erworben hat[4]), läßt Storm nicht gelten. Denn nur die unmittelbar aus der vom Leben gegebenen Situation herausgeschriebenen Gedichte können und werden die besten sein, weil nur die höchste Gefühlserregung auch den schlagendsten Ausdruck findet[5]). Ein gewolltes lyrisches Schaffen kann keine erfreulichen Früchte bringen; der lyrische Dichter „wird vielmehr die Offenbarung abwarten müssen, wie bei Allem, was heilig ist“[5]). Storm stellt hier Forderungen, die

[1]) W. VIII. S. 306.

[2]) S. 31. [3]) S. 40/41.

[4]) Lit. Blatt d. Deutschen Kunstblatts Nr. 7. S. 25. 1894.

[5]) Lit. Blatt d. Deutschen Kunstblatts Nr. 4. S. 14/15.

jeder mit ganzem Herzen unterschreiben wird. Sein eigenes lyrisches Schaffen hat ihre Richtigkeit durchaus bestätigt: er schuf nur aus höchster Gefühlserregung, sonst bediente er sich der gebundenen Sprache nicht[1]), er hat auch immer die Offenbarung abgewartet, wie lange produktionslose Zwischenräume in der Zeit seines lyrischen Schaffens zeigen, in denen er nicht, weil er doch einmal ein Lyriker war, verselte.

Die Vorwürfe zu seiner Lyrik sind bei dieser Art des Schaffens nicht mannigfach. Es waren eigentlich nur, wie wir sahen, die Liebe zu seiner Frau Constanze, seine Heimatliebe und in schon weit geringerem Maße sein Selbstgefühl, die zu lyrischer Gestaltung den Anstoß gaben. An Vielseitigkeit bleibt Storm darin weit hinter Goethe zurück, der in der Mannigfaltigkeit seiner Lyrik überhaupt von keinem annähernd erreicht ist, Storm bleibt darin auch hinter Heine und Mörike zurück. Dafür aber zeichnet er sich durch seine Lebenswahrheit aus, die in Heines Gedichten leider oft zu vermissen ist.

Nachdem im Vorhergehenden die Gewinnung der den Gedichten zugrunde liegendenden Stoffe einer Betrachtung unterzogen ist, wenden wir uns im folgenden Kapitel der Stilgebung dieser Stoffe zu.

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 58. Brf. Storms v. 2. Dez. 1855.

Kapitel III.

Gestaltung des Stiles und Versbau.

Erkannten wir für die Gewinnung der Stoffe zu den Gedichten, für ihre Konzeption, die Anlage des Gefühlslebens, der Phantasie und des Verstandes des Dichters maßgebend, so können diese drei Faktoren auch weiterhin den Leitfaden in der Betrachtung der Stilgestaltung dieser so gewonnenen Stoffe abgeben. Nur das eigene, innere Erlebnis wird zur Wiedergabe im Stil befähigen; wie Storm sagt, die höchste Gefühlserregung werde den schlagendsten Ausdruck finden. Die Stilgebung wird davon abhängen, ob in dem Dichter durch Lebensvorgänge wachgerufene Schicksalsgefühle herrschen oder ob Willensgefühle seine Willensregungen begleiten. Die Gefühlserregung, besonders ihre Stärkegrade werden sich im Stil offenbaren. Selbstgefühl, Mitgefühl, Gemeinschaftsgefühle in ihrer großen Stärkeskala, z. B. von Demut bis Hochmut und Stolz oder von ruhiger Sicherheit bis fahriger Unsicherheit, von hingebender Liebe bis wilder Leidenschaftlichkeit usw., werden immer von Einfluß auf die Stilgestaltung sein müssen. Ein innerer Stil wird geschaffen werden, bei dem Inhalt und Form in vollkommener Harmonie stehen. Stil und Versmaß werden dem Inhalte angepaßt sein. Storm hat auf diese Zusammenhänge immer wieder hingewiesen.

Die subjektiv ästhetischen Gefühlsdispositionen werden in der Stilgebung eine ganz bedeutende Rolle spielen. Sie sind bestimmend, ob der Dichter lyrisch im engeren Sinne oder als

Elegiker schaffen wird. Die subjektiv ästhetischen Gefühle, die durch das sich in der Wirklichkeit offenbarende Ideal eine Steigerung erfahren, die Gefühle, die durch den schmerzlich empfundenen Widerspruch zwischen dem ästhetischen Ideal und der Wirklichkeit erregt werden, sie werden sich in der Wiedergabe im Stil voneinander unterscheiden. Denn die Trauer um den Verlust des Schönen, die nur zu bald in Resignation und Trostlosigkeit versenken, Schicksalsgefühle herrschen lassen wird, wird weit weniger in reine Gefühlssätze, Wunsch- und Befehlssätze ausbrechen als die ungehemmte Freude über den Besitz des Schönen oder das Streben nach seinem Besitz, das heftige Willensgefühle begleiten werden. Wer würde nicht einen Stilunterschied in Goethes „Mailied" und dem Gedicht „An den Mond" bemerken?

Neben den genannten Sätzen werden die subjektiv ästhetischen Apperzeptionsformen ein Ausfluß gesteigerter Gefühle und Affekte sein.

Die Phantasiebegabung wird für die Gestaltung des Stiles ein zweites bedeutsames Element sein, denn in ihr wird die Anschaulichkeit der Darstellung, werden die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen begründet liegen. Es möge hier gleich betont sein, daß die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen nicht in ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Mannigfaltigkeit in einer auf vorwiegend positiv ästhetischen Gefühlsdispositionen beruhenden Lyrik zu erwarten sein werden. Jedes der Elemente der Poesie wird bestimmte Stilfiguren vornehmlich gestalten, andere dagegen ganz außer acht lassen.

Endlich wird auch das verstandesmäßige Denken bei der Stilgestaltung zu berücksichtigen sein, wenn ein Dichter bewußt nach Vorbildern schafft, sei es nun, daß er sich eines ihrer Stilmittel bedient, sei es, daß er eine Versform nachahmt, oder wenn er überhaupt das poetische Erzeugnis einer Klärung und Regelung unterzieht, was gewiß immer die letzte Arbeit des Dichters sein wird.

Im Anschluß an die Stilgebung werden die metrischen For-

men auf ihre Entstehung hin untersucht werden. Sie werden auf das engste mit Storms Art des lyrischen Schaffens zusammenhängen, in seinen erregten Gefühlen werden sie ihren Grund haben. Sie sind keineswegs verstandesmäßig gewählte Formen.

1. Die Gestaltung des Stiles.

a) Einfluß des Gefühlslebens auf den Stil.

Storm war, wie wir sahen, eine rechte Friesennatur, grad und offen, entschlossen und zäh. Von seinem Volksstamm heißt es:

„Friske, riske, starke Degen,
De ehr Höved in den Wolken dregen."

Storm drang in allen Lebenslagen auf Ausbildung der Persönlichkeit und auf Aktivität des Ichs. Leidiger Schicksalsgefühle suchte er sich zu erwehren, ihnen setzt er kraftvolle Willensgefühle entgegen. Selbst beim Verlust des Schönen bricht er nur selten in Klagen aus. Auch dann ist er bestrebt durch Hinlenken auf ein anderes Ideal seine negativ ästhetischen Gefühlsdispositionen zum Positiven zu wandeln. So bedrückt ihn der Verlust der Heimat nicht so sehr, da ihm die geliebte Frau bleibt, die ihm das Verlorene ersetzt. Storm ist vor allem ein Lyriker, der überall im Leben das Schöne herauszusuchen und herauszukehren bemüht ist. Nur beim Tode der Gattin, da vermischt sich seine rein lyrische mit einer elegischen Stimmung. Aber trotzdem tritt bei ihm bei weitem mehr das Lyrische im engeren als im weiteren Sinne hervor[1]; ein elegischer Dichter ist er wegen seiner Lyrik — wie das aber so oft getan wird — nicht zu nennen. Denn er betrauert nicht derart das verlorene Schöne, daß man ihn zum Elegiker stempeln könnte. Selbst beim Tode der geliebten Frau ertönt bald ein von gesunder Willensregung diktiertes Wort, die keiner Trauer mehr nachhängen läßt. Und wo träte sonst in seiner Lyrik eine negative Gefühlsdisposition

[1]) Elster, Prinzipien Bd. 2. S. 46.

hervor? Ein Mann, der sich in den besten Jahren seines Schaffens im Besitze einer schönen, geliebten Frau wußte, der seine Heimatbilder schuf, als noch kein Däne in dem Heimatlande schaltete, er selbst als ein Sohn geachteter Familie unter den Seinen und Mitbürgern in der teuren Vaterstandt wandelte, wie kann dessen Lyrik zum großen Teil etwas anderes aufweisen als den Affekt der Freude? Und auch im Unglück der Heimat entringt sich ihm kaum ein elegischer Ton. Den läßt das Streben nach einer Wendung der Dinge gar nicht aufkommen. Er ruft sein „Vorwärts lieber laß uns schreiten", als von Waffenstillständen gemunkelt wird. Als die politische Lage Schleswig-Holsteins die trostloseste ist, ertönt sein „Ich zage nicht, es muß sich wenden, Und heiter wird die Welt erstehn", und wie triumphierend klingt es noch: „Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben, und auch wir selber leben." Hier herrschen keine in einer negativ ästhetischen Gefühlsdisposition allmählich heranwachsenden Schicksalsgefühle, hier herrscht der Glaube an ein in der Wirklichkeit mögliches Ideal, dem er, so weit es ihm gegeben ist, mit reger Aktivität nachstrebt.

In Storms Lyrik kommen ohne Frage die Willensgefühle zu Worte, nicht die Schicksalsgefühle! Er selbst wünschte das betont zu sehen. So schreibt er an Kuh, der sich über Storms Gedichte ausgelassen hatte: „Ist in Ihrer Besprechung meiner Gedichte nicht die männliche oder — wie soll ich sagen — Charakterseite derselben etwas zu wenig betont? Oder irre ich darin? Ich erinnere an Gedichte wie: ‚Für meine Söhne', ‚Der Zweifel', ‚Ein Epilog', ‚Abschied', ‚Ein Sterbender', ‚Der Lump', ‚Es gibt eine Sorte' . . ."[1]). An eben denselben schreibt er später: „ich glaube nicht bloß die sinnige Weise, sondern eben auch die Energie der Begeisterung und des Charakters in meiner Lyrik zu haben: ‚Das Land ist unser, unser soll es bleiben!' — ‚Hör mich! denn alles Andere ist Lüge, kein

[1]) Storm-Kuh-Brf. W. Jll. D. M. 67. 1890. S. 102. Brf. Storms v. 2. Okt. 1871.

Mann gedeihet ohne Vaterland! — — Kannst du den Sinn, den diese Worte führen, mit deiner Kinderseele nicht verstehn, so soll es wie ein Schauer dich berühren und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!‘ — ‚Ist doch die Welt, die schöne Welt, so gänzlich unverwüstlich! Und wimmert auch einmal das Herz, stoß an und laß es klingen! Wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen!‘ — ‚Wenn der Pöbel aller Sorten tanzet um die goldnen Kälber, halte fest! du hast vom Leben — doch am Ende nur dich selber!‘ — ‚Auch bleib der Priester meinem Grabe fern etc.‘ .... Das sind, glaub ich, klangvolle, wuchtige Verse. ... Mir ist, als dröhnten diese Verse wie Erz ... Daß Sie diese ganze starke Seite meiner Lyrik übersehen haben, liegt in Ihrer Natur, die sich wesentlich dem Sinnigen neigt"[1]). Hier zeigt uns Storm selbst, daß die in ihm lebendigen Willensgefühle bemerkenswert in seinem Schaffen tätig waren. Die Beispiele ließen sich mannigfach mehren. Das „Oktoberlied"[2]), dieser unmittelbare Ausdruck seiner erregten Gefühle, was sich schon in den vielen Ausrufungszeichen äußert, ist ganz ein Erzeugnis der sich über die Schicksalsgefühle erhebenden Willensgefühle. Neben den schon von Storm zitierten Versen sind noch zu erwähnen:

„Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!"

„Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen."

„Die blauen Tage brechen an,
. . . .
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!"

Auch in anderen Gedichten treffen wir auf Verse, die einem starken Willensgefühl entquellen:

---

[1]) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. S. 377/378. Brf. Storms v. 29. Nov. 1874.

[2]) W. VIII. S. 191/192.

„Hehle nimmer mit der Wahrheit!“[1])

„Und niederschauend von des Todes Warte,
Kam mir der Drang, das Leben zu bestehn etc.“[2])

„Vorwärts lieber laß uns schreiten
Durch die deutschen Nebelschichten,
Als auf alten Träumen reiten
Und auf römischen Berichten!“[3])

Als 1863 die schleswig-holsteinische Frage wieder brennend wird, hält es Storm in seiner Unruhe nicht länger zurück, und er zieht als einer der ersten in den heiligen Krieg mit seinem Gedichte „Gräber in Schleswig“[4]). Den zaudernden Landsleuten schreit er zu: „Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde.“

Drängende Willensregungen machen sich überall bemerkbar. Elegische Klänge sind das nicht. Sondern das sind Klänge, die Gefühlsdispositionen entklingen, die auf der Hoffnung einer Verwirklichung des Ideals beruhen. Wenn man in Storm trotzdem oft nur den elegischen Dichter gesehen hat, so mag das seinen Grund in seinen zarten, aber nicht elegischen Liebesliedern haben, mehr aber noch in seinen oft seiner eigenen Natur gänzlich widersprechenden Novellencharakteren, jenen Müdlingen, die resigniert auf dem Altenteil sitzen oder ganz und gar verzagen.

Wie schon gesagt, das Elegische ist natürlich nicht ganz aus Storms Lyrik verbannt, aber es herrscht keineswegs in ihr. Elegische Töne erklingen beim Tode der Gattin oder wenn ihn die Erinnerung an die verlorene Heimat zu mächtig packt. Aber die Beispiele sind rasch aufgeführt. Ganz der Trauer um den Verlust hingegeben, dichtet er Verse wie die folgenden:

„Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.“[5])

---

1) W. VIII. S. 247.
2) W. VIII. S. 244.
3) W. VIII. S. 238.
4) W. VIII. S. 263/264.
5) W. VIII. S. 268.

„Und vor mir dehnt es sich,
Öde, voll Entsetzen der Einsamkeit;
. . . .
Aber weiter und weiter
Schlepp ich mich fort;
Von Tag zu Tag,
Von Mond zu Mond,
Von Jahr zu Jahr;
Bis daß ich endlich
Erschöpft an Leben und Hoffnung
Werd hinstürzen am Weg,
Und die alte ewige Nacht
Mich begräbt barmherzig,
Sammt allen Träumen der Sehnsucht.“[1])

„Und am Ende der Qual alles Strebens
Ruhig erwart ich, was sie beschert,
Jene dunkelste Stunde des Lebens...“[2])

„Der Geier Schmerz flog nun davon,
. . . .
Nur unten tief in meiner Brust
Regt sich noch etwas, dumpf und schwer.

Das ist die Sehnsucht, die mit Qual
Um deine holde Nähe wirbt,
Doch, eh sie noch das Herz erreicht,
Muthlos die Flügel senkt und stirbt.“[3])

„Über die Haide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.
. . . .
Wär ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!“[4])

Diese Verse erklingen in der Trauer um den Verlust der Gattin. Einmal auch findet sich ein elegischer Ton beim Tode der Schwester: „Das aber kann ich nicht ertragen...“[5]). Im Unglück der Heimat und in seinem eigenen treten die Schicksalsgefühle ganz hinter die Willensgefühle zurück. Nur einige Verse bekunden eine Trauer:

---

1) W. VIII. S. 268/69
2) W. VIII. S. 269,
3) W. VIII. S. 269.
4) W. VIII. S. 273.
5) W. VIII. S. 211.

„Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen:
Mag, was da muß, mit uns geschehn!“ [1])

„Wir andern aber, die wir übrig sind,
Wo werden wir im Elend sterben müssen!“ [2])

Damit mag die Zahl der elegischen Verse schon als erschöpft gelten. Sie stehen vereinzelt zwischen Versen, die durchaus starken Willensgefühlen entstammen. Storm ist kein Elegiker, überhaupt kein Lyriker im weiteren Sinne, er ist ein Lyriker, der lyrisch im engeren Sinne schafft. Das zeigen schon seine Hauptthemata der Lyrik: Liebe, Heimat, Ausbildung der Persönlichkeit. Storms subjektive Gefühlsdispositionen, die ganz überwiegend nach der positiven Seite neigen, lassen ihn vor allem der Freude über das Schöne in seinem Leben Ausdruck geben. In seiner Poesie herrscht kein Resignationsstil. Die Klage um den Verlust des Schönen ertönt in seinem Schaffen eigentlich nur einmal [3]).

In seiner Liebeslyrik tritt es ganz bedeutend hervor, wie der Dichter durch die Erscheinung des Schönen ergriffen wird, wie er gedrängt wird, dem Ausdruck zu geben. Auf Storms gesund sinnliches Naturell — „Ich bin eine stark sinnliche, leidenschaftliche Natur“ [4]) — wird der Besitz einer schönen, geliebten Frau nachhaltigst wirken. In seinen Gedichten träte es hervor, wo er weniger zurückhaltend sei als in seinen anderen Schriften [4]). Aus glückseligsten Gefühlen sind seine Liebeslieder

---

[1]) W. VIII. S. 238. [2]) W. VIII. S. 241.

[3]) Anderer Ansicht ist Herrmann (S. 5.), wenn er in Hinblick auf das von Schütze (S. 50) mitgeteilte Gedicht „Dahin“ sagt: „Ein Grundton Stormscher Lyrik wird hier angeschlagen: die Vergänglichkeit des Glücks stimmt ihn wehmütig.“ — Ich verweise nur auf das von mir Gesagte und betone nochmals ausdrücklich die letzten vorhergehenden Zeilen.

[4]) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. S. 274. Brf. Storms v. 21. Aug. 1873.

geboren, aus denen allenthalben die Freude über das Schöne entgegenstrahlt:

„O süßes Nichtsthun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Bergs besonnter Kuppe;
. . . .
O süßes Nichtsthun, lieblich so gebannt
Zu athmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimathliche Sterne.“[1])

„Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen . . .“[2])

„Nun sei mir heimlich zart und lieb;
Setz deinen Fuß auf meinen nun!“[3])

„Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.
Und wie leise sich der Schmerz
Well um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.“[4])

„Nun gieb ein Morgenküßchen!
Du hast genug der Ruh . . .“[5])

„Hie stand auch einer Frauen Wiege,
Die Wiege einer deutschen Frau;
Die schaut mich an mit Augen blau,
Und auf dem Felsen, drauf ich liege,
Schließt sie mich plötzlich an die Brust.
Da werd ich mir des Glücks bewußt;
Ich seh die Welt so unvergänglich,
Voll Schönheit mir zu Füßen ruhn . . .[6])

„So lang du lebest, ist es Tag.“[7])

---

[1]) W. VIII. S. 213/214.
[2]) W. VIII. S. 214
[3]) W. VIII. S. 214.
[4]) W. VIII. S. 214/215.
[5]) W. VIII. S. 215.
[6]) W. VIII S. 248.
[7]) W. VIII S. 249.

„Wo du mir bist, bin ich zu Haus.“[1])

„Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.[1])

„In buntem Zug zum Walde ging's hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanzt, gelacht . . .
. . . .
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein.“[2])

Alles ist diktiert von inniger Freude und tiefer, hingebender Liebe.

Starke Sinnlichkeit fehlt daneben nicht. Sie äußert sich in noch bewegteren, ungestümeren Versen:

„Vorbei der Tag! Nun laß mich unverstellt
Genießen dieser Stunde vollen Frieden!“[3])

„Laß einmal noch, eh sich dein Auge schließt,
Der Liebe Strahl sich rückhaltlos entzünden;
Noch einmal, eh im Traum sie sich vergißt,
Mich deiner Stimme lieben Laut empfinden!“[3])

„Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.“[4])

„Es zuckten aus dem vollen Kelch
Elektrisch schon die Funken;
O fasse Muth und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken!“[5])

Das Gefühl ist überall unmittelbar wiedergegeben. Gefühls- und Wunschsätze im Stil sind die unausbleibliche Folge eines in der Seele des Schaffenden dominierenden Gefühlslebens. Eine hochgradige Erregung läßt auch das Gedicht „Noch einmal“[6]) hervorbrechen:

---

[1]) W. VIII. S. 249.
[2]) W. VIII. S. 250.
[3]) W. VIII. S. 216.
[4]) W. VIII S. 204.
[5]) W. VIII S. 201.
[6]) W. VIII. S. 201.

„Noch einmal fällt in meinen Schoß
Die rothe Rose Leidenschaft;
Noch einmal hab ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft . . .“

Das viermalige „Noch einmal“ würde ein wenig bewegtes Gefühl kaum so bezeichnend gebracht haben.

Aus Storms Liebeslyrik spricht ganz ohne Frage ein heiteres Glücksgefühl. Ihm bietet die Wirklichkeit ein Ideal, das ihn zu reinsten lyrischen Klängen begeistert. Seine Freude gibt ihnen das rechte stilistische Gepräge, wie auch die verschiedenen Grade seiner Liebesleidenschaft dem Stil ihren besonderen Stempel aufdrücken.

Nicht anders wird das bei den Gedichten, die aus Freude an der Heimat entstanden sind, der Fall sein. Seine Heimatliebe war ihm tief eingewurzelt; süße Luft der Heimat hat er immer in vollen Zügen genossen. Auch seine schleswig-holsteinische Heimat bedeutet für ihn ein Schönes, durch das sein Leben doppelten Reiz erfährt. In der Fremde wird es ihm klar, was sie ihm alles gegeben hat. Er strebt wacker danach, sie wieder zu gewinnen, wieder in der Vaterstadt leben zu können. Er weiß bestimmt, er wird einst heimkehren.

Als er noch in der Heimat weilt, entlockt sie ihm manchen lyrischen Ton. Das leicht sich in solche Heimatgedichte einschleichende beschreibende Element wird zurückgedrängt durch rein lyrische Äußerungen, die schon als solche an ihren Gefühlssätzen und Wunschsätzen erkannt werden.

„Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.“[1])

„O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht . . .“[2])

[1]) W. VIII. S. 194. [2]) W. VIII S. 237.

Den Gefallenen ruft der Dichter beim Blick auf das geliebte Meer zu:

„Ihr schlafet schön! Das heimathliche Meer
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel.“[1])

„Das ist die Fluth! Das ist des Meeres Rauschen ...“[2])

„Es ist so still ...“[3])

„Wie still die Luft!“[4])

Als in politisch bewegter Zeit die Heimat gefährdet ist, wallt es mitunter plötzlich in ihm auf:

„Und wanke nicht, du feste Heimatherde!“[4])

Das Land ist unser, unser soll es bleiben.“[5])

„Ich zage nicht, es muß sich wenden ...“[6])

„Der Klang von Frühlingsungewittern,
. . . .
Er kommt noch einmal, über Nacht!“[6])

„Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Heil allen Menschen, die es hören!
Und Heil dem Dichter, der dann lebt ...!“[7])

„Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten!“[8])

Als ihm die Befreiung des lieben Heimatlandes zu langsam vor sich geht, ruft er, von seinem mächtig wieder aufflammenden Heimatgefühl getrieben:

„Die Stunde drängt. So helft, ihr Todten hier!
Ich rufe euch und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

---

1) W. VIII. S. 240.
2) W. VIII. S. 246.
3) W. VIII. S 192.
4) W. VIII. S. 250.
5) W. VIII. S. 238.
6) W. VIII. S. 241.
7) W. VIII. S. 239.
8) W. VIII. S. 263.

Tambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu schlagen ..." [1])

Diese sehr wirksame Apostrophe an die Toten deutet auf eine große Gefühlssteigerung des Schaffenden, wie ja auch alle die anderen angeführten Äußerungen einzig und allein einer starken Gefühlserregung ihre Entstehung verdanken. Sie lassen das lyrische Element bei Storm direkt erkennen. Gefühlssätze, Wunsch- und Befehlssätze sind außerordentlich häufig. Sie alle gehen zum größten Teile auf die positiv ästhetische Gefühlsdisposition des Dichters zurück, in dessen Leben Wirklichkeit und Ideal sich miteinander verbinden. Storm schafft in seiner Freude über das sich ihm offenbarende Schöne einen lebenssprühenden Stil, wie er zu den Inhalten der Lyrik paßt. Den Stil eines Klagenden oder Resignierenden tragen seine Gedichte nicht zur Schau. Sein lyrischer Stil ist durchaus der Ausfluß seiner eigensten Gefühle.

Die höchste Gefühlserregung, in der Storm schafft, findet notwendigerweise ihren ersten und besten Ausdruck in Ausrufen und Wunschsätzen. Nie aber auch wird der Dichter in solcher Erregung zu einem falschen Tone greifen, etwas anderes sagen, als was seinem Gefühlsleben gemäß ist. So findet sich denn bei Storm in der Gestaltung des Stiles ebensowenig wie in den dargestellten Stoffen irgend etwas Falsches oder Erklügeltes. Er gibt sich so, wie er ist. Seine Liebesgefühle, echt und gesund wie sie sind, lassen ihn keinen erotischen, noch saloppen Ton anschlagen, wie wir ihn bei so manchem anderen, leider auch bei Heine, finden. Sein Heimatgefühl, das seinen Lebensgang bedeutsam lenkt, läßt ihn nicht in jenen rhetorischen Freiheitssängerstil verfallen, wie er in den Freiheitskriegen und dem 48er Jahre erblühte oder wie ihn ein Geibel in seinen „Zwölf Sonetten" so erbärmlich pathetisch zum Vortrag brachte, sondern er läßt seinem Innern, von den politischen Ereignissen getrieben, nur seine subjektiven Gefühlsäußerungen entströmen, besonders

[1]) W. VIII. S. 264.

wenn sich Willensregungen in ihm geltend machen, und er schafft so zu seiner politischen Lyrik einen Stil, der ihr dauernden Wert verleihen wird wegen ihrer Allgemeingültigkeit und ihres Gefühlsreichtumes, wie die ganze politische Lyrik Schleswig-Holsteins in den Dänentagen, wie ich mich an einer handschriftlichen Sammlung dieser Lieder überzeugen konnte, sonst nicht aufweisen kann, selbst Klaus Groths politische Dichtung nur zum Teil. Wo ein hochgradig erregtes Heimat- oder Nationalgefühl nicht an dieser Art von Lyrik schaffend beteiligt ist, da kann es zu keiner Innerlichkeit kommen. Das ist Storms Meinung [1]).

Es kann keinem Zweifel unterliegen, Storms Gefühlsleben und Gefühlsdisposition sind von größter Bedeutung für seine Stilgestaltung. Ohne sie hätte er die zarten, sein Glück wiederspiegelnden Liebeslieder nicht schaffen können, wäre nicht die einzig dastehende politische Lyrik entstanden, wäre er nicht der freie, rücksichtslose Lyriker, als der er sich uns in seinem „Oktoberlied" und seinem „Hehle nimmer mit der Wahrheit!" darstellt.

Aber eine vollkommene Harmonie von Inhalt und Stil wird noch mehr im Einzelnen zu verfolgen sein. Nicht allein in Gefühls-, Wunsch-, Befehlssätzen wird das Gefühlsleben und seine Stärkegrade zum Ausdruck kommen, nein selbst in den kleinsten Teilstücken wird der Einfluß der Gefühlserregung zu spüren sein. Besonders affektstarke Worte, Wortwiederholungen, Worthäufungen werden in der Erregung dem Schaffenden entschlüpfen. Ein Abflauen oder Anschwellen des Gefühls wird sich als Miosis und Klimax im Stil geltend machen. Kurz, die subjektiv ästhetischen Apperzeptionsformen werden entstehen.

Storms lyrisches Schaffen wird seiner ganzen Art nach der gegebene Untergrund für diese Apperzeptionsformen sein.

Ist dennoch die Wahl besonders affektstarker Worte nicht häufig, so darf das weiter nicht wunder nehmen, gehen ja alle

[1]) Hausbuch X.

echten Dichter mit der Hyperbel sparsam um, da ein Übertreiben leicht ins Lächerliche umschlagen kann. Maßvoll gestaltet Storm dieses Ausdrucksmittel, selbst in hoher Erregung. Das Meer rauher Dezembernacht gährt auf zu gischtbestäubten Hügeln[1]). Die für Schleswig-Holstein trostlosen Jahre nach der Idstedter Schlacht sind eine Blütezeit der Schufte[2]). Als die Stunde der Befreiung schlägt, kommt das Heer heran wie ein brausend Meer[3]), die Luft schlägt Wellen von Geschrei[4]). In „Geschwisterblut" heißt es:

„Er zog die schmalen Fingerlein
An seinen Mund zur Stelle;
Sie rief: „O hilf mir, Herre Christ,
Er zieht mich nach der Hölle!"[5])

In diesen einzigen anzuführenden Beispielen ist oft kaum das Hyperbolische zu spüren. Wo Storm es noch anwendet, in seinem Gedicht „Von Katzen", ist es beabsichtigt, in der rechten Erkenntnis, daß die Hyperbel im Komischen heute noch wirksam ist. Da heißt es:

„Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
. . . .
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers..."[6])

Häufiger wird hingegen das An- und Abschwellen der Affekte im Stil Storms zu beobachten sein. Die Klimax, das Crescendo, wird beim dichterischen Gestalten eines Erlebnisses, gleichsam beim Wiedererleben, oft von Einfluß sein, besonders wenn Willensgefühle in Aktion treten. Die Miosis aber wird mit ihrem Decrescendo eine Stilerscheinung sein, die bei dem aus Schicksalsgefühlen hervorgegangenen poetischen Erzeugnis auftreten wird. Wiederum muß uns Storms Gefühlsleben den

[1]) W. VIII. S. 237.
[2]) W. VIII. S. 241.
[3]) W. VIII. S. 263.
[4]) W. VIII. S. 264.
[5]) W. VIII. S. 207.
[6]) W. VIII. S. 222/223.

richtigen Weg weisen können. Die Klimax wird häufiger in seinem lyrischen Stil zu finden sein als die Miosis, die in Anbetracht der geringen Zahl von Gedichten, die in quälenden Schicksalsgefühlen ihren Grund haben, überhaupt nicht durch viele Beispiele vertreten sein wird. Tatsächlich ist die Klimax, das Anschwellen, nicht selten. „Die Stadt“[1]), „Ostern“[2]), „Abend“[3]), „Juli“[4]), „1. Januar 1851“[5]) und „Gräber in Schleswig“[6]), diese Gedichte sind Beispiele dafür. Ein Anschwellen in wenigen Worten findet sich selbstverständlich auch:

„Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben ...“[7])

„Denn die der Tod bei Idstedt einst entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre ...“[8])

„Sie saßen sich genüber bang
. . . .
O lägen sie in tiefster Gruft!“[9])

„ . . . ein Tag, sie wurde krank
Und lag im Fieber viele Wochen lang;
Ein Morgen dann, . . .
Da ging sie heim ...“[10])

„Ein Raunen erst und dann ein Reden;
Von allen Seiten kam's herbei,
Des Volkes Mund ward laut und lauter,
Die Luft schlug Wellen von Geschrei.“[11])

„Schlepp ich mich fort;
Von Tag zu Tag,
Von Mond zu Mond,
Von Jahr zu Jahr.[12])

Die Wahl allmählich schwächer werdender Ausdrücke und Gefühlstöne ist seltener zu finden, weil stille Resignation in den

---

1) W. VIII. S. 194.
2) W. VIII. S. 237.
3) W. VIII. S. 202.
4) W. VIII. S. 231.
5) W. VIII. S. 242.
6) W. VIII. S. 263/264.
7) W. VIII. S. 242.
8) W. VIII. S. 263.
9) W. VIII. S. 207.
10) W. VIII. S. 210.
11) W. VIII. S. 264.
12) W. VIII. S. 268.

Schicksalsgefühlen nicht Storms Sache war. Dies Decrescendo zeigt sich nur in dem Gedicht „Mitunter weicht von meiner Brust“ [1]), ebenso in „Der Geier Schmerz flog nun davon“ [2]). Diese beiden einzigen Beispiele zeigen zugleich, wie wenig Storm ein elegischer Dichter ist, denn die Trauer um den Verlust des Schönen wird sich oft in einem Stil offenbaren, dessen Decrescendo ein Sich-finden in die Abwesenheit des Ideals andeutet.

Wie die Klimax nicht selten, werden auch Wortwiederholungen häufig sein, die nicht weniger einem übervollen Herzen entströmen. Bediente sich der in der Erregung schaffende Dichter der Ausrufe und Wunschsätze, ist bei ihm die Klimax nicht selten, so dürfen wir mit gutem Recht auch die Stilbilder der Anapher, Epipher usw. erwarten, besonders natürlich wieder in solchen Gedichten, die in hoher Gefühlserregung entstanden. Das „Oktoberlied“, dies ganz im Affekt geborene Gedicht, ist voll solcher Wiederholungsfiguren:

„Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!“
„Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!“
„. . . doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!“
„Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!“ [3])

Auch sonst, wenn die Gefühlserregung groß ist, drückt sich der Dichter in Wiederholungen aus:

„Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir
Du graue Stadt . . .“ [4])

„Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
. . . .

[1]) W. VIII. S. 267/268.
[2]) W. VIII. S. 269.
[3]) W. VIII. S. 191.
[4]) W. VIII. S 194.

Sterben, ach sterben
Soll ich allein."[1])

„Ich hab ihn ja so tausendmal,
Viel tausendmal geküßt."[2])

„... und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Todten.
Und dreizehn Jahre litten Jung und Alt ..."[3])

„Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!"[4])

„Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch."[5])

„Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!"[6])

Doch nicht nur einzelne Wortwiederholungen entspringen der Erregung. Selbst ganze Verse und Strophen kehren wieder. So findet sich in Storms Lyrik das „Du hast es gewollt" in allen drei Strophen des ersten Gedichtes „Weiße Rosen"[7]), ferner „Die Lippen, die mich (sich) so berührt" in „Die Stunde schlug"[8]) zweimal, zweimal auch „Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen" in dem Gedicht „Hyazinthen"[9]). Wiederholt erscheint „O bleibe treu den Todten"[10]). Sehr wirksam kehrt im „Oktoberlied"[11]) die erste Strophe als vierte wieder, ebenso die erste Strophe des Gedichtes „Die Nachtigall"[12]) als dritte Strophe. Diese hier angeführten Beispiele der Wiederholungen ließen sich leicht vermehren, denn sie, die besonders im Affekt geäußert werden, werden auch so recht eigentlich eine Stilfigur unseres aus erregten Gefühlen heraus schaffenden Dichters sein.

Bemerkenswert ist, daß diese bisher behandelten Stilformen in der Jugendlyrik sehr selten sind, ein Zeichen dafür, daß die Gedichte des „Liederbuches" selten in einer Gefühlserregung,

1) W. VIII. S. 196.
2) W. VIII. S. 200.
3) W. VIII. S. 263.
4) W. VIII. S. 232.
5) W. VIII. S. 204.
6) W. VIII. S. 264.
7) W. VIII. S. 199.
8) W VIII. S. 201.
9) W. VIII. S. 204.
10) W. VIII. S 218.
11) W. VIII. S. 291.
12) W. VIII. S. 197.

selten aus einem inneren Erlebnis entstanden sind. Herrscht in der Lyrik der Reifezeit das Ausrufungszeichen, so herrscht in der des ersten Schaffens das Fragezeichen. Dort affektvolle Ausrufe und Wünsche, hier reflektierende Frage! „Was ist ein Kuß?“ [1]) oder „Nun rechne mir doch zusammen: Vier Augen, die geben? . . . Vier Lippen, die geben?“ [2]) Treffen wir auf Wiederholungen, was selten sein wird, so finden wir meistens, daß sie zum Versfüllen da sind, ohne Äußerungen irgendeiner Gefühlserregung zu sein:

„Die Drossel pfeift ihr letztes Stück,
Ein Stück zu Allerbest;
Die Amsel schlägt den letzten Ton
Und fliegt zu Nest, zu Nest.“ [3])

„In des Herzens Kinderfrieden
Schlafe du, schlafe du!“ [4])

Neben verschiedenen aufeinanderfolgenden „Lebewohl“ bleiben dies die einzigen Wiederholungen.

Aber nicht allein in diesen Wiederholungsfiguren werden die bewegten Gefühle des Dichters zum Ausdruck kommen, formelhafter Verdoppelungen wird er sich nicht minder selten bedienen. Die Tautologie und der Pleonasmus werden jedoch häufig von dem nach Knappheit strebenden Dichter beseitigt werden. Tatsächlich sind beide Stilbilder in Storms künstlerisch vollendeten Gedichten gemieden. Beim Pleonasmus will uns das selbstverständlich erscheinen; doch auch die Tautologie wird vermieden, da Storm streng darauf sah, daß in kleinen Gedichten jegliches unnütze Wort fehlen müsse. Statt der Tautologie finden wir bei ihm häufiger die Kumulation, in der nicht synonyme Worte nebeneinander stehen. Nur in der Jugendlyrik, wo noch die einsichtsvolle, regelnde Verstandestätigkeit fehlt, treffen wir auf Häufung synonymer Worte, die mitunter wiederum nur zum Versfüllen vorhanden sind.

---

[1]) Liederbuch S. 120.
[2]) Liederbuch S. 83.
[3]) Liederbuch S. 46.
[4]) Liederbuch S. 86.

Wenn Storm in seiner Jugendlyrik die Tautologie anwendet:

„Der Teufel grinset und lacht,“
„Der Ritter taumelt und wankt,“
„Du schaust und äugelst umher“ u. s. w.

so ist das eine gewollte Nachahmung Heines.

In den Gedichten der Reisezeit, wie gesagt, finden wir statt dessen überall die Kumulation:

„Du stehst am Herd in Flammen und Rauch . . .“[1])

„Und schauen auch von Thurm und Thore . . .“[2])

„Und rissen sie die Tricolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab . . .“[2])

„Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimath bettelnd gehn . . .“[2]

„Nicht Kranz, noch Kreuz . . .“[3])

„Ein Kranz von Myrthenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.“[4])

„Das duftet nun hier unten:
Maililien und Buchengrün.“[5])

Daneben finden sich mehr als zwei Glieder:

„Und schliefe gern das Leben
Und Lust und Leiden aus.“[6])

„Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.“[7])

„Lebwohl, meine weiße Rose,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!“[8])

Neben dieser Häufungsfigur bedient sich der Dichter vorwiegend der Variation. So heißt es, als er im „Oktoberlied“ bessere Tage herbeisehnt:

„Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.“[9])

---

1) W. VIII. S. 199. 2) W. VIII. S. 238.
3) W. VIII. S. 263. 4) W. VIII. S. 267.
5) W. VIII. S. 267. 6) W. VIII. S. 200.
7) W. VIII. S. 230. 8) W. VIII. S. 200. 9) W. VIII. S. 191.

Sehr bezeichnend häuft er hier in der Erregung seine Vorstellungen. Ähnliche Häufungen sind auch sonst nicht selten:

„Der Nebel steigt, es fällt das Laub ...“[1])

„Die Sense rauscht, die Ähre fällt,
Die Thiere räumen scheu das Feld ...“[2])

„Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.“[3])

Dieser Art, wie auch der Kumulation ließen sich unschwer mehr Beispiele beibringen.

Selten hingegen findet sich der Parallelismus in der Lyrik Storms. Es gilt für die Gestaltung der Variation und des Parallelismus vielleicht dasselbe, was schon zur Tautologie und Kumulation gesagt wurde. Auch ist wohl der Parallelismus mehr für einen pathetischen Stil, der gemessen oder gewaltig das Erhabene zum Ausdruck bringt, geeignet. Nur ein Beispiel dieses Stilbildes findet sich bei Storm. Bemerkenswert ist, daß es sich in einem Gedichte findet, wo er nicht der wagemutige Lyriker ist, sondern ein durch den Tod der Gattin tiefgebeugter Elegiker.

„Der Geier Schmerz flog nun davon,
Die Stätte, wo er saß, ist leer ...“[4])

Zuletzt sei hier die Einwirkung der Gefühlserregung auf die Wort- und Satzverknüpfung kurz der Betrachtung unterzogen. Storms ganze Art und Weise des lyrischen Schaffens, dieses plötzliche Hervorstoßen seiner lyrischen Äußerungen, darf uns mit Recht auf das Vorkommnis asyndetischer und polysyndetischer Verbindungen schließen lassen. Tatsächlich herrschen sie weit mehr als alle anderen Satzverknüpfungen in Storms Lyrik. Ein starker, aber verhaltener Affekt bedient sich, um nur einige Beispiele zu bringen, des Asyndetons in allen vier Strophen von

---

1) W. VIII. S. 191. 2) W. VIII. S. 233.
3) W. VIII. S. 232. 4) W. VIII. S. 269.

„Abseits“[1]) oder der mittleren Strophe von dem Gedicht „Die Stadt“[2]). Wuchtig hebt das Asyndeton eine Reihe von Geschehnissen hervor, so in dem im Affekt geborenen „Oktoberliede“[3]):

„Der Nebel steigt, es fällt das Laub“

oder

„Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.“

Das Nahen des Herbstes wird angekündigt durch ein

„Die Sense rauscht, die Ähre fällt,
Die Thiere räumen scheu das Feld,
Der Mensch begehrt die ganze Welt.[4])

Beim Siegesfest der Dänen ringt sich dem Dichter das kurze, aber markige Gedicht los:

„Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang,
Sie meinen, Schleswig-Holstein zu begraben.“[5])

In übergroßen Affekten dagegen wird das Polysyndeton häufiger. In dem „unmittelbaren Ausdruck des verletzten Heimathsgefühl“[6]) lauten die Eingangsverse:

„Und schauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Tricolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimath bettelnd gehn ...“[7])

Den Freiheitskampf sieht der Dichter prophetisch:

„Wuthgeschrei durchfegt die Lüfte,
Und die weißen Nebel wallen,
Und die Brüder stehn und fallen —“[8])

Den Wind läßt er ungestüm einherbrausen in den Versen:

---

1) W. VIII. S. 192.
2) W. VIII. S. 194.
3) W. VIII. S. 191.
4) W. VIII. S. 233.
5) W. VIII. S. 242.
6) Mörike-Storm-Brfw. Brf. Storms v. 12. Juli 1853. S. 14.
7) W. VIII. S. 238.
8) W. VIII. S. 238.

„Vom Wald kommt der Wind
Und fährt an die Scheiben,
Und geschwind, geschwind
Schwatzt er ein Wort,
Und dann wieder fort
Zum Wald ...“[1])

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, da sie bei einem flüchtigen Blick schon in die Gedichte leicht zu mehren sind. Die lange Reihe charakteristischer polysyndetischer sowohl als auch asyndetischer Verknüpfungen wäre hier doch nicht möglich vollständig aufzuführen. Hingewiesen sei nur auf eine gerade zu Storms lyrischem Schaffen passende Vermengung beider Satzverbindungen. So heißt es in hastiger, sich überstürzender Aufeinanderfolge der Glieder:

„Den Dampf der Erde sah empor ich streben
Und ballen sich zu Mensch- und Tiergestalt;
Sah es sich schütteln, tasten, sah es leben,
Und taumeln dann und schwinden alsobald.

Im fahlen Schein im Abgrund sah ich's liegen,
Und sah sich's regen in der Städte Rauch;
Ich sah es wimmeln, hasten, sich bekriegen,
Und sah mich selbst bei den Gestalten auch.“[2])

Beim Anblick des werdenden Frühlings heißt es:

„Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und Alles treibt, und Alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör ich klopfen.“[3])

Harmonisch fügt sich diese bisherige Stilbetrachtung in unser von Storms lyrischem Schaffen gewonnenes Bild ein. Wir erkannten, daß der Dichter, der nur in höchster Gefühlssteigerung schuf, in hohem Maße die aus ihr erklärlichen Stilbilder gestaltet. Diese, die wir gewohnt sind, als subjektiv ästhetische Apperzeptionsformen zu bezeichnen — ganz besonders aber die hierin einbegriffenen Worthäufungen, Wortwiederholungen,

---

1) W. VIII. S. 226. 2) W. VIII. S. 243. 3) W. VIII. S. 237.

asyndetischen und polysyndetischen Satzverknüpfungen — begegnen uns in Storms Gedichten in sehr großer Zahl.

b) Einfluß der Phantasiebegabung auf den Stil.

In seinen „Prinzipien der Literaturwissenschaft“ glaubt Elster zu dem Schlusse kommen zu dürfen, daß der einzelne Dichter kaum die ganze Mannigfaltigkeit der Begriffe der Phantasie in sich vereinigen, sondern daß er sich immer nach einer Richtung überwiegend betätigen werde; entweder werde er sich durch Anschaulichkeit der Phantasie auszeichnen oder durch eine auf anderer Seite zu suchende kombinatorische Phantasie. Es scheint, als wenn seine anschaulich und gegenständlich sich die Dinge vorstellende Phantasie ihm keine kühnen, überraschenden Kombinationen zwischen entlegenen Vorstellungen erlaube, ihn nicht zu bemerkenswerten Erfindungen neuer Gebilde befähige.

Storm zeichnet sich, das wird auf den ersten Blick in seinen Briefen und Novellen deutlich, durch eine überaus große Anschaulichkeit der Phantasie aus. Er stellt uns die Dinge sinnlich greifbar dar. Dabei beschränkt er sich aber nicht nur auf die Eindrücke des Gesichtssinnes, in garnicht geringem Umfange pflegt er auch die des Gehörs- und Geruchssinnes. Storm versteht zu sehen; er bemerkt die veränderte Haarfrisur des jungfräulich erblühten Mädchens[1]); er vergißt nicht, der Gichtknoten auf der die Tasse zum Munde führenden Hand Erwähnung zu tun; er übersieht auch nicht den bald rechts, bald links um die Schulter tanzenden Haarbeutel des die kleine Barbara schaukelnden Großvaters[2]); bei einem Manne wie dem Doktor in der Novelle „Drüben am Markt“ entgehen ihm nicht die Bänder des bescheidenen Vorhemdchens, die über den Rockkragen hervorsehen, noch der ungepflegte Zustand des Haupthaares, von dem unzählige Spitzen wie Flammen in die Höhe ragen[3]). Besonders sinnfällig weiß uns Storm Frauengestalten zu schildern, häufig bei irgendeiner Hantierung. Seelische Erregungen

---

1) W. I. S. 73. 2) W. II. S. 308. 3) W. II. S. 187.

sucht er konkret zu veranschaulichen, so bohrt Angelika heftig bewegt die Spitze ihres Sonnenschirms in den feuchten Sand[1]); die erregte Anne Lene zeigt der Dichter uns gegen einen jungen Apfelbaum gelehnt, dessen biegsame Krone bei dem lauten Pochen ihres Herzens erzittert[2]). Alle diese Beispiele ließen sich häufen, in jeder Novelle wird man bald auf Spuren einer anschaulichen Phantasie stoßen[3])[4]).

Storms Anschaulichkeit äußert sich weiterhin in dem Gebrauche akustischer Sinneseindrücke, die einen recht bedeutenden Raum in seinen Schriften einnehmen. Wie wir wissen, hatte er ein sehr feines musikalisches Ohr. So hört er denn auch in der Phantasie manchen Laut, der sonst leicht ungehört verhallen würde. Er erspart uns bei allem Karusseltrubel nicht das Klirren der Florets an den eisernen Ringhaltern[5]); beim Schlittschuhlaufen unterscheidet er das Klingen rostiger und blanker Schlittschuhe[6]); als der Amtschirurgus nur langsam aus der Bettstatt hervorkommt, bemerkt der Dichter des Junkers Ungeduld allein an dem Klatschen seiner Peitsche[7]). Oft sogar überwiegt der Eindruck des Gehörssinnes über den des Gesichtssinnes, so hört Carsten Curator nur die Blätter der Bäume neben sich auf den Boden fallen[8]); die Tätigkeit der vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft bei einer ihrer Zusammenkünfte geht hervor aus Äußerungen, die auf dem Eindrucke des Gehörsinnes beruhen: „Und alsbald . . . erscholl das gesellige Klirren

---

[1]) W. I. S. 298. [2]) W. I. S. 77.

[3]) Es dürfte wenig ins Gewicht fallen, daß der Dichter zweimal ein junges Mädchen auf einen Baum klettern läßt. (W. I. S. 123/124; W. I. S. 106). Auch die Schaukelszene (W. I. S. 83) ist etwas unüberlegt beibehalten. In der „Chronik von Grieshuus" macht das Pferd Falade eine etwas eigenartige Wandlung durch vom feurigen Araber zu einem dunklen Pferd (W. I. S. 161, 133), vergl. auch Kösters Anm. S. 261 zum Storm-Keller Brfw.

[4]) Nicht vergessen möchte ich, auf die vielfache, anschauliche Beschreibung des menschlichen Auges hinzuweisen.

[5]) W. II. S. 115. [6]) W. II. S. 104.

[7]) W. VI. S. 95. [8]) W. V. S. 126.

der Tassen und Löffelchen; wäre ein Canarienvogel hier gewesen, er hätte jetzt unfehlbar seinen Sang erschallen lassen"[1]).

Und ein Drittes, was bei vielen Dichtern nur unbedeutend hervortritt, die Eindrücke auf den Geruchssinn, findet sich in Storms Schriften durchaus nicht selten. Seiner Meinung nach gehörte auch der Geruch in die Wahrnehmungsgebiete des Dichters aufgenommen zu werden. So klagt er einmal mit einem humoristischen Stoßseufzer über die Unbotmäßigkeit des Geruchssinnes: „Denken Sie sich einen Lyriker, dem die Rosen nicht mehr duften!"[2]) Auch an anderer Stelle klagt er darüber, daß er keine Blume, keinen Frühling, keinen Herbst mehr riechen könne[3]). Um wieder nur ein paar Beispiele für diese Richtung seiner anschaulichen Phantasie anzuführen: „Ein süßer, schwerer Sommerduft stieg aus den Wiesen"[4]); „Noch rieche ich auf dem dunklen Hausflur den strengen Duft der Alandwurzel"[5]); „Die Luft war erfüllt von dem starken Herbstdufte der Reseda"[6]); „. . . meine Mutter führte sie in das Festzimmer des Hauses, das schon von dem Dufte des Kaffees und des sonntäglichen Gebäckes erfüllt war"[7]); „Aus der offen stehenden Thür des schmalen Wohnzimmers zogen Blumendüfte auf den Flur hinaus; denn drinnen im Ausbaufenster blühten Reseden und die Blume der alten Zeit, die düftereiche Volkameria"[8]); „Kräftig dufteten die frischen Roggenbrote"[9]); „nur den scharfen Duft der goldknopfigen Rainfarne, die hier haufenweis auf allen Wällen standen, spüre ich noch heute in der Erinnerung"[10]). Mitunter greift der Dichter, vornehmlich bei Schilderungen der Natur, Eindrücke auf alle drei genannten Sinne heraus: „Die Sonne schien warm auf die Gartensteige, die Blätter tropften,

---

1) W. III. S. 165.
2) Erich Schmidt, Char. I. S. 439.
3) Storm-Keller-Brfw. Brf. Storms v. letzten April 1881. S. 112. (15. Mai 1881).
4) W. I. S. 292. 5) W. I. S. 59.
6) W. I. S. 123. 7) W. I. S. 62.
8) W. III. S. 157. 9) W. III. S. 139. 10) W. III. S. 207.

die Wohlgerüche der Blumen verbreiteten sich, und in den Lüften begann das feine Getön der Insektenwelt“[1]). „Ein Gefühl von süßer Heimlichkeit beschlich mich; aus der Ferne hörte ich das sanfte träumerische Singen der Heidelerche; über mir in den Blüthen summte das Bienengetön; zuweilen regte sich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her . . . Am Rande des Wassers sah ich Schmetterlinge fliegen . . .“[2]).

Wie steht es nun neben dieser ausgeprägten Anschaulichkeit der Phantasie mit der kombinatorischen Phantasie unseres Dichters? Nach Elster wird diese in unserem Falle weniger entwickelt sein. Werner weist in einer Kritik[3]) einen Satz, daß die kombinatorische Seite der Phantasie bei Storm zurücktrete, entschieden ab. Doch auch ich muß sagen, daß die kombinatorische Phantasie unseres Dichters nicht ebenso glücklich ausgestattet ist wie seine anschauliche Phantasie. Es ist offenbar, in der Erfindung neuer Stoffe ist er arm, wenigstens in der ersten Zeit seines novellistischen Schaffens; nicht viel besser steht es bei ihm mit der Erfindung neuer Züge der Handlung. Ganz klar tritt dies in Storms ersten Prosawerken aus der Zeit, in die auch die Entstehung seiner Lyrik fällt, zutage. Das ist von Wichtigkeit. Werner sagt, wenn man behaupte, die kombinatorische Seite der Phantasie trete bei Storm zurück, so würde damit Storms Kunst so gut wie ganz ausgeschaltet; er wäre nie ein Novellist geworden, sondern in der Skizze stecken geblieben[3]). Nun, über die Skizze war Storm kaum hinaus, als es seine Gedichte schuf. „Marthe und ihre Uhr“, „Im Saal“, „Posthuma“, „Ein grünes Blatt“, „Im Sonnenschein“ sind solche Skizzen; sie zeigen eine Begabung an anschaulicher, aber nicht an kombinatorischer Phantasie. Und das dazwischenstehende „Immensee“? Auch das beruht doch auf anschaulicher Phantasie. Bild reiht sich an Bild: spie-

---

1) W. I. S. 50. 2) W. II. S. 114.

3) Kritik Werners über Eichentopf, Th. Storms Erzählungskunst. Deutsche Literaturzeitung 1909. S. 83.

lende Kinder, eine Waldszene, eine Studentenkneipe, der Volksliederabend. Es sind Guckkastenbilder, wie Tempeltey sie glücklich bezeichnet[1]). Das Grundmotiv der Novelle — mögen wir sie so bezeichnen — ist nicht von Storm erfunden; keine Nebenhandlung tritt hinzu. Ein Mangel an kombinatorischer Phantasie zeigt sich auch in den größeren Prosaerzählungen der nächsten Zeit. Wie nahe stehen sich ein „Immensee", „Angelika", „Drüben am Markt", „In St. Jürgen" allein schon in der Anlage. Zwanzig Jahre lang, so sagt Storm selbst, hat er vergeblich gewartet, daß ihm die Märchensaat aufginge[2]). Bei seiner mangelnden Erfindungsgabe ist das zu verstehen. Endlich aber findet auch er seine Stoffe zu Märchen, doch geht es bei ihm in dieser Dichtgattung, in der sich doch sonst ein mit kombinatorischer Phantasie begabtes Gemüt austoben kann, dann nicht besonders märchenhaft zu. „Bulemanns Haus", das aus der Anschauung von Schiefertafelbildern zu deutschen Kinderliedern entstand[3]), gewürzt mit ein paar Reminiszenzen an den Liebling E. T. A. Hoffmann, bietet wenig an märchenbunten Einfällen. „Der Spiegel des Cyprianus" lehnt sich an die Ballade von der Herzogin von Orlamünde an und wohl mehr, als Storm selbst zugeben mochte[4]). Echt märchenhaften Charakter trägt nur „Die Regentrude". Aber auch hier zeigt sich der Dichter schwach in der Erfindung neuer Züge. Die Fabel selbst scheint mir auf eine Erzählung in den mehrfach für Storms Stoffwahl wichtigen Volksbüchern zurückzugehen[5]). Soweit ich ersehen kann, ist von ihm nur die Gestalt der Regenfrau, die für den Herrgott der benutzten Erzählung als deus ex machina eintritt, erfunden. Sonst aber fußt Storm auf heimatlichen Sagen. Der Weg durch den hohlen Baum ins Reich der Regentrude ist in einem Märchen von den Unnereerschen vorgebildet, wo

---

1) Tempeltey, E., Th. Storms Dichtungen. S. 11.
2) Briefe i. d. Heimat. S. 214. Brf. Storms v. 28. Febr. 1864.
3) Storm-Kuh-Brfw. } W. Ill. D. M. 67. S. 265. Brf. Storms
4) Storm-Kuh-Brfw. } v. 22. Dez. 1872.
5) Volksbuch f. d. Jahr 1846. S. 157.

ebenso ein Weg in das Reich dieser Erdgeister führt[1]). Ekke Nekkepenn, ein Zwerg der Sage[2]), leiht seinen Namen dem feurigen Mann. Auch einen solchen kennt der Volksglauben[3]). Wie der Ekke Nekkepenn der Sage unvorsichtig sein Sprüchlein hersagt, so auch Storms Feuermann Eckeneckepenn. In beiden Fällen wird ihre Zauberkraft dadurch gebrochen. Auch sonst lassen sich kleine Züge auf Vorlagen zurückführen. Es unterliegt keinem Zweifel, Storm besaß keine reiche kombinatorische Phantasie. Von glücklichen, leicht dem Grundmotiv zufließenden Assoziationen kann nicht die Rede sein. Wenn später seine Novellenkunst hierin zu gewinnen scheint, so tut sie das nur durch eine bewußte Tätigkeit, die ein bestimmtes Ziel im Auge hat. Mit den siebziger Jahren beginnt der Dichter sich Probleme zu stellen. Der Vorstellungsverlauf wird ganz vom Willen gelenkt. Unwillkürliche Assoziationen bleiben selten. Auch im Alter entlehnt er noch aus anderen literarischen Erzeugnissen.

Ich meine, außerdem spricht die Tatsache, daß Storm immer nur Novellen geschaffen hat, für einen Mangel an kombinatorischer Phantasie. Trotz dem Zureden guter Freunde hat er nie einen Roman versucht, der vor der Novelle die große Mannigfaltigkeit voraus hat.

Noch ein Anderes möchte ich anführen. Ein Dichter, dem neue Gebilde, neue Züge in Menge zufließen, wird wohl kaum etwas mehrmals in seinen Schriften bringen. Wem immer Neues zufließt, der wird nicht beim Alten verweilen und es gar kopieren. Storm aber gibt uns häufig Schilderungen doppelt. Schon im Volksbuche für das Jahr 1846 erzählt Storm, um es 1873 auch in die Werke aufzunehmen: „Je heimlicher wir unsere Märchenbude aufgeschlagen hatten, desto schöner hörten sich die Geschichten an. Mich namentlich trieb diese Vorliebe für versteckte Erzählungsplätzchen zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; der beste Fund aber, der mir dabei gelang,

---

1) Müllenhoff. S. 297. 2) Müllenhoff. S. 309.
3) Müllenhoff. S. 246.

war eine große leere Tonne, welche in unserem sogenannten Packhause unweit der Schreiberstube stand. Diese Tonne war bald das Allerheiligste, das nur von mir und Hans bezogen wurde; hier kauerten wir Abends nach der Rechenstunde zusammen, nahmen meine kleine Handlaterne, die wir zuvor mit ausreichenden Lichtendchen versehen hatten, auf den Schoß und schoben ein paar auf der Tonne liegende Bretter wieder über die Öffnung, so daß wir im heimlichsten Stübchen uns gegenüber saßen. Wenn dann die Leute Abends in die Schreibstube gingen und ein Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einzelne Lichstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte der alte Schreiber nicht genug die wunderliche Ursache davon berichten"[1]). Das erscheint wenig verändert auch in der Novelle „Von Jenseits des Meeres": . . . „je heimlicher wir unsern Märchensaal aufgeschlagen hatten, desto lebendiger traten alle die wunderlichen und süßen Gestalten . . . vor unsere Phantasie. Unsere Vorliebe für verborgene Erzählungsplätzchen trieb uns zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; ja, ich entsinne mich, daß wir zuletzt eine große Tonne dazu ausersehen hatten, die in dem Packhause unweit von meines Vaters Stube stand. In diesem Allerheiligsten kauerten wir Abends, wenn ich aus den Privatstunden gekommen war, so gut es ging, zusammen; meine kleine Laterne, die zuvor mit einigen Lichtendchen versehen war, nahmen wir auf den Schoß und schoben dann ein großes auf der Tonne liegendes Brett von innen wieder über die Öffnung, so daß wir wie in einem verschlossenen Stübchen beisammensaßen. Wenn nun die Leute, die Abends zu meinem Vater gingen, das Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einige Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte unser alter Schreiber, der sein Zimmer gegenüber hatte, kaum den immer neuen Fragen nach dieser wunderlichen Erscheinung gerecht werden"[2]). Eine ähnlich gleichlautende Schilderung findet sich in einem Briefe an Mörike aus dem

1) W. II. S. 214/215. 2) W. I. S. 240/241.

Jahre 1854 und in der Novelle „Im Schloß“ aus dem Jahre 1861. Die Übereinstimmung ist in diesem Falle um so merkwürdiger, weil doch der Brief an Mörike bei der Abfassung der Novelle unmöglich Storm vorgelegen haben kann. Eine Abschrift hat sich der Dichter von dem zehn Druckseiten langen Briefe wohl kaum gemacht. Vielleicht ist die Ähnlichkeit der großen Anschaulichkeit zuzuschreiben, die Storm besaß. So blieben alle Züge, auch kleinere, von diesem Erlebnis in dem Dichter lebendig. Im Briefe heißt es: „— — nur in Einem blieb ich allein, und es ist mir bis auf den heutigen Tag ein Räthsel geblieben. Ich entsinne mich nemlich — die Zeit und Gelegenheit weiß ich auch nicht einmal annähernd anzugeben — mit dem Vetter Jürgen aus der kleinen Seitenthür des Hauses grade in die Wiesen über kleine Gräben und durch Bruchland und Buschwerk in einen Wald hinabgegangen zu sein; auf dem Wege schnitt er mir Pfeifen aus Erlenholz; was mich aber damals wie ein Märchen anheimelte: in einer sonnigen Waldlichtung sah ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben eine von den großen smaragdgrünen Eidechsen. Sie saß auf einem Baumstumpf und sah mich wie verzaubert mit ihren goldnen Augen an. Als ich das meinem Vetter erzählte, lachte er mich aus und wollte nichts davon wissen. Nach jener Seite hin, so wie überhaupt so in der Nähe sei gar kein Wald, und so lange er denken könne, auch keiner gewesen“ [1]). Die Novelle erzählt es so: „Hier ist es mir seltsam ergangen. Als zwölfjähriger Knabe, da ich in den Sommerferien bei dem Oheim auf Besuch war, wanderte ich eines Morgens mit meinem einige Jahre älteren Vetter, dem jetzigen Schulzen, da hinab in die Wiesen. Wir gingen immer gerade aus, mitunter durch ein Gebüsch brechend, das unsern Weg durchschnitt. Ich blies dabei auf einer Pfeife, die mir mein Vetter aus Kälberrohr geschnitten hatte . . . Nach einer Viertelstunde etwa kamen wir in einen dichten Laubwald . . . Endlich trat ich aus dem Ge-

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 43/44. Brf. Storms v. Nov. 1854.

büsch in eine kleine sonnige Lichtung ... Es war so seltsam still hier, ein paar Schmetterlinge gaukelten lautlos über einer Blume, der Sonnenschein lag schimmernd auf den Blättern, und ein schwerer, würziger Duft schien wie eingefangen in dem abgeschiedenen Raume. In der Mitte desselben auf einem bemoosten Baumstumpf lag eine glänzend grüne Eidechse und sah mich wie verzaubert mit ihren goldenen Augen an. — — Ich weiß dies Alles genau ... Und doch lacht der Schulze mich aus, wenn ich ihn jetzt daran erinnere; denn dort hinunter liegt kein Wald und hat auch seit Menschengedenken keiner mehr gelegen"[1]).

Auch hierin scheint sich Storms Phantasieveranlagung wiederzuspiegeln. Dürfte uns die zuerst mitgeteilte Wiederholung einen Schluß auf einen Mangel an kombinatorischer Phantasie nahelegen, so deutet die letzte zweimalige Schilderung andererseits auf eine ausgezeichnete Anschaulichkeit der Phantasie[2]). Auch sonst wiederholt Storm sich; ich erinnere nur an das Amorbildnis im Tanzsaal und die verschämten Pärchen und an Martje Flors Trinkspruch.

Sei es nochmals betont: Storms Phantasie ist durch eine große Anschaulichkeit bemerkenswert ausgestattet, was in keiner Weise von ihrer kombinatorischen Seite zu sagen ist; die kombinatorische Phantasie ist im Gegenteil, besonders zur Entstehungszeit der Lyrik, unbedeutend[3]).

Ohne Zweifel wird diese individuelle Phantasiebegabung ein maßgebender Faktor in Storms Sprachdenken und damit in der Stilgestaltung seiner Lyrik sein. Ist seine anschauliche Phantasie wirklich so bedeutend, wie sie hingestellt worden ist, so wird das auch in den Gedichten unverkennbar sein. Besonders wird das hervortreten in der Gegenständlichkeit und Anschaulichkeit. Für gegenstandslose Begriffe wird er das Mittel der

---

1) W. I. S. 145/146.

2) Vergl. Elster, Prinzipien S. 110.

3) Vergl. auch Eichentopf, Th. Storms Erzählungskunst S. 57.

konkreten Darstellung besitzen. Ferner aber wird die Phantasieveranlagung in der Schaffung der objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen zutage treten, d. h. soweit und in welchem Umfange der lyrische Stil sie zuläßt. Denn alle Apperzeptionen werden kaum in gleichem Maße für ihn geeignet sein. Wir dürfen aber vermuten, nachdem wir die beiden Seiten der Phantasie Storms erkannt haben, daß ihm die beseelende oder personifizierende Apperzeption liegen wird; auch wird die Anschaulichkeit seines Denkens in dem Vorhandensein der metonymischen und gewisser Formen der epithetischen und der umschreibenden Apperzeption zum Ausdruck kommen. Die metaphorische Apperzeption hingegen wird kaum in ihrem ganzen Umfange von dem Dichter gepflegt werden. Die Metapher, die z. B. ein Sinnliches durch ein Geistiges beleuchtet, dürfte selten sein, wie dann auch die antithetische Apperzeption nicht in Storm ihren Meister finden wird. Sehen wir, ob unsere Vermutungen zu Recht bestehen.

Wir wissen aus eigenen Auslassungen Storms, daß er die Lyrik nicht als den Ort für Äußerungen eines abstrakten Denkens gelten lassen wollte. Reflexionspoesie erschien ihm vom Übel. „Der bedeutendste Gedankenhalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben . . .“[1]). Keines der gehaltvollen Altersgedichte Goethes nimmt Storm in sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern“ auf. An anderer Stelle verwirft er „gute Definitionen“[2]); es kommt auch nicht darauf an, geistreiche Gedanken über die Liebe vorzutragen[2]). Nur kein Mittelding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie![2]) Er wollte von einem Kunstwerk, „wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden“[3]). Am vollendetsten erschien ihm da-

[1]) Hausbuch IX.
[2]) Literatur-Blatt Nr. 4 z. Deutschen Kunstblatt 1854. S. 14.
[3]) Hausbuch VIII. IX.

her das Gedicht, dessen Wirkung eine sinnliche ist[1]). Anschauung sollte alles sein. „Taube Worte oder schlaffe, puls- und blutlose Verse“ werden oft in seinen Kritiken von ihm an den Pranger gestellt. Mit Bedauern sieht Storm ein Gedicht, wie Bürgers „Mädel, schau' mir ins Gesicht!“ gegen Ende schwächer werden: „Welch' ein Sonnenglanz des vollsten Liebelebens liegt nicht auf den Strophen:

Mädel, schau' mir ins Gesicht!
. . . .
Bist nicht häßlich, das ist wahr!

Aber im weitern Verlauf verläßt den Dichter jede konkrete Anschauung“[1]). Die plattdeutsche Sprache bietet Storms Meinung nach dem Dichter „die allergrößten Vorteile“: „Sie wird von einem Teile des Volkes gesprochen, der seinen Ausdruck noch mehr aus der unmittelbaren Anschauung, als aus der Reflexion schöpft, und besitzt daher eine Fülle anschaulicher lebendiger Worte . . .“[2]). Hierin liegt Storms Hauptstilforderung klar zutage.

In seiner eigenen Lyrik finden wir sie beherzigt von dem Zeitpunkte an, wo er die Notwendigkeit einer solchen Forderung erkannt hat. Das abstrakte Phrasengeklingel der Lehrzeit wird unbarmherzig beiseite getan. Sind trotzdem noch einige unzulängliche Gedichte dieser Zeit in den „Gesammelten Werken“ geblieben, so geschah das aus Pietät gegen seine eigene Jugend, die zu einer zu großen Nachsicht habe verleiten lassen[3]). Aber die Gedichte der Reisezeit erweisen sich ganz der geforderten Stileigenschaft gemäß. Von „Abseits“ mit seinem

„Es ist so still; die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

---

[1]) Liebeslieder XVI.
[2]) Literatur-Blatt Nr. 19 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 76.
[3]) Mörike Storm-Brfw. S. 13. Brf. Storms v. 12. Juli 1853.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig an Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut",[1])

von diesen Heidestrophen, die in bunter Abwechslung Eindrücke des Gesichts-, Gehörs- und Geruchssinnes bieten, kann uns bis zu Storms letztem Heidegedichte und den Versen:

„Brauende Nebel geisten umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer."[2])

immer derselbe Faden führen. Wir wollen uns die Theseusarbeit nicht vornehmen und ihm zu sorgsam folgen; es mag genügen, wo wir bei unserem Einhergehen aufs Geratewohl auf ihn treffen, zu verweilen.

Äußerst anschaulich schildert Storm uns seine von Sturm und Regen nur zu häufig besuchte Heimatstadt. Philomele kehrt selten dort ein und dann nur zu flüchtigem Besuch[3]).

„Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras."[4])

Nirgends stört ein nichtssagendes Wort. Eine fast impressionistische Kürze läßt Sinnesempfindung rasch auf Sinnesempfindung folgen. Auch sonst bedient sich die anschauliche Phantasie nur der notwendigsten Worte:

---

[1]) W. VIII. S. 192.
[2]) W. VIII. 273.
[3]) W. III. S. 135.
[4]) W. VIII. S. 194.

„Nicht Kranz, noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief...“[1])

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrthenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.“[2])

„Ein Raunen erst und dann ein Reden...“[3])

„Sonnenschein auf grünem Rasen,
Krokus drinnen blau und blaß...“[4])

Nicht allein in Naturschilderungen, wie den obengenannten, oder in den Gedichten „Ostern“[5]), „Im Walde“[6]), „Sommermittag“[7]) zeigt sich das Wirken einer anschaulichen Phantasie, konkret läßt sie sich den Dichter auch in ganz anderen Gedichten ausdrücken.

„Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.
Und wie leise sich der Schmerz
Well um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.“[8])

Und wie lebendig wird die Frühlingsfreude gezeichnet:

„Die Kinder haben die Veilchen gepflückt,
All, all, die da blühten am Mühlengraben.
Der Lenz ist da; sie wollen ihn fest
In ihren kleinen Fäusten haben.“[9])

Beim Tode der geliebten Gattin entschlüpft dem Dichter keiner der wenig anschaulichen Ausdrücke für seine seelischen Vorgänge. Kein „Schmerz“ oder „Leid“ oder „Klage“ erscheint in den damals entstandenen Versen, ebensowenig finden sich die abstrakten Begriffe „Tod“ oder „Jenseits“. In hohem Maße ist aber alles konkret dargestellt:

---

1) W. VIII. S. 263. 2) W. VIII. S. 267.
3) W. VIII. S. 264. 4) W. VIII. S. 233.
5) W. VIII. S. 237/238. 6) W: VIII. S. 195.
7) W. VIII. S. 193. 8) W. VIII. S. 214/215. 9) W. VIII. S. 231.

„In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrthenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten:
Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Todte
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zur Ruhe ging,
Summt noch um die weißen Blüthen
Ein dunkler Schmetterling.“[1])

Den Schluß mögen eine Schilderung wildesten Aufruhrs und eine Schilderung beschaulichster Ruhe bilden. In jener schafft die Phantasie ein packendes Bild der Schlacht, in diesem ein nicht minder anschauliches des hereinbrechenden Abends.

„Hauf an Haufen im Getümmel,
Nun zerrissen, nun zusammen;
An dem grau verhangenen Himmel
Zuckt es wie von tausend Flammen.
Hört ihr, wie die Büchsen knallen?
Wuthgeschrei durchfegt die Lüfte;
Und die weißen Nebel wallen,
Und die Brüder stehn und fallen —“[2])

Und das andere:

„Wenn't Abend ward,
Un still de Welt und still dat Hart;

---

[1]) W. VIII. S. 267. [2]) W. VIII. S. 238.

Wenn möd upt Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
Du hörst den Parpendickelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't Schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finster rin,
Un, ehr de Slop kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens lävt un lacht —"[1])

Ohne Frage schafft Storm dank seiner reichentwickelten Anschaulichkeit des Denkens hier einen Stil, in dem er die Norm des konkreten Gehaltes auf das nachdrücklichste befolgt. Nirgends kehrt er der prallen Lebensfülle den Rücken. Sinnlichkeit und Wirklichkeit bilden auch bei ihm für die Poesie ein unverbrüchliches Gesetz.

Bemerkenswert noch, und das möge hier nicht unerwähnt bleiben, ist Storms Kunst, seelische Vorgänge durch physiologische Begleiterscheinungen und Handlungen des seelisch Erregten zur Darstellung zu bringen. Er meidet alle wenig anschaulichen Ausdrücke. Einer Dilettantin gibt er einmal den guten Rat: „. . . schildern Sie nicht die Gefühle, sondern lassen Sie diese aus dem Reden und Tun derselben (der Personen) dem Leser deutlich werden"[2]). Einige Beispiele aus den Novellen wiesen schon auf dies Darstellungsmittel hin. In der Lyrik schafft sein anschauliches Denken in dem geforderten Sinne weiter. Seinem Schmerz über die verlorene Heimat gibt er Ausdruck durch „Siedend stieg mein Blut, Mein Aug ward dunkel"[3]). Die ganze Traurigkeit der unglücklich Verheirateten geht aus den Worten hervor: „Ach, könnt ich betteln gehen über die braune Haid"[4])! Wunderbar ist uns das Mädchen veranschaulicht, dem im Herzen die Liebe aufgegangen ist. Kein Wort läßt der Dichter von Liebe fallen, nicht das Geringste von

---

1) W. VIII. S. 273.
2) Deutsche Revue 24. 1899 3. S. 206.
3) W. VIII. S. 254.
4) W. VIII. S. 196.

Liebesgefühlen wird erwähnt, und doch wissen wir bescheid, wenn wir lesen:

„Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Gluth,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen ...“[1])

Heftige seelische Erregung wird mitunter durch einen Tropfen Blutes, der auf den Lippen hervortritt, angedeutet. Dieser Zug findet sich öfters in Storms Novellen. In dem Gedicht „Weiße Rosen“ heißt es:

„Du bissest die zarten Lippen wund,
Das Blut ist danach geflossen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einst mein Mund sie verschlossen.“[2])

Ähnlich konkret wird die Stärke der inneren Erschütterung auch in dem Gedicht „Geschwisterblut“ ausgedrückt. Der von Rom mit dem Abschlag des Papstes heimkehrende Bruder kommt zur Schwester zurück:

„Sie sprang empor, sie schrie so laut,
Wie noch kein Herz geschrieen.

Doch als er sprach: ‚Es reicht kein Ring
Um Schwester- und Bruderhände!‘
Umstürzte sie den Marmortisch ...“[3])

So sehen wir hier nicht minder als vorher das Wirken einer anschaulichen Phantasie, die bestrebt ist, selbst das am wenigsten Anschauliche durch ein Konkretes zu umschreiben. Statt abstrakter Begriffe psychologischer Vorgänge gibt der Dichter Schilderungen sie begleitender sinnlich wahrnehmbarer Erscheinungen. Storm erzielt dadurch eine größte Anschaulichkeit, die der Wirkung nicht entbehrt. Am gelungensten ist

[1]) W. VIII. S. 197. [2]) W. VIII. S. 199. [3]) W. VIII. S. 209.

ihm die Veranschaulichung erwachender Liebe in dem Liede Hinzelmeiers.

Beachtenswert, wenn auch durch die Umwelt, in welcher der Dichter aufwuchs und lebte, leicht erklärbar, ist die Vorliebe für gewisse Abstufungen der mannigfach zu zerlegenden Sinnesempfindungen. Der eine geht lieber im Sonnenschein, der andere sucht den Schatten. Der eine spielt lieber die Flöte, der andere erfreut sich der Töne seines Posaunenspiels.

Als wenn ein nordischer Nebel den stechenden Glanz der Sonne vor ihnen verberge, so treten die Dichter der skandinavischen und schottischen Poesie uns in ihren Werken entgegen. Sie bevorzugen das Düstere, Dunkle; herbstliche Heidesteppen, mondbeschienene Landschaften, oft durch sturmgepeitschte Wolkenwände verdunkelt, sind ihre beliebtesten Ausstattungsmittel. Die Heimat unseres Dichters ragt in die Sphäre beider Nebelländer hinein. Manchen Oktobertag mit „nordischer Sagenstimmung“ [1]) hat er erlebt, und oft hat es ihn dann hinausgelockt auf die Heide [1]). Häufig auch wird er am Rande des „wilden Moors“ entlang gegangen sein, das sich unabsehbar schwarzbraun hinauszog [2]). „Es schien hier, als sei plötzlich der letzte Sonnenschein, der noch auf Erden war, von dieser düsteren Steppe eingeschluckt“ [2]). Wir glauben gern, daß auch auf diesem Boden alte Balladen gewachsen sind, Balladen, wie „Trintje Drügh Sees“, „Bai Redder“, mit einer wilden, „der schottisch-hochländisch ähnlichen Musik“ [3]), die viel und gern zum Gruselnmachen bei allen möglichen Festen vorgetragen wurden [3]). Natürlich findet auf einem solchen Fleck Erde das zweite Gesicht eine sichere Heimstätte. Storm schreibt allen Ernstes an Keller, daß er an der Grenze Nordfrieslands, wie in Schottland, sich in der Heimat des zweiten Gesichts befände [4]).

Das Aufwachsen in einer Heimat mit einsamer Heide, mit

---

1) W. VI. S. 86.
2) W. III. S. 93/94.
3) Müllenhoff XXXII.
4) Storm-Keller-Brfw. S. 146. Brf. Storms v. 4. Aug. 1882.

ödem Watt, von undurchdringlichem Nebel oft eingehüllt, das Leben in einer kleinen Stadt mit engen Straßen, unter niedrigem Dach mit gedrückten Stuben, das alles kann nicht ohne Einwirkung auf die Phantasie des Knaben gewesen sein, die auch dem Manne geblieben sein wird. Das Düstere und Graue der heimatlichen Landschaft, das Kleinliche und Beschränkte der Vaterstadt, es wirkt noch nach in den Schöpfungen des gereiften Dichters, der das Nebelgraue der Westküste, das Halbdunkel des Abends, das Heimliche enger Wände vor allem gern malt. Die „Schummerstunde" wird bei ihm ausgekostet, da wird keine Lampe zu früh angezündet. Zimmern und Kämmerchen in seinen Novellen nimmt er das Tageslicht durch dichte Fenstervorhänge oder dämpft es dadurch wenigstens. Von seinem eigenen Arbeitszimmer im Abnahmehause zu Hanerau schreibt er: „Mein Zimmer liegt oben in der Nordostecke; es würde sehr hell sein; aber mattresedagrüne Tapete und schwere Jutevorhänge geben dem Ganzen ein behaglich gedämpftes Licht" [1]).

Oder er erzählt in Berlin von seinem heimatlichen Garten, in dem er das Drückende eines Sommertages niemals empfunden habe. „Die grünen Schatten waren immer bereit mich aufzunehmen" [2]).

Selbst bei dem kärglichen Schein der Petroleumlampe ist es ihm für Spukgeschichten noch nicht heimlich genug. Trägt er sein „In Bulemanns Haus" vor, so dreht er vorher den Docht der Lampe tiefer [3]).

In Storms Lyrik kommt diese Vorliebe für das Graue und Düstere des Heimatlandes und für das Heimliche der Dämmerstunde und des Abends zweifellos schlagend zum Ausdruck. Das einzige Bild, das er uns von seiner Vaterstadt gibt, zeigt sie uns an rauhem Herbsttage. Sie ist dem Dichter die „graue Stadt am Meer".

---

[1]) Storm-Keller-Brfw. S. 106. Brf. Storms v. letzten April 1881.

[2]) Storm-Eggers-Brfw. S. 53. Brf. Storms v. 8. Juli 1857.

[3]) Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. S. 223.

„Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer.“[1])

Trübes Herbstwetter, stürmische Oktobertage, die den Dichter besonders gern hinauslockten, sind überhaupt häufig geschildert. Da heißt es:

„So dunkel sind die Straßen,
So herbstlich geht der Wind;
. . . .
Der Weg ist gar so einsam,
Es reist ja Niemand mit;
Die Wolken nur am Himmel
Halten gleichen Schritt.“[2])

„Es rauscht, die gelben Blätter fallen,
Am Himmel steht ein falber Schein . . .“[3])

„Nebel hat den Wald verschlungen,
. . . .
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.“[4])

Eines seiner beiden Heidebilder gibt uns Storm, es erscheint schon fast selbstverständlich, in herbstlichen Zeilen:

„Brauende Nebel geisten umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.“[5])

Und selbst sein Ostergedicht, in dem er das Werden des Frühlings freudig bewegt ausmalt, endlich einmal in lebhaften Farben, selbst das muß er mit der Schilderung wilder Novembernacht beschließen[6]). Wieder steht die graue Heimat vor unseren Augen. Gedenkt er in der Fremde des Heimatlandes, auch da zaubert er es nicht mit seinen lachenden, sonnenbeschienenen Fluren hervor, was doch nur zu natürlich wäre, sondern er sieht es, wie er es oft in der Frühlingsnacht von seinem Kammerfenster aus erschaute, wenn geheimnisvoll im Dunkel Jas-

1) W. VIII. S. 194.
2) W. VIII. S. 200.
3) W. VIII. S. 217.
4) W. VIII. S. 233.
5) W VIII. S. 273.
6) W. VIII. S. 237/238.

min und Flieder duften. Es ist der Blick in die „dämmerigen Lande"[1]).

Nur einmal scheint die Sonne mit ganzer Kraft auf Storms Heimat; es ist im Heidegedichte „Abseits"[2]).

Sonst fanden wir ihren stechenden Glanz nirgends. Auch da, wo der goldene, helle Sonnenschein wirksam die Ausmalung eines jungen Liebesglückes bereichern könnte, hören wir nur karg von einer besonnten Bergkuppe[3]) und einer besonnten Flur[4]). Ein lachender Sommertag am Strande wird in Storms Lyrik vergeblich gesucht. Statt dessen zeigt er uns die heimatliche Küste

„An regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Fluth zusammenragen,
Und ohne Regung schläft die See . . .",

um dann in der einsamen Nebelwildnis einer Hauberg graues Bildnis vor unseren Augen entstehen zu lassen[5]), oder auch er gibt uns ein Bild des Meeresstrandes bei hereinbrechender Dunkelheit:

„Ans Haff nun fliegt die Möve,
Und Dämmrung bricht herein;
über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer."[6])

Auch dies Gedicht, in schmerzlicher Erinnerung an die verlorene Heimat entstanden[7]), wurzelt in des Dichters Lieblingsvorstellungen. Wieviel naheliegender will es scheinen, gerade der lieblichsten Bilder der Heimat in solcher Trauer zu gedenken!

---

1) W. VIII. S. 249/250.
2) W. VIII. S. 192.
3) W. VIII S. 213.
4) W. VIII. S. 248.
5) W. VIII. S. 235/236.
6) W. VIII. S. 194/195.
7) Brfe. i. d. Heimat. S. 46. Brf. Storms v. 9. Juni 1854.

Storm ist kein Freund von blendendem Sonnenglanz[1]). Nur des milden Abendscheins[2]) und der letzten Sonnenstrahlen[3]) erwehrt er sich nicht. Aber selbst vor der Septembersonne weicht er und hält das Herablassen des Vorhanges für so bedeutsam, daß er Meister Gottfried Keller des langen und breiten davon zu schreiben für wert hält: „Ich sitze hier oben in meinem mattresedagrünen Zimmer, ... und muß an meinem Tische schon vor der goldenen Septembersonne retirieren, wenn ich mir nicht durch Herablassen des hellen Rollvorhangs „Sonnenschatten“ schaffen will“[4]). Fast will es mich bedünken, als drohe die Sommermittagssonne ihn unterzukriegen, wie man volkstümlich sagt. Dem Alten in „Abseits“[5]) fällt die Wimper zu, der Müller in „Sommermittag“[6]) schnarcht samt seinem ganzen Gesinde, und sogar Niß Puk ist eingenickt und vergißt ganz sein Koboldsamt, die schlafende Gesellschaft mit einem doch sonst so von ihm beliebten Schabernack zu stören. Und wie ergeht es dem Dichter gar selbst auf dem Gang zum Walde in „Waldweg“:

„Heiß war die Luft, und alle Winde schliefen;
Und vor mir lag ein sonnig offner Raum,
Wo quer hindurch schutzlos die Steige liefen.
Wohl hat ich's sauer und ertrug es kaum;
Doch rascher schreitend überwand ich's bald.
. . . .
Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
Und dort im Walle schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.
Schon streckten dort gleich Säulen der Capelle
Ans Laubgewölb die Tannenstämme sich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenschwelle
Umschauerte die Schattenkühle mich.“[7])

---

[1]) Daß sich Storm der Mittagsstimmung später so gern hingegeben habe, ist mir nirgends entgegen getreten. Auch finde ich nicht, daß der Sonnenschein eine so große Rolle spielt, wie Herrmann S. 19 behauptet. Weder Storms Äußerungen noch seine Gedichte berechtigen dazu.

[2]) W. VIII. S. 194. 301. [3]) W. VIII. S. 293.

[4]) Storm-Keller-Brfw. S. 177. Brf. Storms v. 13. Sept. 1883.

[5]) W. VIII. S. 192. [6]) W. VIII. S. 193. [7]) W. VIII. S. 228.

Wiederholt sucht der Dichter den wohltuenden Schutz des Blätterdaches. Bald geht er zum Wald hinaus[1]), bald ruht er am Waldesrand[2]), bald sucht er die schattigsten Plätze, wo die Zweige niederhängen[3]) und bald wandelt er hinauf, hinab „im dämmergrünen Gang der Linden"[4]).

Storms Neigung gemäß sind Schilderungen des Abends mit seiner heimlichen Dämmerstunde und der Nacht mit ihrer träumerischen Milde des Mondscheins außerordentlich häufig in seine Lyrik eingestreut. Die Abenddämmerung versteht er mit ganzem Behagen auszukosten, in ihrem Halbdunkel sitzt er gern, entweder allein mit seinen Gedanken,

„Wenn't Schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt,"[5])

oder mit der Geliebten, wenn die Abendsonne noch eben durch die Gardinen fällt[6]) und

„. . . wenn der Abend still hernieder gleitet,
. . . .
Wenn Dämmerung süß verwirrend sich verbreitet
Und alle Formen in einander schwanken",[7])

oder mit seinen Kindern, wenn ihm die zarten Augen aus der Dämmerung anschauen[8]).

Am Abend wird auch ein Gang auf dem Deiche gemacht, wenn die Inseln schon im Nebel verschwimmen[9]), wenn die Schatten fallen und wenn es wie Nebel bläulich im Gebüsch webt[10]). Dann geht er weit in die Dunkelheit hinaus[10]). Der Abend ist neben der Nacht ohne Frage die von unserem Dichter bevorzugte Tageszeit, das zeigt nicht nur sein Festhalten an der heimatlichen Teestunde, deren Traulichkeit er auch anderen Leu-

---

1) W. VIII. S. 250.
2) W. VIII. S. 272.
3) W. VIII. S. 195.
4) W. VIII. S. 213.
5) W. VIII. S. 273.
6) W. VIII. S. 301.
7) W. VIII. S. 213.
8) W. VIII. S. 216.
9) W. VIII. S. 195.
10) W. VIII. S. 251/253.

ten in das häusliche Leben pflanzen möchte[1]), das zeigen auch seine Skizzen und Novellen, ganz besonders aus der Entstehungszeit der Lyrik. Und diese läßt nicht weniger erkennen, daß die Verse

„Dat is so wat vör't Minschenhart,
Wenn't Abend ward"[2])

in tiefster Seele empfunden sind.

Aber auch die „heilige Nacht"[3]), die von der frechen Welt scheidet[3]), wird in den Gedichten nicht vergessen. Zu der Vorliebe für die Dämmerung gesellt sich die Vorliebe für den stillen Zauberglanz des Mondes. Nicht zu vergessen, Storm ist in der ersten Zeit seines dichterischen Schaffens ein Jünger Tiecks und Eichendorffs. Die Szenerie der Skizzen und Novellen „Immensee", „Posthuma", „Ein grünes Blatt", „Von Jenseits des Meeres" zeigen das. Storms Tochter Gertrud erzählt uns: „Der Mond scheint und wir Kinder sehen deutlich zwischen Vaters ausgebreiteten Armen in den beschneiten Garten. Da spricht Vater mit leiser, wie von Musik getragener Stimme:

‚Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält.'[4])".

So fällt denn auch milder, träumerischer Glanz des Mondes in Storm Lyrik. In Mondesmärchenpracht, die auf den Matten webt, nimmt der Jüngling Abschied von Regine[5]); des Mondlichts silberne Blicke durchbrechen die Wolkenzüge der Sturmnacht[6]); im Mondschein geht die zierliche Kleine zum Tanz[7]), beginnen die Elfen ihr Spiel[8]). Weniger romantisch märchenhaft erklingt das Gedicht „Mondlicht"[9]):

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 29. Brf. Storms v. Jahre 1854.
Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. S. 224/225.
[2]) W. VIII. S. 273. [3]) W. VIII. S. 216.
[4]) Im „Deutschen Weihnachtsbuch". Hausbücherei der deutschen Dichtergedächtnis-Stiftung. 20./21. Bd.
[5]) W. VIII. S. 198. [6]) W. VIII. S. 226.
[7]) W. VIII. S. 276. [8]) W. VIII. S. 279.
[9]) W. VIII. S. 209/210.

„Wie liegt im Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfangen hält.

Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein . . .“

Die geliebte Frau soll dem Dichter in seinem Leben der liebevolle Mond sein[1]). Sieht er, wie de Maand ob de Däken schient, so spricht er wie beruhigt sein

„Uns' Herrgott hölt de Wacht.“[2])

Wieder sehen wir, wie eng Leben und Lyrik bei Storm miteinander verknüpft sind. Er, dem das Grelle des Tages nur wenig gefühlssteigernd war, er leiht vor allem seinen Lieblingsvorstellungen des Dunklen und Heimlichen die rhythmisch bewegten Worte. Das Graue der meer- und wattbegrenzten Heimat, das Halbdunkel des Abends, der matte Glanz des Mondes, das sind die Farben, in denen seine Phantasie am liebsten malt, deren sie sich auch in der Gestaltung der epithetischen Apperzeption vorwiegend bedienen wird.

Organisch werden diese Gesichtseindrücke bei Storm durch die des Huschenden, des in Bewegung befindlichen Undeutlicherschauten bereichert. Die Kleine tanzt mit ihrem Spiegelbilde im Mondschein.

„Im Tacte schweben die Mägdelein,
Bald tauchen sie tief in die Schatten hinein,
Bald stehn sie in bläulichem Schimmer.“[3])

Da tanzt auch vor dem Monde die Maus mit der Maus, die alsbald im Nu in Mauer und Holze verrascheln[3]). Elfen ziehen zum Tanz, wenn der Mondstrahl durch die Tannen bricht[4]). Graut der Morgen kaum, so kann der Philister noch eben Titania mit ihrem Hof in das Walddickicht entfliehen sehen[5]).

---

1) W VIII. S. 209/210. 2) W. VIII. S. 218.
3) W. VIII. S. 277. 4) W. VIII. S. 279. 5) W. VIII. S. 276.

Das Getier der Nacht ist lebendig. De Nachtswulk flüggt[1]). Dunkle Schmetterlinge summen im Mondlicht um weiße Blüten[2]). Abendschmetterlinge, Dämmerungsfalter surren durch die Luft[3]). Fledermäuse, „die kleinen Gespenster", flattern in die Fenster glupend einher[4]). Am Abend huscht graues Geflügel neben den Wassern her[5]). Auch sonst schildert der Dichter die schnelle hastige Bewegung. Vögel schwirren aus dem Kraut[6]). Laufkäfer hasten durchs Gesträuch[6]). Blaue Fliegen summen und blitzen durch die Luft[7]). Möven schießen blendend hin und her[8]). Ein Stern fällt[9]). Das Ruhige, Sanfte, Gleitende wird wenig beachtet. Das führt uns auf eine Haupteigenschaft Stormscher Anschaulichkeit. Storm erschaut das, was vor allem in die Augen fällt, die hastige, plötzliche Bewegung mehr als die langsame, sanfte, das Massige, Flächenhafte eher als die feine Linie. Impressionistisch legt er Gewicht auf Klarheit der Hauptzüge und läßt die Nebenzüge weniger hervortreten. Die ersten Totaleindrücke werden festgehalten:

„Brauende Nebel geisten umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer."[10])

„Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
. . . .
Am Strande weht das Gras."[11])

„Der Nebel steigt, es fällt das Laub . . ."[12])

„Es rauscht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel steht ein falber Schein."[13])

„Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,

---

1) W. VIII. S. 273.
2) W. VIII. S. 267.
3) W. VIII. S. 252. 254.
4) W. VIII. S. 227.
5) W. VIII. S. 195.
6) W. VIII. S. 192.
7) W. VIII. S. 195.
8) W. VIII. S. 237.
9) W. VIII. S. 253.
10) W. VIII. S. 273.
11) W. VIII. S. 194.
12) W. VIII. S. 192.
13) W. VIII. S. 217.

Seine Ähren senkt das Korn,
Rothe Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —"[1])

Hauptzug reiht sich an Hauptzug. Und auch hieran erkennen wir die ausgeprägte Anschaulichkeit des Dichters, die ihn immer die treffendsten Züge auswählen läßt. Storm bringt es so zu einer wuchtigen, das Wichtige heraushebenden Darstellung des Erschauten, deren Klarheit nicht durch Nebenzüge verwischt wird.

Werden die Empfindungen des Gehörssinnes auch immer weniger ergiebig sein als die des Gesichtssinnes, so bereichern sie in der Lyrik Storms dennoch in auffälliger Weise oft das Schaffen seiner anschaulichen Phantasie. Zunächst sind es da die Töne, die das Grau der heimatlichen Landschaft durchhallen, grelle, harte Vogelrufe und das Brausen der großen Naturorgel, die Boreas dort so meisterlich zu spielen weiß[2]). Besonders treten diese Geräusche hervor, wenn Nebel und Nacht visuelle Eindrücke ausgeschaltet haben. Daß in der Reihe akustischer Sinnesempfindungen das Meeresrauschen nicht fehlt, will uns selbstverständlich scheinen, wenn wir uns an Worte Storms erinnern, die seine Vorliebe dafür zum Ausdruck bringen: „Wie oft, wenn ich an stillen Herbstabenden aus meiner Hofthür und in meinen Garten trat, hörte ich in der Ferne das Kochen des Meers. Und wie liebte ich das!"[3]) In seiner Schilderung der grauen Stadt fehlt es denn auch nicht:

„Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt."[4])

Beim Abschied aus der Heimat trifft noch einmal das geliebte Meeresrauschen des Dichters Ohr. Erfreut und wehmütig ruft er aus:

„Das ist die Fluth! Das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei."[5])

---

1) W. VIII. S. 231. 2) W. III. S. 135.
3) Mörike-Storm-Brfw. S. 56. Brf. Storms v. 7. Oktober 1855.
4) W. VIII. S. 194. 5) W. VIII. S. 246.

In wilder Novembernacht hört er jauchzend die Wasser die Deiche peitschen und machtlos zischend wieder zurückschießen[1]). Dazwischen gellen die Vogelrufe des Strandes:

„Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei;“[2])
„Vom Strand herüber dringt ein Mövenschrei;[3])
„ . . . Des Regenpfeifers Schrei
Scholl klar herüber von dem Meeresstrande.“[4])

Wie der Anblick der Natur kalt und unfreundlich, so auch ihre Stimmen hart und rauh! Herbstlich geht oft der Wind[5]), oft ist in den Lüften der Sturm erwacht[6]). Geht der Dichter über die herbstliche Heide mit ihren brauenden Nebeln und ihrem schwarzen Kraut, so ist nicht nur ihr Bild dumpf und leer, selbst

„Dumpf aus der Erde wandert es mit.“[7])

An dem in Dämmerung gehüllten Strande hört er des „gährenden Schlammes geheimnisvollen Ton, einsames Vogelrufen —“[8]).

Aber Storm müßte nicht der feine Sänger gewesen sein, den sein musikalisches Ohr nicht auch lieblichere und zartere Klänge hätte hören lassen. Kehrt Philomele gewiß nicht häufig in seiner Heimat ein, so hat er doch verstanden, die wenigen Sommerklänge, die sich bieten, festzuhalten. Bei ihrer Ausmalung verweilt er länger und lieber als bei der Ausmalung sommerlicher Landschaft. Romantische Neigungen klingen nach. Aber klüglich hält er sich von ihrem versuchten Klingklang frei; Onomatopöien kennt Storm nicht. Und doch ist die Skala seiner akustischen Eindrücke beachtenswert. Die Luft ist voller Lerchenlaut[9]). Blaue Fliegen summen[10]), surrend fliegen Abendschmetterlinge[11]). Der Kuckuck lacht von ferne[12]). Die Nachtigall

---

1) W. VIII. S. 237/238.
2) W. VIII. S. 194.
3) W. VIII. S. 246.
4) W. VIII. S 250.
5) W. VIII. S. 200.
6) W. VIII. S. 237.
7) W. VIII. S. 273.
8) W. VIII. S. 195.
9) W. VIII. S. 192.
10) W. VIII. S. 195.
11) W. VIII. S. 252.
12) W. VIII. S. 195.

singt die ganze Nacht[1]). Die Amsel schlägt schallend im Grund[2]). Vom Fels tropft die Quelle[2]). Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft[3]). Begeistert bricht der Dichter einmal in die Worte aus:

„Musik! Musik! Die Lerchen singen,
Aus Wies' und Wäldern steigt Gesang,
Die Mücken in den Lüften schwingen
Den süßen Sommerharfenklang.“[4])

Ein andermal heißt es:

„Musik ist Alles, Alles um mich her!
Tautropfen schlüpfen leis' von Blatt zu Blatt,
Und durch die Gräser streift ein zarter Laut,
Wie Harfensäuseln träumerisch und weich.
Durch jeden Strauch, durch alle Wipfeln rieseln
Ungreifbar leise, halberwachte Stimmen,
Und schwinden hin, und tauchen wieder auf.“[5])

Noch mannigfaltiger erklingt es in der ersten Fassung der Skizze „Ein grünes Blatt“: „es wurde still um ihn her; nur die geheimnisvolle Musik der Sommernacht wurde wieder seinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Athem an, er lauschte, er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie auftauchten, hinschwanden, bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erschrecken nahe; ungreifbar leise, singend, klingend, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wiesen herabliefen, oder war es die Nacht selbst, die so melodisch rann“[6]).

Klingender aber als alle diese verschiedenen Laute der Natur schallen Osterglocken[7]), Pfingstglocken[8]) und Weihnachtsglocken[9]) „mit vollem Klang“ durch die Luft. Nach der Mühe des Tages

---

1) W. VIII. S. 197.
2) W. VIII. S. 272.
3) W. VIII. S. 237.
4) W. VIII. S. 248.
5) Schütze S. 77.
6) „Argo“ 1854 S. 304.
7) W. VIII. S. 237.
8) W. VIII. S. 299.
9) W. VIII. S. 193 299.

geit klor de Klokkenslag Över de stillen Straten"[1]), wie dann auch der Perpendikelschlag erst zu Wort kommt[2]).

Neben allen diesen Eindrücken auf den Gehörssinn, die das Rauschen des Meeres, das Brausen des Sturmes, das Läuten der Glocken, das Singen der Vögel, das Summen der Insekten hervorrufen, steht noch eine Reihe anderer akustischer Sinnesempfindungen. Denn Storms anschauliche Phantasie begnügt sich nur selten allein mit visuellen Eindrücken; meistens bereichert sie die Darstellung noch durch bezeichnende akustische Eindrücke. Beim Gang im Walde, wo es „kirchenstill in alle Weite" ist, ist nichts hörbar als das Gleiten einer Schlange durch die Gräser und das Schnaufen des Hundes, der den Dichter umspringt[3]). Schildert er in einem Dreizeiler das Nahen des Herbstes, so kündet das Rauschen der Sense zuerst sein Kommen an[4]). Im Juliliede wird das Erklingen eines Wiegenliedes nicht vergessen[5]). Selbst bei der schon genügenden Ausmalung der „sechs allerliebsten kleinen Kätzchen, Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen", genügend, um an ihre Lieblichkeit glauben zu machen, bleiben dennoch ihre „allerliebsten Stimmchen" nicht unerwähnt[6]). Kaum vernehmbare Laute werden nicht überhört. Ein heiseres Stimmlein in lautem Kinderjubel und Marktgebraus schreckt den Dichter auf[7]). Der Kranke lauscht auf der Stunden verrinnenden Sand[8]). Der Schlag der Dorfuhr, der entfernten, der kaum durch die Mittagsruh zittert, wird vernommen[9]). Trotz dem lauten Getöse der Sturmnacht wird gehört, wenn der Wind die Fledermäuse klitschend gegen die rasselnden Fenster schmeißt[10]).

Erreichen die akustischen Sinnesempfindungen in ihrer Anwendung auch nicht die visuellen, so muß nach den angeführten

---

1) W. VIII. S. 218.
2) W. VIII. S. 273.
3) W. VIII. S. 228.
4) W. VIII. S. 233.
5) W. VIII. S. 231.
6) W. VIII. S. 222/223
7) W. VIII. S. 224/225.
8) W. VIII. S. 229.
9) W. VIII. S. 192.
10) W. VIII. S. 227.

Beispielen doch gesagt werden, daß sie eine bedeutende Stelle in Storms Darstellungsmitteln einnehmen. Ist die Reihe der Worte für akustische Eindrücke im allgemeinen nicht groß, so versteht Storm doch eine gewisse Mannigfaltigkeit zu erzielen. Beschränkte sich seine Phantasie bei den visuellen Sinnesempfindungen mit Vorliebe auf das Graue und Dunkle, so sind seine akustischen in dieser Hinsicht reichhaltiger. Seine Lautskala erstreckt sich von harten, dumpfen und grellen Tönen zum Jauchzen der Lerche und zum süßen Sommerharfenklang der Bienen. Wie wirksam diese Skala die Darstellung zu beleben und zu bereichern vermag und wie bedeutsam sie sich neben die visuellen Darstellungsmittel stellt, das zeigen am besten einige Beispiele.

Nach den ersten drei Zeilen des Gedichtes „Die Stadt", die Eindrücke des Gesichtssinnes bringen, greift der Dichter auf Wahrnehmungen des Gehörssinnes über:

„Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei . . ."[1]

Nachdem in dem Gedicht „Meeresstrand" geschildert, was sich dem Auge bietet, kommt auch das vom Ohr Wahrgenommene zu seinem Recht:

„Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
. . . .
Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind."[2]

Das Julilied[3]) hebt an mit „Klingt im Wind ein Wiegenlied"; erst dann werden visuelle Eindrücke hervorgehoben.

---

[1]) W. VIII. S. 194. [2]) W. VIII. S. 195. [3]) W. VIII. S. 231.

Weniger als die Empfindungen des Gesichts- und Gehörssinnes, aber in immerhin beachtenswerter Weise kommen die des Geruchssinnes in Storms Lyrik zur Geltung. Wie in den Novellen, so verbreitet sich auch in den Gedichten besonders der Duft der Blumen. Wie wichtig ihre süßen Gerüche dem Lyriker sein sollten, sagt Storm indirekt, wenn er klagt, daß ihm, dem Lyriker, die Rosen nicht mehr dufteten, daß er keine Blume, keinen Herbst, keinen Frühling mehr riechen könne[1]). So ist denn bei ihm die Wahrnehmung dieses schon zu den niederen Sinnen gerechneten keineswegs aus der Lyrik verbannt, ja er gibt diesen Eindrücken sogar einen bevorzugten Platz, wenn die stille Nacht mit visuellen und akustischen Empfindungen kargt, die Pflanzen aber erst recht ihren Duft ausströmen.

„. . . hier ist stille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen.“[2])

„Und was in Tagesgluthen
Zur Blüthe nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in der Nacht.“[3])

In der Fremde fragt er beim Gedenken der Heimat die geliebte Frau:

„Gedenkst du noch, wenn in der Frühlingsnacht
Aus unserm Kammerfenster wir hernieder
Zum Garten schauten, wo geheimnisvoll
Im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?“[4])

Der starke Abendgeruch der Levkojen läßt ihn fragen:

„Warum duften die Levkojen so viel schöner bei der Nacht?“[5])

Nach dem Verlassen der Gruft, wo er die Gattin beigesetzt hat, hat er nur die Empfindung, daß Maililien und Buchengrün da unten geduftet haben[6]). Wie eindrucksvoll Blumenduft auf den Dichter sein konnte, zeigt die Entstehung des kleinen Gedichtes:

---

1) Vergl. S. 185.
2) W. VIII. S. 203.
3) W. VIII. S. 210.
4) W. VIII. S. 249.
5) W. VIII. S. 202.
6) W. VIII. S. 267.

„Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchens,
Das dort zu Haus auf unsren Haiden stand,
Jahr aus und ein, von welchem Keiner wußte,
Und das ich später nirgends wiederfand.“[1])

Storm bemerkt dazu: „Dieses Veilchen ist keine poetische Fiktion, ich habe es auf der Heide des Schobüller Bergs gefunden, es ist unscheinbarer in der Farbe, als das Gartenveilchen und hat ganz den aromatischen Duft der Heidekräuter“[2]).

Auch am Tage jedoch wird der Duft beachtet. Der Heideduft steigt in die blaue Sommerluft[3]). Neubefreite Frühlingsdüfte[4]), der frische Meeresduft[5]), Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch[6]), diese kräftigen Gerüche werden gern eingesogen, überhaupt, der Duft, der dem Tannenbaum entströmt. Überschwenglich bezeichnet Storm ihn in seinem „Weihnachtslied“ anfänglich als „ein weihrauchsüßes Harzgedüfte“[7]).

Die Ergebnisse unserer Untersuchung über den Grad der Abstraktheit und Konkretheit in Storms Lyrik finden durch unsere Betrachtung seiner Vorstellung des Gesichts-, Gehörs- und Geruchssinnes ihre Bekräftigung. Immer tritt uns Storms anschauliches Denken entgegen. Das Konkrete, besonders das durch das Auge und Ohr faßbare, macht er zum Inhalte seiner Lyrik, in der neben seiner Anschaulichkeit der Vorstellungen Äußerungen eines gefühlsarmen abstrakten Denkens keinen Platz haben. Wenn Storm aber diesen bemerkenswerten Grad der Konkretheit zu erreichen vermag, so ist das in erster Linie der Beschränkung zu danken, nur den Lieblingsvorstellungen seiner Phantasie Ausdruck zu verleihen.

Die Bedeutung seiner anschaulichen Phantasie und ihr Wir-

---

1) W. VIII. S. 254.
2) Brfe. i. d. Heimat S. 87. Brf. Storms v. 20. Dez. 1856. Vergl. auch Storm-Egg. Brfw. S. 44.
3) W. VIII. S. 192.
4) W. VIII. S. 213.
5) W. VIII. S. 237.
6) W. VIII. S. 228.
7) Volksbuch f. d. Jahr 1846. S. 25.

ken bei der Gestaltung des Stiles wird auch weiterhin in den objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen zu verfolgen sein. Denn sind die subjektiv ästhetischen Apperzeptionsformen der Ausfluß starker Gefühle und Affekte, so werden die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen durch die Betätigung der Phantasie hervorgerufen und dadurch die Wahrnehmungsinhalte bereichert werden. Auch hier glaube ich, für das Zustandekommen der objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen, das Schaffen einer anschaulichen Phantasie und das Schaffen einer kombinatorischen Phantasie scheiden zu dürfen. Denn ohne Zweifel erstreckt sich ihre Wirksamkeit nicht nur auf die Stoffgewinnung und Stoffgestaltung eines poetischen Erzeugnisses, sie werden auch für das Sprachdenken von Bedeutung sein. Schillers und Heines Beispiel bestätigen dies. Wenn Lessings Beispiel hingegen zu widersprechen scheint, dessen mangelnder Gabe an reichen Erfindungen ein Reichtum an Bildern in der Sprache gegenübersteht, so beruht das lediglich auf einem verstandesmäßigen Denken, wie denn auch ja der Verstand bei ihm vor der Phantasie überwog.

Bald werden die Wahrnehmungsinhalte durch die Anschaulichkeit des phantasiemäßigen Denkens, bald hingegen durch herbeiströmende Assoziationen eine Bereicherung erfahren. Der sich durch eine anschauliche Phantasie auszeichnende Dichter, ich nenne nur Goethe, wird bei der Betrachtung der Vorgänge in der Natur menschliches Handeln, menschliches Fühlen wahrzunehmen meinen, wird in der gesamten Natur sich menschliches Seelenleben spiegeln sehen. Der Schritt weiter zu den imaginären Phantasievorstellungen des Märchens mit allen wunderbaren Verwandlungen usw. wird aber leichter dem möglich sein, der sich einer reichausgestatteten Assoziationsgabe erfreut. Heine mit seiner hervorragenden kombinatorischen Phantasie wurde in der deutschen Lyrik der Dichter der Träume. Er war es auch, der dank seiner kombinatorischen Phantasie Metaphern schaffen konnte, die eben deshalb nur den Grad unendlich ästhetischer Wirkung erreichen konnten. Denn diese Seite des phantasiemäßigen Den-

kens dürfte vor allem als die Urheberin metaphorischer Gebilde anzusehen sein, wenn diese überhaupt dadurch zustande kommen, daß Gedanken aus einem Gedankenkomplex mit solchen aus einem ganz anderen Gedankenkomplexe verflochten werden. Zu solchen Gedankenverbindungen, Assoziationen, die die Brücke herüber und hinüber schlagen, wird aber vor allem die kombinatorische Phantasie befähigt sein, wenn anders die Metapher bedeutsam und ästhetisch wirksam sein soll. Eine Verbindung von Geistigem und Sinnlichem und umgekehrt wird bei der Weite des Weges immer der kombinatorischen Seite der Phantasie bedürfen. Ein anschauliches Denken wird dabei nichts erreichen können. Ihm wird vielleicht die Brücke von Sinnlichem zu Sinnlichem herzustellen möglich sein. Eine Metapher, wie „Ein Mädel so flink wie 'ne Katz", wird durch ein anschauliches Phantasiedenken hervorgerufen werden können. Ich vermag mir das Mädchen dank meiner Anschaulichkeit so deutlich zu vergegenwärtigen, daß mir zugleich ihre behenden Bewegungen, die ich in ähnlicher Gewandtheit schon bei der Katze beobachtet habe, nicht entgehen. An dem Zustandekommen dieser Metapher hat die Anschaulichkeit meines Denkens zum wenigsten starken Anteil. Ebenso verhält es sich mit der Metapher „Die Sonne glich einem Feuerball". Ganz anders aber die Heinesche Metapher „Die glühende Sonne dort oben Ist nur eine rote, betrunkene Nase, die Nase des Weltgeists." Die beruht auf der Gabe zufließender Assoziationen. Heine besitzt die Originalität der Vorstellungsverknüpfung[1]), die Gabe, originelle neue Vorstellungsverbindungen zu finden[2]). So bringt er es zu großartigen Vergleichen: der eine Welt von Schmerzen tragende Dichter ist ein unglückſel'ger Atlas, der Kompaß die zitternde Seele des Schiffes. Das sind ohne Frage Metaphern, die in der Erfindungs- und Verbindungsgabe einer besonders nach der kombinatorischen Seite hin ausgestatteten Phantasie begründet sind. Nicht viel anders

---

[1]) Heine W. Bd. I. Elsters Biographie Hs. S. 122.

[2]) Heine W. Bd. I. Elsters Biographie Hs. S. 66.

steht es mit der Antithese. Auch hier hat der Auffassende zu einer Vorstellung eine andere, zu der ersten aber im Gegensatze stehende hinzuzudenken. Wieder wird das die Aufgabe der assoziativen Phantasie sein. Heine schafft dank ihr neben seinen Metaphern überall wertvolle Antithesen[1]).

Bedeutungsvoller als für die Entstehung der metaphorischen und antithetischen Apperzeption wird die anschauliche Phantasie für das Zustandekommen der metonymischen, epithetischen und umschreibenden Apperzeption sein, der metonymischen jedenfalls soweit, als es sich um die veranschaulichende Metonymie und die Synekdoche handelt, der epithetischen, soweit sie beseelende und solche Beiwörter umfaßt, die sich aus der Anschaulichkeit der Vorstellung ergeben. Eine Metonymie, wie „Die Zukunft wird es beweisen", wird der anschaulichen Phantasie natürlich fremd bleiben, wie auch die Beiwörter, deren Entfernung bis zum zugehörigen Worte weit ist, so wenn Sinnliches mit Abstraktem oder das Sinnliche einer mit dem Sinnlichen einer von der ersten verschiedenen Sinnesvorstellung verbunden wird. Das Oxymoron und kühne Wortzusammensetzungen werden bei mangelnder kombinatorischen Phantasie auch selten bleiben. Heine leistet in diesen der Assoziationsgabe versparten Formen wiederum Tüchtiges.

Die symbolische Apperzeption wird kurz gesagt so zustandekommen, daß die anschauliche Phantasie generelle, die kombinatorische Phantasie aber individuelle Symbole schafft.

Die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen in der Lyrik Storms werden seine Phantasiebegabung widerspiegeln. Was wir in geringerem Maße bei ihm erwarten dürfen, werden Metaphern und Antithesen sein, ebenso die in der Lyrik überhaupt weniger hervortretende verwandelnde Apperzeption. Die anderen objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen dürften aber —

---

[1]) Heine W. Bd. I. Elsters Biographie Hs. S. 31.

wenn auch nicht alle in demselben Umfang[1]) — dank Storms anschaulicher Phantasiebegabung reichlicher gestaltet werden.

Mit gutem Recht dürfen wir die personifizierende oder beseelende Apperzeption bei ihm voraussetzen. Wir wissen, er neigte zu imaginären Phantasievorstellungen, er lebte in einer Landschaft, die den Grundtrieb unseres Geistes, die ganze Natur belebt und beseelt zu denken, besonders begünstigte. In einer seiner Novellen spricht Storm einmal von den dunklen Vorstellungen des Volksglaubens, welche die Einsamkeit der Küstengegend ausbrüte und welche in der Seele der Bewohner liege[2]). Pfeift der Wind um die Turmecke, so heißt es: „Die Toten schreien in den Gräbern"[3]). Des Nachts schauen die Unholden aus dem Boden[4]). In der Heimatstadt gibt es Gespenster, es übt vor, es jankt draußen im Austrom, und im Schloß geht selbstverständlich des Nachts eine — diesmal aber braune — Frau um[5]). Das alles wurde mit jedem Abend bei dem jugendlichen Dichter lebendig[5]). Unheimlicher noch war die Heide, selbst wenn ihr ehemaliger Bewohner sie schon lange nicht mehr unsicher machte: „es gab längst keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiserm Geheul durch die Finsternis trabten. — Aber konnten die Nebel der Haide sich nicht wieder zu diesen unheimlichen Thiergestalten zusammenballen, damit auch das Entsetzen des Nachts auf diesen Mooren lagerte, seine Stimme wieder bekäme?"[6]) Und auch das benachbarte Moor mied man lieber. Hier war allerdings nicht der weiße Alp der ungarischen Steppe zu Hause; „aber zu anderen, nicht minder unheimlichen Dingen verdichteten sich auch die Dünste dieses Moores, denen manche, besonders der älteren Dorfbewohner, Nachts und im Zwielicht wollten begegnet sein"[7]). Das einsame Wattenmeer

---

[1]) Je nachdem, wie sie sich mehr oder weniger für den lyrischen Stil eignen.

[2]) W. I. S. 226.
[3]) W. III. S. 112.
[4]) W. VI. S. 284.
[5]) W. III. S. 138/139.
[6]) W. I. S. 226.
[7]) W. III. S. 94.

hatte da natürlich auch seinen Spuk. Hier sah man in dem Netz von Dampf und Nebel, das sich über das Watt spann, dunkle Gestalten, so groß wie Menschen. „Würdevoll, aber mit seltsamen, erschreckenden Gebärden; mit langen Nasen und Hälsen . . . plötzlich begannen sie wie Narren unheimlich auf und ab zu springen, die großen über die kleinen und die kleinen gegen die großen; dann breiteten sie sich aus und verloren alle Form“[1]). Das können nur „die Geister der Ertrunkenen“ sein! — die sich aber bei näherem Hinsehen als Fischreiher und Krähen entpuppten, die im Nebel nach Fischen suchen[1]). Wo die Volksphantasie in solcher Weise rege gehalten wird — Müllenhoff sagt, es gäbe kaum anderswo mehr Märchen als in Schleswig-Holstein —, da wird auch die Naturbeseelung immer besonders lebendig geblieben sein.

Storm verleugnet den echten Sohn seiner volksmythenschaffenden und die Natur mit menschlichem Seelenleben ausstattenden Heimat in seinen Schriften nicht. Er erfindet im Sinne der anthropomorphischen Volksphantasie die Gestalt der Regentrude[2]), der Regenspenderin, er bildet dem Sargfisch sein unheimliches Erntekind[3]) nach, das im Saatfeld liegt und dem, der es erblickt, die Augen brechen macht. Personifiziert wird, was in der Natur menschlich zu handeln und zu fühlen scheint. Hört der nächtlicherweile ein Ständchen Bringende die Blätter rauschen, so meint er, sie wachen auf und wollen lauschen[4]). Das Schneeglöckchen friert im weißen Röckchen[5]). Der Epheu steigt zum Dach hinan[6]). Mit Schlummerduft anhauchen die Pflanzen[7]). Tautropfen schlüpfen leis von Blatt zu Blatt[8]). Der Kuckuck lacht von ferne[9]). Der Wind schwatzt ein Wort, pfeift auch zum Hohne, grunzt und lacht[10]).

---

[1]) W. VII. S. 158/159.
[2]) W. II. S. 218 ffg.
[3]) W. IV. S. 136.
[4]) W. VIII. S. 294.
[5]) W. VIII. S. 230.
[6]) W. VIII. S. 278.
[7]) W. VIII. S. 203.
[8]) Schütze S. 77.
[9]) W. VIII. S. 185.
[10]) W. VIII. S. 226/227.

Morgenlüfte rütteln an der Tür[1]). Im Herbst streift der Wind seufzend in geheimer Klage das letzte Grün von den Bäumen[2]) oder er peitscht wütend die Deiche[3]). Der Wellenschlag reibt dann seine grimmen Zähne an der festen Wehr[4]). In den Nebel der Küste schreibt fingernd das Wunder aus dem Morgenlande, um dann lachend durch die Hände zu blasen und die Bilder der argen Kunst zu vernichten[5]). Sonne, Mond, Sterne, ihre Strahlen, Wolken werden, das ist klar, oft beseelt gedacht. Hell reißt der Mond die Wolken auf[6]). Ein milder Stern lacht vom Himmel[7]). De Sünn kiekt to't Finster rin[8]). Durch die Lind' ins Kammerfenster steigt der fromme Mondenschein[9]). Mondesstreifen[10]), zitternde Mondesstrahlen[11]) wandeln umher. Der Abendschein geht vergoldend durch die Halle[12]). Wolken halten mit dem Wandersmann gleichen Schritt[13]). Personifiziert werden häufig auch Gegenstände, denen menschliche Seelenregungen innezuwohnen scheinen. Die Wanduhr drängt die fliehenden Sekunden[14]). Des Abends kommt der Perpendikelschlag zu Wort[15]). Geigen schreien[16]). Kirchenglocken verlocken in märchenstille Herrlichkeit[17]). Die Beseelung menschlicher Körperteile fehlt nicht. Lippen können nicht verleugnen, daß sie rettungslos gefangen sind[18]). Zarte Augen[19]) fragen oder denken immer an die Heimat[20]). Löckchen tanzen dem Mädchen im Nacken[21]).

Es ist auffällig, daß der Dichter nur da hinein menschliches Seelenleben legt, was Leben zu besitzen scheint. Auch dies dürfte in Storms Anschaulichkeit seine Begründung finden.

---

[1]) W. VIII. S. 309. [2]) W. VIII. S. 232.
[3]) W. VIII. S. 237. [4]) W. VIII. S. 238.
[5]) W. VIII. S. 236. [6]) W. VIII. S. 279.
[7]) W. VIII S. 193. [8]) W. VIII. S. 273.
[9]) Liederbuch S. 120. [10]) W. VIII. S. 212.
[11]) W. VIII. S. 226. [12]) W. VIII. S. 208.
[13]) W. VIII. S. 200. [14]) W. VIII. S. 262.
[15]) W. VIII. S. 273. [16]) W. VIII. S. 203.
[17]) W. VIII. S. 193. [18]) W. VIII. S. 202.
[19]) W. VIII. S. 246. [20]) W. VIII. S. 212. [21]) W. VIII. S. 277.

Die Allegorie hingegen kommt weniger zum Vorschein. Kraß abstrakte Begriffe werden nie personifiziert.

Er erzählt einmal von den kindlichen Worten seines Sohnes Hans bei der Betrachtung eines Bildes, das die Kunst darstellte, und fügt hinzu: „So empört sich schon der Kindersinn gegen die Allegorie“[1]).

Storm beschränkt sich darauf, den Sommer mit seinem Rosenkranz fortziehen[2]), den Frühlingstag an die Fenster klettern[3]) und den Frühling prophetisch über Land ziehen zu lassen[4]). Einmal nur wird der Tod persönlich gedacht[5]), der den Kranken auf das Herz drückt.

Wie die Natur mit menschlichem Seelenleben gedacht ist, so nimmt sie auch Anteil an den subjektiven Gefühlen des Dichters, sie teilt mit ihm Freud und Leid. Nicht nur dem alten Onkel auf der Hallig gewährt die Natur „die nöthige Erholung von dem Menschenleben“[6]), Storm selbst ist glücklich, wenn er so recht in und mit der Natur leben kann. Das sei wohl sein Erbteil und diese Neigung nehme mit jedem Jahre zu[7]). Als er glücklicher Bräutigam ist, schauert die Natur in Liebesträumen[8]). Die Erde lacht in Liebesschein, wenn Pfingstglocken das Brautfest einläuten[9]). In des Dichters Frohgefühl über sein junges Eheglück klingt das Singen der Lerche und der Sommerharfenklang der Mücken[10]). Erwacht in dem wilden Kind die Liebe, so hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen und so sind in Hall und Wiederhall die Rosen aufgesprungen[11]). Ist schwer von Segen der Flur, so sinnt die junge Frau[12]). Als es Frühling im deutschgesinnten und heimatliebenden Herzen wird, da geht auch der Frühlingswind klingend über Deich und Koog[13]).

---

1) Storm-Eggers Brfw. S. 35. Brf. Storms v. 16. Jan. 1856.
2) W. VIII. S. 208. 3) W. VIII. S. 229.
4) W. VIII. S. 237. 5) W. VIII. S. 229. 6) W. IV. S. 28.
7) Brfe. i. d. Heimat. S. 44. Brf. Storms v. 7. Mai 1854.
8) Schütze S. 77. 9) W. VIII. S. 229.
10) W. VIII. S. 248. 11) W. VIII. S. 197.
12) W. VIII. S. 231. 13) W. VIII. S. 237.

Wenn aber ein tiefer Gram den Dichter quält, dann stehen Wolken am Himmel[1]). Herbstlich geht der Wind, wenn er von der Geliebten Abschied nimmt[2]). Als er als Witwer über die Heide geht, da geisten brauende Nebel umher, es ist Herbst geworden: „Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!“[3]) Die braune Heide möchte auch das liebebekümmerte Mädchen aufsuchen, das nach dem Wunsche der Mutter freien mußte[4]).

Neben dieser Mannigfaltigkeit der beseelenden Apperzeption steht recht armselig die verwandelnde Apperzeption, ja in Storms Lyrik begegnet sie uns überhaupt nicht. Selbst in seinen Erzählungen und Märchen sind die natürlichen kausalen Zusammenhänge nur sehr selten einmal aufgehoben. Seine der kombinatorischen Seite mangelnde Phantasiebegabung befähigt ihn, wie es scheint, nicht, wunderbare Vorgänge einer imaginären Welt zu gestalten und märchenhaft zu verknüpfen.

Sehr viel wichtiger aber wird als diese für die Lyrik doch nur belanglose Apperzeptionsform die metaphorische und die antithetische Apperzeption sein. Beide werden neben der epithetischen als die bedeutsamsten und ästhetisch wirksamsten Apperzeptionsformen angesehen werden müssen. Und doch bedient sich ein so namhafter Lyriker wie Storm ihrer nur in beschränktem Maße, wie wir sehen werden. Ich glaubte in der Entstehung der Metaphern eine Zweiteilung vornehmen zu dürfen, nämlich daß die Entstehung einmal auf der Anschaulichkeit des phantasiemäßigen Denkens, im zweiten Falle auf einer durch eine ausgezeichnete kombinatorische Phantasie bedingten Verbindungsgabe beruhe. Eine glückliche Assoziationsgabe mangelte Storm, wie wir wissen. Es fiel ihm z. B. schwer — das sei noch angeführt — sich bei gerichtlichen Untersuchungen durch alle Angaben hindurch zu finden, wie er sagt, „mich so rasch zu fassen“[5]). Diese wenig ausgeprägte Gabe der Gedankenverknüpfung wird

---

1) Liederbuch S. 91.
2) W VIII. S. 200.
3) W. VIII. S. 273.
4) W. VIII. S. 196.
5) Brfe. i. d. Heimat S. 28. Brf. Storms v. 19. Dez. 1853.

auch die verhältnismäßig kleine Zahl von Metaphern in seiner Lyrik erklären. Es sind von den ersten bis letzten Liedern nicht mehr als dreißig bis vierzig. Davon sind ein guter Teil sogar noch wenig originell und verbraucht: Die Liebste flieht wie eine scheue Taube[1]). Das Auge der Geliebten leuchtet wie der Stern der Nacht[2]). Das Leben fließet wie ein Traum[3]). Wie Träume liegen die Inseln im Nebel auf dem Meer[4]). Wie brennend Silber funkelte das Meer[5]). Der Freier ist gefangen wie das Fischlein am Hamen[6]). Die „Fremde" gleicht einem Stern am Frauen-Firmament[7]). Das Grab ist die stille Wiege der Toten[8]). Die Toten ruhen wie im Mutterschoß das Kind[9]). Ein Freund- und Bruderkuß gleicht einem Glase Wasser; ein Kuß, der eines Mädchens Liebe einschließt, ist einem Becher Wein zu vergleichen[10]). Das Vergangene wird dereinst wie Schatten vorüberziehn[11]). Im Mondenlicht begraben liegt die Welt[12]). Die alte Metapher vom Reiten auf alten Träumen und Berichten fehlt nicht[13]).

Neben diesen ziemlich landläufigen Metaphern findet sich eine Reihe wertvollerer, die dem Dichter dank seiner Anschaulichkeit gelingen:

„Schon streckten dort gleich Säulen der Capelle
Ans Laubgewölb die Tannenstämme sich."[14])

Das Heer kommt heran wie ein brausend Meer[15]). Dämmerung fällt wie Asche auf die Schrift[16]). Der Eppich webt seinen dunklen Teppich[17]). Das Geigenspiel

„. . tönt und schwillt und rauschet,
Wie im Sturz der Waldesbach."[18])

---

1) W. VIII. S. 204.
2) Schütze S. 77.
3) W. VIII. S. 230.
4) W. VIII. S. 195.
5) W. VIII. S. 237.
6) W. VIII. S. 235.
7) W. VIII. S. 212.
8) W. VIII. S. 240.
9) W. VIII. S. 241.
10) Liederbuch S. 120.
11) W. VIII. S. 206.
12) W. VIII. S. 209.
13) W. VIII. S. 238.
14) W. VIII. S. 228.
15) W. VIII. S. 263.
16) W. VIII. S. 262.
17) W. VIII. S. 228.
18) W. VIII. S. 308.

„Die Mücken in den Lüften schwingen
Den süßen Sommerharfenklang“ [1])

„Und durch die Gräser streift ein zarter Laut,
Wie Harfensäuseln träumerisch und weich.“[2])

„Im Winde wehn die Lindenzweige,
Von rothen Knospen übersäumt;
Die Wiegen sind's, worin der Frühling
Die schlimme Winterzeit verträumt.“[3])

Die Geliebte ist des Dichters letzter Abendschein[4]). Unter ihrer Hand legt sich leise sein Schmerz Well um Welle schlafen[5]). Ein schwarzbraunes Mädel ist so flink wie 'ne Katz[6]). Der Wein schießt Perlen im krystallnen Glas[7]). Der heiße Lebensstreit geht verloren wie das Blut der Gefallenen im Sande[8]). Der Sturm peitscht die Deiche mit Geierflügeln[9]). Goldene Rücksichtslosigkeiten sind erfrischend wie Gewitter[10]).

In allen diesen Beispielen ist ohne Frage die Verbindung der verschiedenen Vorstellungen immer leicht durch das anschauliche Denken des Dichters gegeben. Der Weg von der einen zur anderen Vorstellung ist auch allerdings nie weit. Einige wenige Beispiele, wo die Gedankenverknüpfung einen weiteren Weg zu überbrücken hat, zeigen das schwache Wirken der schwach entwickelten Assoziationsgabe Storms:

„Und unten auf besonnter Flur
Seh ich des Kornes Wellen treiben,
In blauen Wölkchen drüber stäuben
Ein keusch Geheimnis der Natur.“[11])

„Liebe gleicht der scheuesten der Frauen.“[12])

„Die Lieb ist wie ein Wiegenlied,
Es lullt und singt dich ein.“[13])

---

[1]) W. VIII. S. 248.
[2]) Schütze. S. 77.
[3]) W. VIII. S. 230.
[4]) W. VIII. S. 202.
[5]) W. VIII. S. 215.
[6]) W. VIII. S. 315.
[7]) W. VIII. S 272.
[8]) W. VIII. S. 241.
[9]) W. VIII. S. 237.
[10]) W. VIII. S. 247.
[11]) W. VIII. S. 248.
[12]) W. VIII. S. 212.
[13]) Liederbuch. S. 90.

Wieviel reicher in dieser Beziehung der mit einer kombinatorischen Phantasie begabte Dichter schafft, zeigt eine Gegenüberstellung von Storms

„Leb wohl, meine weiße Rose,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!“[1])

und von Heines

„Sie selber . . .
Ist Rose und Lilie und Taube und Sonne.“[2])

Wieviel weitschweifender und bunter sind Heines Vorstellungen! Arm ist auch Storms Bekenntnis:

„Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.“[3])

Seine anschauliche Phantasie läßt ihn bei den Dingen verweilen. Es dringen keine neue Gedanken auf ihn ein. Man sieht, wie ihm Metaphern schwer fallen. In der Jugend sucht er sie sich zusammen, um dabei die Anschaulichkeit zu verlieren:

„Wehmütig zieht, wie Abends Liliendukt,
Ein Jugendbild im Flug durch ihre Seele.“[4])

Ehe die Verse

„Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.“[5])

in ihrer jetzigen Gestalt erscheinen, tappt ihr Verfasser in gesuchten Metaphern herum, die klugerweise nach dem ersten Druck beiseite getan werden:

„Wenn Finsternis und Sturm in lauter Schlacht
Die Kappe peitschten mit den Eulenflügeln.“[6])

Auch ein „weihrauchsüßes Harzgedüfte“, das träumerisch durch die Lüfte schwimmt[7]), wird bald getilgt, ohne daß Storm den Versuch macht, irgendetwas von dem metaphorischen „Schmuck“ zu retten. Er verzichtet darauf zugunsten eines seiner anschaulichen Phantasie besser liegenden Satzes:

1) W. VIII. S. 200.
2) Heine W. I. S. 67.
3) W. VIII. S. 230.
4) Liederbuch. S. 124.
5) W. VIII. S. 237.
6) Volksbuch f. d. Jahr 1849. S. 1.
7) Volksbuch f. d. Jahr 1846. S. 25.

„Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen in die Winterlüfte.“[1])

Wir dürfen es sagen: Storm war durch seine Phantasiebegabung nicht befähigt, in der metaphorischen Apperzeption Beachtenswertes zu schaffen. Seine Anschaulichkeit erlaubt ihm, einige Metaphern hervorzubringen, seine Verbindungsgabe versagt aber bei kühnen Verknüpfungen, die sich entweder verwirrt von Vorstellung zu Vorstellung ziehen oder erst durch die Dröselarbeit des Verstandes in gefällige Form gebracht werden. Was hier aus den Beispielen geschlossen worden ist, wird erhärtet durch eigene Worte Storms, in denen er sich gegen das Hereinziehen ausführlicher Bilder und Gleichnisse in die Lyrik ausspricht, daß nämlich in den allermeisten Fällen ein solches Verfahren auf einer Verstandesoperation beruhen werde[2]). In einem Briefe an Eggers spricht er sogar von dem „Suchen des tertii comparationis“[3]).

Was von der metaphorischen Apperzeption gilt, wird nicht weniger von der antithetischen zu sagen sein. Ob es Storm gegeben sein wird, eine Vorstellung durch Hinzuziehen des Gegensatzes in ein schärferes Licht zu setzen, ist kaum anzunehmen. Er, der anfangs Heine nachahmt, hat das Wirksame der Antithese wohl erkannt; er versucht auch, seinem Vorbilde darin gleichzukommen:

„Sprechend blitzen seine Augen,
Schweigend ruhen seine Lippen.“[4])

„Wolken am hohen Himmel,
Im Herzen ein tiefer Gram.“[5])

„Und liebt ich dich noch so sehr,
Ich könnte dich nimmer umfangen.‘[6])

„Wie bist du so unwiderstehlich schön
Und doch so bettelarm.“[7])

---

[1]) W. VIII. S. 193.
[2]) Literatur-Blatt Nr. 4 z. Deutschen Kunstblatt 1854. S. 14/15.
[3]) Storm-Eggers-Brfw. S. 17. Brf. Storms v. 13. März 1853.
[4]) Liederbuch S. 121. [5]) Liederbuch S. 91.
[6]) Liederbuch S. 127. [7]) Liederbuch S. 127.

Aber sehr bald gibt er diese Versuche auf und streut im Laufe der Jahre nur noch selten Antithesen in seine Verse. Ihre Zahl ist nicht halb so groß, wie die seiner Metaphern. Oft kommt die antithetische Form nicht einmal klar heraus:

„Nicht euch zum Ruhme sind sie aufgesteckt;
Doch künden sie, daß eure Kugeln trafen.“ [1])

„Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht.“ [2])

„Die Mutterfreude war für dich zu schwer.“ [3])

„ . . . Das Londoner Papier,
Es wiegt zu schwer, sie wagen's nicht zu heben.“ [4])

„Ich wollte rufen; doch die Stimme keuchte.“ [5])

„Beschützen konntet ihr die Heimath nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.“ [6])

Wo ihm die Anschaulichkeit zur Hilfe kommt, gelingen dem Dichter die Antithesen noch am ehesten:

„Der Nebel steigt, es fällt das Laub.“ [7])

„Hoher Tag und tiefe Grüfte.“ [8])

„Doch was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehn.“ [9])

„Du fliehst von mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust.“ [10])

Der Meeresduft kühlt die Kämpfer nach heißem Kampfe [11]). Das Meer wirft seinen Glanz auf den dunklen Totenhügel [12]).

„Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten!“ [13])

---

1) W. VIII. S. 240.
2) W. VIII. S. 203.
3) W. VIII. S. 211.
4) W. VIII. S. 264.
5) W. VIII. S. 243.
6) W. VIII. S. 241.
7) W. VIII. S. 191.
8) W. VIII. S. 238.
9) W. VIII. S. 205.
10) W. VIII. S. 204.
11) W. VIII. S. 240.
12) W. VIII. S. 240.
13) W. VIII. S. 263.

Und schon ist der Vorrat erschöpft. Bezeichnend für Storms Begabung, antithetisch zu verknüpfen, ist z. B. die Wiederkehr folgender Vorstellungen:

„. . . Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden dient."[1])

„. . . längst bin ich in der Fremde,
Und Fremde hausen, wo mein Erbe steht."[2])

„Es thut nicht gut, in die Fremde zu gehen, . . . wenn man daheim schon am eigenen Herd gesessen hat."[3])

„Wer in der Heimath erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen!"[4])

Diese wiederholte Gegenüberstellung von Heimat und Fremde wird wahrlich nicht die Ansicht aufkommen lassen können, Einfälle und neue Gedankenverknüpfungen drängten sich bei Storm nur so heran.

Die metonymische Apperzeption wird der anschaulichen Phantasie des Dichters ein besseres Feld bieten. Bei dieser handelt es sich nicht wie bei der metaphorischen um Vorstellungsverbindungen, hier steht vielmehr eine Ersatzvorstellung zu der eigentlichen Vorstellung in einer bestimmten Beziehung, sei diese nun räumlicher, zeitlicher oder logischer Art. Am häufigsten werden nun die Formen in Storms Lyrik anzutreffen sein, die besonders aus seiner Anschaulichkeit des Denkens erwachsen. Das werden die veranschaulichende Metonymie und die Synekdoche sein. Denn das ist ja ohne weiteres klar, daß eine anschauliche Phantasie vor allem die Vorgänge hervorheben wird, die in besonderem Maße auf die Sinne wirken; sie wird natürlich die durch die Flut plätschernden Ruder bemerken oder die über die Wasserfläche hinstreichenden Segel.

„Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen."[5])

Der Dichter hört durch alle Gassen den Kinderjubel und des Markts Gebraus schallen"[6]).

---

[1]) W. VIII. S. 246. [2]) W. VIII. S. 254. [3]) W. I. S. 180.
[4]) W. VIII. S. 250. [5]) W. VIII. S. 237. [6]) W. VIII. S. 244.

„Die Luft ist voller Lerchenlaut."[1])

„Schwalbenflug ist längst geschieden."[2])

„Da kam ein andrer junger Schritt."[3])

„Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht ich."[4])

„Im Steinhof unterm Laub des Eschenbaums
Ging schon der Zank der Sperlinge zur Ruh."[5])

„Geschlossen ist der Äuglein Licht."[6])

Über des Mieders blanke Seide sind die Hände gefaltet[7]).

„Silberhörnlein rufen durchs Tal."[8])

„. . . ein Mädchenlachen
Fliegt süß und silbern durch den Sommertag."[9])

„Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
Die Biene auf."[10])

Zahlreicher noch sind die Beispiele für die Synekdoche. Der von fern dem Tanze zuschauende Liebhaber sieht das weiße Kleid der Geliebten vorüberfliegen[11]). Kleinen Lilienohren will der Spielmann sein Liedchen vorgeigen[12]).

„Nun ist es still um Hof und Scheuer,
Und in der Mühle ruht der Stein.[13])

„Und wenn dein letztes Kissen einst
Beglänzt ein Abendsonnenstrahl.[14])

„Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz"[15]).

„Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu schlagen."[16])

Durch Feindeshand wird den gefallenen Landsleuten der Rasen

---

1) W. VIII. S. 192.
2) W. VIII. S. 232.
3) W. VIII. S. 271.
4) W. VIII. S. 271.
5) W. VIII. S. 251.
6) W. VIII. S. 281.
7) W. VIII. S. 281.
8) W. VIII. S. 279.
9) W. VIII. S. 260.
10) W. VIII. S. 228.
11) W. VIII. S. 203.
12) W. VIII. S. 307.
13) W. VIII. S. 193.
14) W. VIII. S. 206.
15) W VIII. S. 267.
16) W. VIII. S. 264.

bereitet[1]). Die Rosen „können nicht erwarten, Daß deine Hand sie bricht[2]).

„. . . Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor."[3])

„Da tauchen an des Berges Seite
Zwei Köpfchen auf aus dem Gestein"[4])

„Erlosch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
. . . .
Daß Du in meine Hand gefangen
Die freie Mädchenhand gelegt?"[5])

Von der Heimat trennt sich das heiße Auge des Dichters[6]). Augen denken an das Heimatland[7]), aber nie verlangt ein stolzer Mund heim[7]). Vor des Gatten Liebe birgt sich das süßeste Antlitz im Sarge[8]).

Sehr viel weniger wichtig als diese Apperzeptionsform wird im echten lyrischen Gedichte die symbolische Apperzeption sein, wenigstens soweit individuelle Symbole in Betracht kommen. Diese würden, um verständlich zu werden, einen viel zu großen Raum verlangen, den das lyrische Lied nicht gewähren kann, den es wenigstens nach Storms Ansicht nicht gewähren durfte. So bleibt es deswegen schon bei bekannten konventionellen Symbolen bei ihm, dem außerdem das individuelle Symbol seiner ganzen Phantasieveranlagung nach wenig lag, selbst wenn eine Briefstelle Storms an Mörike über den „Grünen Heinrich" eine andere Meinung aufkommen lassen wird: „Das Allegorische in der Schädelgeschichte hat mich nicht gestört . . . (Mir selbst ist dergleichen oft in die Feder gelaufen; von dem ‚Scharmuzieren mit dem Schatten' in ‚Im Sonnenschein' und der weißen Wasserlilie in ‚Immensee' ist es noch durch manches andere weiter zu verfolgen.)"[9]). So oft ist das nun keineswegs, und so mannig-

---

1) W. VIII. S. 240.
2) W. VIII. S. 216.
3) W. VIII. S. 245.
4) W. VIII. S. 248.
5) W. VIII. S. 217.
6) W. VIII. S. 246.
7) W. VIII. S. 212.
8) W. VIII. S. 267.
9) Storm-Keller-Brfw. S. 109. Brf. Storms v. 8. Mai 1881.

fach mit der Haupthandlung verbundene Symbole, wie meinetwegen Symbol und Handlung in Ibsens „Wildente“ miteinander verknüpft sind, finden sich durchaus selten. Gilt das von Storms Novellen, so erst recht von seiner Lyrik. In ihr begegnet uns nur ein weiter ausgeführtes, individuelles Symbol. Es ist in „Garten-Spuk“[1]). Sonst begnügt sich der Dichter mit generellen Symbolen. Der scheidende Geliebte bestellt den ihm auf der Landstraße entgegenkommenden Wandersmann zum Boten:

„Bring ihr diese wilde Rose.“[2])

Dem verliebten Dichter fiel noch einmal in den Schoß

„Die rote Rose Leidenschaft.“[3])

Der in Liebe zu seiner Schwester entbrannte Bruder zieht nach Rom, den Brautring zu finden[4]). Der einst so wanderlustige Musikant schreitet bald in Puder und Manschetten (als Organist) ehrenfest einher[5]). Schellen und Klapper des Narren werden gehört[6]). Der eherne Würfel fällt[7]). Vor dem Tanz um die goldenen Kälber warnt der Dichter seine Söhne[8]). Am Stamm des Kreuzes leuchtet der Urquell alles Lichtes[9]). Als ein Bild der Unversöhnlichkeit ragt das Crucifix in unsere Zeit[10]).

Wie bei der Metapher finden wir auch in dieser Apperzeptionsform wenig Neues, wenig Originelles.

Weitaus umfangreicher und mannigfaltiger wird — und das ist ganz selbstverständlich — die epithetische Apperzeption sein. Hier kann der mit einer anschaulichen Phantasie ausgestattete Dichter außerordentlich schöpferisch tätig sein und durch sie sogar wettmachen, was ihm vielleicht mangelnde kombinatorische Phantasie zu schaffen versagt, ihm auch in dieser Apper-

---

1) W. VIII. S. 251 ffg.
2) W. VIII. S. 311.
3) W. VIII. S. 201.
4) W. VIII. S. 207.
5) W. VIII. S. 312.
6) W. VIII. S. 296.
7) W. VIII. S. 263.
8) W. VIII. S. 247.
9) W. VIII. S. 261.
10) W. VIII. S. 247/248.

zeptionsform zu schaffen versagt. Denn hier wird wiederum etwas sein, was dieser Seite der Phantasiebegabung zu tun übrig bleibt. Storm ist nicht wie Heine ein Meister kühner Wortzusammensetzungen, des Oxymorons und ähnlich komplizierter Formen. Storm bedient sich vor allem solcher Epitheta, die aus seinem anschaulichen Denken erwachsen. Das werden nun weniger reizvolle Neubildungen sein, sondern meistens schlicht alltägliche Beiwörter, die aber immer charakteristisch und anschaulich sind und darum reizvoll wirken werden. Oft wird das Epitheton dank der Anschaulichkeit des Dichters das Auffallendste in der Wahrnehmung zum Ausdruck bringen: Die Freier stehen in „blanken Röcken“[1]). Der Wirt kommt mit „blankem Krug[2]). Das Kind sitzt am „blanken Eichentisch[3]).

Wie gerufen kommt hier eine Auslassung Storms, die uns die jetzt veröffentlichten Briefe Storms an Eggers bieten: „‚blank‘ ist ein aus lebendiger Anschauung hervorgegangener Ausdruck für ‚sauber‘; man sieht ordentlich die frisch gescheuerten weißen Tische dabei“[4]).

„Der Birnenbaum mit blanken Blättern
Steht regungslos im Sonnenschein“.[5])

über des Mieders blanker Seide liegen die Hände gefaltet[6]). Im Sommer schaut der Dichter auf ein „beglänztes Land“[7]), auf die „besonnte Flur“[8]), auf die Heide mit „rosenrothem Schimmer“[9]). Zu Füßen hasten Laufkäfer in goldnen Panzerröckchen[9]), und in der Luft blitzen blaue Fliegen[10]). Das Meer funkelt wie „brennend Silber“[11]), Möven schießen „blendend hin und her, Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel“[11]).

„Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle“.[11])

„Durch die grünen, funkelnden Blätter“ sendet des Morgens die Sonne das goldene Sommerwetter[12]). Des Morgens

---

[1]) W. VIII. S. 291. [2]) W. VIII. S. 300. [3]) W. VIII. S. 279.
[4]) Storm-Eggers-Brfw. S. 69. Brf. Storms v. 4. Juni 1869.
[5]) W. VIII. S. 193. [6]) W. VIII. S. 201.
[7]) W. VIII. S. 213. [8]) W. VIII. S. 248. [9]) W. VIII. S. 192.
[10]) W. VIII. S. 195. [11]) W. VIII. S. 237. [12]) W. VIII. S. 286.

auch ruht die nächtliche Tänzerin auf „grünem, blitzendem Rasen“[1]). „Blaue Berge“ zeigen sich in der Ferne[2]). So reiht sich Beispiel an Beispiel. Immer sind die Beiwörter schlicht, aber treffend und hervorhebend, was in der Wahrnehmung am ehesten auf die Sinne wirkt. Dies oder jenes mag noch herausgegriffen werden:

„Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
.... Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrak empor, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht ...“[3]).

„Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldnen Latz,
Und der Staar, der possierliche Matz“[4])

sind Schneewittchens Spielgesellen.

„... im wilden Tann
Liegt todt und öd ein niedrig Haus.“[5])

„Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier, und sonnbeschienen
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen.“[6])

Die erste Fassung „Ein halbverfallen Schindelhaus“[7]) bringt das charakteristisch Niedrige der Heidekate noch nicht so anschaulich zum Ausdruck.

„Sonnenschein auf grünem Rasen,
Krokus drinnen blau und blaß.“[8])

„Golden spielt der Staub der Straßen.“[9])

„Sie jauchzen auf, die Felsen klingen;
Mein Bursche schlank, mein Bursche klein.“[10])

„Am Kreuz hing sein gequält Gebeine.“[11])

---

1) W. VIII. S. 278.
2) W. VIII. S. 299. 302.
3) W. VIII. S. 245.
4) W. VIII. S. 285.
5) W. VIII. S. 278.
6) W. VIII. S. 192.
7) Volksbuch 1848. S. 35.
8) W. VIII. S. 233.
9) W. VIII. S. 312.
10) W. VIII. S. 279.
11) W. VIII. S. 247.

Von der Heimat trennt sich der Dichter mit heißem Auge.[1]) Der Narr ist der gute derbe Geselle[2]). Wo er fehlt, ist es öd und kläglich[2]).

Wir sahen, Storm bevorzugte das Graue, Dämmerige und Heimliche. In der epithetischen Apperzeption wird sich diese Vorliebe wiederspiegeln. So finden wir: Graue Stadt[3]). Graues Meer[3]). Grauer Strand[4]). Grauer Tag[5]). Graues Geflügel[6]). Regentrübe Sommertage[7]). Des Meeres dunkle Borden[8]). Einer Hauberg graues Bildnis[8]). Grau der Wintertag[9]). Grau verhangener Himmel[10]). Weiße Mondesnebel[11]). Dämmernde Conturen[12]). Öde Luft[13]). Dunkel sind die Straßen[14]). Bleicher Strahl der Sonne[15]). Ein dämmergrüner Gang der Linden[16]). Grüner Schatten[17]). Dämmerige Lande[18]). Bläulicher Schimmer[19]). Des Tempels Düster[20]).

In Hinblick auf diese Mannigfaltigkeit ist das Tageshelle in der epithetischen Apperzeption selten: Heller Sonnenschein[21]). Lichter Junimorgen[22]). Sonnig offner Raum[23]). Blendender Abendschein[24]). Blaue Sommerluft[25]). Blaue Tage[26]). Besonnte Flur[27]). Beglänztes Land[28]). Das Sammetgrün[29]) der sommerlichen Wiesen, der Farbenreichtum sommerlicher Blumen zeigt selten seine Pracht. Weiße Blüten[30]), weiße Syringen[31]), blaue und blasse Krokus[32]) und grünster Epheu[33]) bieten in Storms Lyrik die lebhaftesten Töne der farbenbunten Natur. Sie tritt uns in dem Stormschen Nebelgrau am meisten in herbstlichem Kleide entgegen: Falber

[1]) W. VIII. S. 246. [2]) W. VIII. S. 296. [3]) W. VIII. S. 194.
[4]) „ „ S. 194, 236. [5]) „ „ S. 191. [6]) „ „ S. 195.
[7]) „ „ S. 235. [8]) „ „ S. 236. [9]) „ „ S. 259.
[10]) „ „ S. 238. [11]) „ „ S. 293. [12]) „ „ S. 236.
[13]) „ „ S. 260. [14]) „ „ S. 200. [15]) „ „ S. 232, 260.
[16]) „ „ S. 213. [17]) „ „ S. 272. [18]) „ „ S. 250.
[19]) „ „ S. 277. [20]) „ „ S. 248. [21]) Liederbuch S. 132.
[22]) „ „ S. 272. [23]) „ „ S. 228. [24]) „ S. 132.
[25]) „ „ S. 192. [26]) „ „ S. 192. [27]) W. VIII. S. 248.
[28]) „ „ S. 212, 214. [29]) „ „ S. 237. [30]) „ „ S. 267.
[31]) „ „ S. 267. [32]) „ „ S. 233. [33]) „ „ S. 240.

Schein am Himmel[1]) und kalt Gewölk[2]). Gelbe Blätter[3]). Vielfarbig Laub[4]). Des Eppichs dunkler Teppich[4]). Herbstlich rot die Blätter[4]). Braune Heide[5]) mit brauenden Nebeln, schwarzem Kraut und leerem Himmel[6]). Dunkle Cypressen[7]). Daneben die herbstlichen Farben der Früchte: Goldene Äpfel[8]). Rote Beere[9]). Blaue Schlehen[10]).

Goldene Sonnenstrahlen sind selten[11]). Der Mond und die Sterne sind für Storms herbstliche Szenerie ja auch geeignetere Gestirne: Mondesstreifen schmal und karg mit gespenstig trübem Leben[12]). Sanfter Schein des Mondlichtes[13]). Des Mondes silberne Blicke[14]). Frommer Mondenschein[15]). Des bleichen Sternes Schein[16]). Ein milder Stern[17]).

Wie in dieser Weise die Epitheta auf die vom Dichter bevorzugten Sinnesempfindungen hindeuten, so geben sie auch ein Bild von dem Umfange seiner akustischen Sinneseindrücke, oder ob grelle, harte, ob weiche, süße Töne überwiegen. Storm hat sowohl das Harte, wie das Liebliche: Harter Schrei der Wandergans[18]). Harter Pendelschlag[19]). Rasselnde Fenster[20]). Zischend schießt zurück das Meer[21]). Grell ein Sterbelied[22]). Brausende Jagd[23]). Surrend fliegt ein Schmetterling[24]). Eintönig braust das Meer[25]). Rostige Schlösser springen[26]). Dumpf aus der Erde wandert es mit[27]). Zwischen diesen Tönen erklingen liebliche. Wie dort aber auch hier wenig Abwechselung! Storm bedient sich nur solcher Epitheta, die in der Sprache schon vorhanden sind. Ihrer Unzulänglichkeit an musikalischen Ausdrucksmitteln sucht er nicht durch metaphorische oder kühn ge-

1) W. VIII. S. 217. 2) W. VIII. S. 232. 3) W. VIII. S. 217.
4) „ „ S. 228. 5) „ „ S. 196. 6) „ „ S. 273.
7) „ „ S. 271. 8) „ „ S. 233. 9) „ „ S. 231.
10) „ „ S. 227. 11) „ „ S. 225, 273, 237.
12) „ „ S. 212. 13) „ „ S. 209. 14) W. VIII. S. 226.
15) Liederbuch S. 120. 16) „ „ S. 303. 17) „ „ S. 193.
18) W. VIII. S. 194. 19) „ „ S. 262 20) „ „ S. 227.
21) „ „ S. 238. 22) „ „ S. 290. 23) „ „ S. 226.
24) „ „ S. 252. 25) „ „ S. 194. 26) „ „ S. 227.
27) „ „ S. 273.

bildete Beiwörter abzuhelfen. Hell ein Liebeslied[1]). Ein Mädchenlachen fliegt süß und silbern[2]). Süßer Sommerharfenklang[3]). Harfensäuseln träumerisch und weich[4]). Ein klingend Haus[5]). Frischer Klang[6]). Zarter Laut[7]). Sanfte Worte[8]). Sanfter Wind[9]). Das Geheimnisvolle, Heimliche, Einsame wird hervorgerufen durch Epitheta, wie eintönig, kirchenstill, einsam. Eintönig fällt der Quelle Schaum[10]). Einsames Vogelrufen[11]). Des gährenden Schlammes geheimnisvollen Ton[12]). Kirchenstill in alle Weite[13]). „Över de stillen Straten Geit klar de Klokkenslag"[14]). Durch die Nacht schallt klar des Regenpfeifers Schrei[15]).

Die Empfindungen des Geruchssinnes werden durch folgende Beiwörter charakterisiert: frisch, süß, träumerisch, weihrauchsüß, geheimnisvoll. Frischer Meeresduft[16]). Der Duft der Nacht entströmt süßer und träumerischer den Pflanzen[17]). Geheimnisvoll duften Jasmin und Flieder[18]). Weihrauchsüßes Harzgedüfte[19]). Oder es wird die Blume oder, woher sonst der Duft kommt, daneben genannt. Duft der Pflanzen[20]). Rosendüfte[21]). Duft des Veilchens[22]). Duft des Heues[23]). Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch[24]). Ambraduftig[25]).

Mit einfachen Worten auch schildert der Dichter seine Menschen. Der Greis sitzt alt, gebrochenen Leibes; grau ist sein Haar, welk die Hand. Mit grellen Pupillen starrt er in die Luft. Mühsam schreibt er in großen Zügen[26]). Der jungen Welt gibt Storm schlicht Beiwörter, wie jung, jung frisch. Jung Genoß[27]). Junger Schritt[28]). Jung frisch Stadttrompeter[29]). Junge Beine[30]).

---

1) W. VIII. S. 290. 2) W. VIII. S. 260.
3) " " S. 248. 4) Schütze S. 77. 5) W. VIII. S. 313.
6) " " S. 307. 7) " S. 77. 8) " " S. 211.
9) " " S. 210. 10) W. VIII. S. 272. 11) " " S. 195.
12) " " S. 195. 13) " " S. 228. 14) " " S. 218.
15) " " S. 250. 16) " " S. 237. 17) " " S. 203.
18) " " S. 249. 19) Volksbuch 1846. S. 25.
20) " " S. 203. 21) Schütze S. 77. 22) W. VIII. S. 254.
23) " " S. 193. 24) W. VIII. S. 228. 25) W. VIII. S. 235.
26) " " S. 259 ffg. 27) " " S. 271. 28) " " S. 271.
29) " " S. 313. 30) " " S. 312.

Die Gefallenen gehen jung zu den Bleichen[1]). Daneben: Ein toller Knabe[2]). Mancher gute Geselle[3]). Wackrer Freund[4]).

Reicher aber werden geliebte Mädchen bedacht. Es sind schlanke Kinde[5]), Mädchen still und hold[6]), jung und schön[7]), groß und schlank[8]), zierlich und jung[9]).

> „An dem zarten schlanken Leibchen
> Bis zur Stirne auf und nieder,
> Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,[10])

alles preisen seine Lieder. So preist er denn: Zarte Augen[11]). Milde Frauenaugen[12]). Kindlich scheue, leuchtende Augen[13]). Blaue Augen[14]). Goldene Augen[15]). Schwarzäugig Dirnlein[16]). Der Augen glänzend Licht[17]). Der Augen heimatliche Sterne[18]). Der Augen Sonnenbrand[19]). Außerdem finden sich heiße Augen[20]), tränenwarme Augen[21]) des Abschieds. Der in Harm gebrochene Mann sieht die geliebte Schwester toten Auges an[22]). Das Haar der Mädchen wird durchweg nur mit einem die Farbe bezeichnenden Beiwort geschmückt: Dunkles Haar[23]). Blondes Haar[24]). Braune Locken[25]). Schwarze Locken[26]). Nachtbraun das lockicht Haar[27]). Die Wangen sind blühend und schön[28]), blühen rosenfrisch[29]). Gram und Schmerzen entfärben sie zu bleichen Wangen[28]), bleich zum Sterben[30]). Die der Heimat ferne Spanierin hat südlich blasse Wangen[31]). Die Lippen sind zart[32]), rot[33]), brennend rot[34]). Vom Munde heißt es: Süßes rosenrotes Mündchen[35]). Purpurfülle des Mundes[36]). Der stolze Mund der Fremden ver-

---

1) W. VIII. S. 240.
2) „ „ S. 291. 3) W. VIII. S. 299. 4) W. VIII. S. 192.
5) Liederbuch S. 29. 6) „ „ S. 201. 7) „ „ S. 296.
8) „ S. 88. 9) „ „ S. 297. 10) „ „ S. 293.
11) W. VIII. S. 246. 12) „ „ S. 217. 13) „ „ S. 298.
14) „ „ S. 248, 300. 15) „ „ S. 195. 16) „ „ S. 297.
17) Liederbuch S. 128. 18) „ „ S. 214. 19) Liederbuch S. 29.
20) W. VIII. S. 246. 21) Liederbuch S. 92. 22) W. VIII. S. 209.
23) Liederbuch S. 125. 24) W. VIII. S. 210, 199.
25) W. VIII. S. 195. 26) Liederbuch S. 29. 27) W. VIII. S. 300.
28) „ „ S. 298. 29) W. VIII. S. 279. 30) „ „ S. 209.
31) „ „ S. 212. 32) „ „ S. 199. 33) „ „ S. 301.
34) „ „ S. 202. 35) „ „ S. 309. 36) Liederbuch S. 29.

langt nicht heim[1]. Das geliebte Mädchen hat feine Hände[2], weiße Hände[3], zarte Hände[4], fleißige Hände[5], liebe Hände[6]. Der Kummer prägt auch der Hand seinen Stempel auf; blasse Hände[7], magere Hände[8], schmale Fingerlein[9] sind seine Anzeichen. Endlich werden auch die Füße nicht vergessen. Zierliche Füße[10], ein leichter Fuß[11] erfreuen an der Geliebten des Dichters Gemüt.

Es wird schon aufgefallen sein, daß Storm häufig einfach solche Beiwörter verwertet, wie sie in der Umgangssprache täglich anschaulich und knapp gebraucht werden. Eine ganze Reihe solcher Epitheta, die allgemach zu stehenden geworden sind, lassen sich aus seiner Lyrik anführen, Epitheta, die oft zu häufig bei ihm wiederkehren. Ich nenne nur lieb, lieblich, geliebt, hold, süß, frisch. So haben wir denn:

Liebes Tausendschön[12]. Liebes Angesicht[13]. Liebes Wort[14]. Der Stimme lieben Laut[15]. Liebes Herz[16]. Liebes Bild[17]. Manches liebe Jahr[18]. Liebe Weihnachtszeit[19]. Liebliches Geheimnis[20]. Allerliebste Kätzchen[21]. Allerliebste Stimmchen[22]. Geliebte Last[23]. Geliebte Stimme[24]. Geliebte Tote[25]. Geliebte Heimat[26].

Holde Morgenfruh[27] Holde Nähe[28]. Holdes Bild[29] Holdes Bildnis[30]. Des Sommers holdes Fest[31]. Der Liebe holden Laut[32].

Frische Rosen[33]. Frische Morgenzeit[34]. Frische Laube[35]. Frischer Meeresduft[36]. Frischer Klang[37].

---

1) W. VIII. S. 212. 2) W. VIII. S. 199. 3) W. VIII. S. 199.
4) „ „ S. 209. 5) „ „ S. 301. 6) „ „ S. 214.
7) „ „ S. 205. 8) „ „ S. 245. 9) „ „ S. 207.
10) „ „ S. 215. 11) „ „ S. 214. 12) „ „ S. 282.
12) „ „ S. 249. 14) „ „ S. 199. 15) „ „ S. 216.
16) „ „ S. 215. 17) W. VIII. S. 235.
18) Volksbuch 1846. S. 111. 19) W. VIII. S. 193.
20) W. VIII. S. 204. 21) W. VIII. S. 222. 22) W. VIII. S. 223.
23) „ „ S. 249. 24) „ „ S 269. 25) „ „ S. 267.
26) „ „ S. 249. 27) „ „ S. 309. 28) „ „ S. 269.
29) „ „ S. 251. 30) „ „ S. 234. 31) „ „ S. 232.
32) „ „ S. 239. 33) „ „ S. 275. 34) „ „ S. 250.
35) Liederbuch S. 124. 36) „ „ S. 237. 37) „ „ S. 307.

Zarte Augen[1]). Zarte Lippen[2]). Zarter Laut[3]). Zarte Hand[4]). Zarte Fäden[5]). Zärtliche Gedanken[6]).

Süßes Gesicht[7]). Süßes Angesicht[8]). Süßestes Antlitz[9]). Süße Gestalt[10]). Süße kleine Fee[11]). Süßer Mann[12]). Süße Herrin[13]). Süßer Schall[14]). Süße Worte[15]). Süßer Sommerharfenklang[16]). Süße Sommertage[17]). Süßes Nichtstun[18]). Süße Schwesteraugen[19]). Süßes Schwesterblut[19]). Dämmerung süß verwirrend[20]). Ein Vöglein singt so süße[21]). Nachtigall pfeift so süße[22]). Ein süß schwarzäugig Dirnlein[23]). Ein süßes rosenrotes Mündchen[24]).

Außerdem, wenn auch nicht so häufig, noch alltägliche epithetische Verbindungen, wie selige Zeit[25]), schöne Welt[26]), eherner Würfel[27]), stille Gräber[28]), stille Nacht[29]), schlimme Winterzeit[30]), scheue Taube[31]), rote Lippen[32]), helle Augen[33]), heißes Pfühl[34]). Reizende Maid[35]). Das alte heilige Lübeck[36]). Die hohe Himmelsbraut[36]). Der Tod ist die bodenlose Nacht[37]), die alte ewige Nacht[38]), die rätselhafte Nacht[37]), die dunkelste Stunde des Lebens[38]). Grob alltäglich heißt die katzenfeindliche Köchin ein „verruchtes Weib“[39]). Aber ihr Bett verdient trotz dem Katzenwochenbettchen darin das Epitheton ornans „jungfräulich“[39]).

---

1) W. VIII. S. 216, 246. 2) W. VIII. S. 199. 3) Schütze S. 77.
4) „ „ S. 209. 5) „ „ S. 217. 6) W. VIII. S. 213.
7) „ „ S. 278. 8) „ „ S. 199. 9) „ „ S. 267.
10) Liederbuch S. 90. 11) Liederbuch S. 90. 12) „ „ S. 211.
13) „ S. 122. 14) W. VIII. S. 197. 15) Liederbuch S. 122.
16) W. VIII. S. 248. 17) „ „ S. 232. 18) W. VIII. S. 213.
19) „ „ S. 207. 20) „ „ S. 213. 21) „ „ S. 270.
22) „ „ S. 290. 23) „ „ S. 297. 24) „ „ S. 309.
25) „ „ S. 273. 26) „ „ S. 191, 233. 27) „ „ S. 263.
28) „ „ S. 246. 29) „ „ S. 203. 30) „ „ S. 230.
31) „ „ S. 204. 32) „ „ S. 302. 33) „ „ S. 302, 290.
34) „ „ S. 229.
35) „ „ S. 298. 36) Volksbuch 1846. S. 111.
37) „ „ S. 261. 38) W. VIII. S. 269. 39) W. VIII. S. 223.

Außerdem mögen hier noch einige Beiwörter angeführt werden, die Storm seinen Vorbildern entlehnt. Eichendorffisch ist der „hohe grüne Waldesdom“[1]. Heine gibt die „kleinen Lilienohren“[1]. Nach Mörikes „nimmersatter Liebe“ bildet Storm „nimmersattes Küssen“[2]. „Das viel beglückte Haus“[3], geht auf Goethe zurück. Auf den lieben Claudius deuten „Es steht der Wald so schweigend“[4], „Schweigend steht der Garten“[5] und „Bekränzter deutscher Wein“[6].

Was wir bisher an Beiwörtern kennen gelernt haben, trägt alles den Stempel größter Einfachheit, dafür aber auch den großer Unmittelbarkeit. Oft waren es Epitheta, die die Umgangssprache schon den Gegenständen beigelegt hat. Die Umgangssprache aber drückt sich anschaulich, konkret aus. Und so konnte der anschaulich denkende Dichter nichts besseres tun, als nach ihrem Vorbilde fortzuwirken. Sind die Augen einmal blau, sind die Haare einmal blond, nun so bleibt es auch dabei. Durch adverbiale Epitheta noch schön färben zu wollen, das ist nicht Storms Sache. Kühne Neubildungen und Zusammensetzungen finden wir nicht. Aber es lag auch wohl kaum in der ganzen Art und Weise seines Schaffens, solche kunstvollen Beiwörter zu bilden. Ihm, der im Augenblick höchster Gefühlserregung schuf, ihm konnten in diesem Augenblick am allerwenigsten bei seiner nach der anschaulichen Seite hin ausgeprägten Phantasiebegabung kühne Epitheta beifallen, ebensowenig wie ihm dann Metaphern gelangen. Er sagt eben nur, was ihn in der Gefühlserregung seine anschauliche Phantasie sehen läßt. Natürlich, mit einiger Verstandesarbeit hätte Storm auch solche kühne Epitheta gestalten können, wie auch Metaphern hätten gebildet werden können, aber solche Arbeitsweise lag ihm absolut fern.

Selten sind Beiwörter, die vom zugehörigen Worte weit entfernt liegen, die also z. B. aus einem anderen Gebiet ent-

[1]) W. VIII. S. 307. [2]) W. VIII. S. 294. [3]) W. VIII S. 296.
[4]) „ „ S. 195. [5]) „ „ S. 200. [6]) „ „ S. 239.

lehnt sind. Wie bei der Metapher liegt es auch Storms Phantasiebegabung hier nicht, Sinnliches mit entferntem Sinnlichen oder Sinnliches mit Abstraktem zu verbinden.

Am häufigsten ist noch das beseelende Beiwort. Fanden wir in Storms Lyrik die personifizierende Apperzeption gepflegt, so dürfen wir auch die mit ihr verwandte Art der epithetischen Apperzeption voraussetzen. Liegt des Abends die Hand auf dem Knie, so liegt sie „möd opt Knee“[1]). Der Wind streift seufzend das letzte Grün in geheimer Klage von den Bäumen[2]). Das Wunder aus dem Morgenlande schreibt fingernd in den Dunst[3]), bläst lachend durch die Hände[3]). Der Jugend Zauber ruht lächelnd auf der Heimatstadt[4]). Außerdem: Bittend Wort[5]). Klagend Wort[6]). Klagender Accent[7]). Glücklich lächelnd schweigt der Mund[8]). Träumend Antlitz[9]). Wachende Augen[10]). Heimlich lächelnde Frage[11]). Übermütige Gedanken[12]). Unermüdliche Saiten[13]).

Viel seltener aber sind die noch fehlenden Formen der epithetischen Apperzeption. Eine Verbindung von Sinnlichem mit entferntliegendem Sinnlichen, also z. B. aus verschiedenen Sinnesgebieten, kommt neben dem Alltäglichen, wie „heller Ton“ oder „frischer Klang“, nur einmal in origineller Weise vor: Ambraduftiger, klanghafter Mädchenname[14]).

Ebenso selten stellt Storm ein sinnliches Beiwort zu einem Abstraktum oder umgekehrt. Blaue Märchenwunder[15]), der Träume blasse Spur[16]) sind dafür vielleicht die einzigen Beispiele. Um ganz aufrichtig zu sein: Märchenstille Herrlichkeit[17]). Gottgeborenes Licht[18]). Urgewalt'ge Kraft[19])!

1) W. VIII. S. 273.
2) W. VIII. S. 232.
3) W. VIII. S. 236.
4) W. VIII. S. 194.
5) Liederbuch S. 92.
6) W. VIII. S. 205.
7) W. VIII. S. 212.
8) W. VIII. S. 272.
9) Liederbuch S. 86.
10) W. VIII S. 217.
11) W. VIII. S 90.
12) W. VIII. S. 294.
13) W. VIII. S. 294.
14) W. VIII. S. 235.
15) W. VIII. S. 234.
16) W. VIII S. 215.
17) W. VIII. S. 193.
18) W. VIII. S. 237.
19) W. VIII. S. 237.

Das Oxymoron liegt selbstverständlich dem Dichter ebenso-wenig. Hier bringt er es auf drei Beispiele: Gestürzte Renner[1]). Goldene Rücksichtslosigkeiten[2]). Wackre Grobheit[3]).

Daß in der epithetischen Apperzeption verschiedene Phantasiebegabung ganz verschieden voneinander schafft, wird klar bei einem Vergleiche Storms und Heines. Dieser ist reich an allen diesen letztgenannten Formen, die bei Storm nur spärlich sind. Heine besitzt aber auch die Gabe, die verschiedensten Fäden, die er hin und wieder weben sieht, schnell, ohne grübelnde Arbeit zu verknüpfen, was Storm nicht gegeben ist. Er läßt es darum bei einfachen Epitheta bewenden, die durch ihre Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit nicht weniger zu uns sprechen. Und er erzielt auch mit diesen einfachen Mitteln seine Wirkung. Denn daß nicht allein kühne Epitheta den ästhetischen Reiz eines Gedichtes ausmachen, ebensowenig wie Metaphern oder Antithesen, zeigt nicht nur Storms Lyrik, sondern auch Goethes und zeigen auch Heines kleine Lieder, — und es sind gar nicht so ganz wenige — die nicht mit epithetischem Prunk aufwarten können.

Einem Einwande, Schütze aber spräche von unerschöpflichen Beiwörtern und bildlichen Wendungen, die Storm den Augen beilege, glaube ich schon kurz entgegengetreten zu sein. Diese Beiwörter finden sich in den Novellen. Ja, das novellistische Schaffen wird aber immer zum guten Teil auf Gedankenarbeit beruhen. Durch Verstandesoperation wird der Dichter da auch fernerliegende Epitheta, nicht weniger Metaphern und so weiter gewinnen können. Wo aber finden wir in Storms Lyrik sündhafte, verirrte, heimatlose, gefirmte, schöne gläubige, große brennende, fremdartige, zürnende, fast gottlose, leichtfertige, jungfräuliche und große erschrockene Augen? Wie gesagt, bei der Entstehung seiner Lyrik tritt eine Denkarbeit nicht ins Spiel, seine kombinatorische Phantasie ist aber nicht so günstig

---

1) W. VIII. S. 264. 2) W. VIII. S. 247. 3) W. VIII. S 247.

ausgestattet, daß solche Epitheta ihm spielend kommen, sozusagen ohne sein Zutun in die Feder fließen. Wie wenig der Verstand an der Wahl der Beiwörter beteiligt ist, zeigt z. B. noch ein zwanzigzeiliges Gedicht „Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt“ [1]), in dem von seinen elf Epitheta acht durch dasselbe Wort gebildet werden: Das letzte Lied. Der letzte Kuß. Der Jugend letzten Kuß. Die letzte Rose. Der letzte goldene Trunk. Allerletzter Abendschein. Der letzte Stern. Das letzte Glück.

Als letzte der objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen möchte ich noch die umschreibende Apperzeption in Storms lyrischem Schaffen der Betrachtung unterziehen. Sie dient der Anschaulichkeit und wird einer Phantasiebegabung wie der Storms ein willkommenes Mittel sein, das Abstrakte zu umschreiben. Die Schwalben ziehen ins Land der Pyramiden [2]). Des Dichters Kindheit ist die Zeit der Blumensträuße [3]). Die Tage der Dänenherrschaft im Heimatland nennt er eine Blütezeit der Schufte, eine Zeit von Salz und Brot [4]). Dem rheinischen Zecher strömt der Geist der Heimatsonne lieblich in die Adern [5]). Nicht eben glücklich wird das unpoetische „Junkerpartei“ durch „eine Sorte im deutschen Volk“, die zum Volk nicht gehören wollen [6]) oder durch „die sich stets entgegenstemmen Dem Geist, der größer ist als sie“ [7]) umschrieben. Hat der Dichter sich verliebt, so sagt er:

„Noch einmal hab ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft.“ [8])

Von der Schwester, die im Wochenbette stirbt, heißt es:

„Die Mutterfreude war für dich zu schwer.“ [9])

Daß die geliebte Gattin beerdigt ist, deutet er mit den Versen an:

---

1) W. VIII. S. 202/203.
2) W. VIII. S. 232.
3) W. VIII. S. 234.
4) W. VIII. S. 241.
5) W. VIII. S. 310.
6) W. VIII. S. 265.
7) W. VIII. S. 264.
8) W. VIII. S. 201
9) W. VIII. S. 211.

„In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg.“[1])

Des Dänen Besitznahme von der schleswig-holsteinischen Heimat kündet der Dichter an:

„Und schauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab.“[2])

Teilweise wird diese Apperzeptionsform in der Lyrik keinen bedeutenden Platz behaupten können. Volkstümliche Lyrik wird ihrer besonders sich erwehren müssen, weil dem Durchschnittsleser manches unverständlich bleiben würde. Das Volkslied bedient sich ihrer nicht, es setzt lieber einmal einen bekannten Ausdruck, auch wenn es ihm an dem erwünschten Ton fehlt, als dem Verständnis zu schaden. Storm läßt ein „Londoner Papier“, ein „Schleswig-Holstein“, ein „Idstedt“ ruhig in seiner Lyrik gelten, wie das Volkslied ja auch ein „Österreich“, ein „Belgarad“, ein „Innsbruck“ hat.

Am Schlusse unserer Betrachtung über die Gestaltung der objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen dürfen wir sagen, daß sich diese ästhetisch wertvollen Stilformen bei Storm zum Teil in nur beschränktem Maße vorfinden, daß die in ästhetischer Hinsicht aller wertvollsten so gut wie ganz fehlen. Doch der ästhetische Wert von Storms Lyrik beschäftigt uns hier nicht. Hier nur ist es wichtig festzustellen, daß Storm einen Stil schafft, wie er ihn schaffen muß. In der Entstehung seiner Gedichte, die eine Folge gesteigerter Gefühle sind, kommt seine schwach ausgeprägte kombinatorische Phantasie nicht zu Wort. Man mag nun streiten, in welchem Grade Storms Assoziationsgabe entwickelt ist; so bedeutend ist sie jedenfalls nicht, um dem erregten Dichter leicht und spielend neue Vorstellungen verschiedenster Art zufließen und miteinander verbinden zu lassen. Was ihm mit Hilfe verstandesmäßigen Denkens aber in einigen Apperzeptionsformen mehr gelingt, — in den Novellen tritt

[1]) W. VIII. S. 238. [2]) W. VIII. S. 267.

das hervor — was ihm also auch in der Lyrik hätte gelingen können, spielt für sie keine Rolle, weil sie absolut auf keiner Verstandesoperation beruht, so weit nicht letztes Feilen in Betracht kommt. Storm verwirft einmal ausdrücklich das auf Verstandesoperationen beruhende Hereinziehen von Metaphern in der Lyrik.

Weit voneinander liegende Vorstellungen, durch metaphorische, antithetische oder epithetische Apperzeption verbunden, finden wir darum in den Gedichten Storms fast gar nicht. Nur in ihren einfachen Formen gestaltet er sie, wenn ihn sein anschauliches Phantasiedenken unterstützt. Die Umgangssprache in ihren schlichten, aber anschaulichen und treffenden Ausdrücken wird ihm dabei ein Vorbild, wie das besonders die epithetische Apperzeption zeigte. Er bedient sich reichlich der stehenden epithetischen Verbindungen der Volkssprache, er benutzt durchweg nur ihre kurzen und bündigen Beiwörter, um mit ihnen anschaulich seinen Vorstellungen Ausdruck zu geben. Bemerkenswertes leistet Storm dank seiner Phantasiebegabung in der beseelenden Apperzeption.

Ein Mangel aber bleibt, der die subjektiv ästhetischen Apperzeptionsformen in Storms Lyrik noch mehr hervortreten läßt. Diese gesteigerten Gefühlen entströmenden Stilformen waren, wie wir sahen, von ihm in umfänglichem Maße gestaltet. Ich erinnere nur an das „Oktoberlied". Hier herrschen die subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen bei weitem vor, die objektiven treten zurück. Die Epitheta sind einfach, Metaphern fehlen ganz. Die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen sind es auch nicht, die Storms Lyrik bedeutsam und ästhetisch reizvoll machen. Sondern die Äußerungen seines hervorquellenden, überströmenden Gefühls, die unmittelbar auf uns wirken, und seine ausgezeichnete Anschaulichkeit, die uns seine Phantasievorstellungen sinnlich faßbar vor Augen stellt, wirken auf uns gefühlsanregend. Ein genauer Kenner und Verehrer Storms, Biese, hat mir diese Einsicht schon seit langem vorweggenommen, wenn er schreibt, daß die Lyrik Storms ver-

hältnismäßig arm an Metaphern sei, aber außerordentlich reich an Empfindungs- und Stimmungsbildern [1]).

c) Einfluß der Verstandesbetätigung auf den Stil.

Wir sind in unserer bisherigen Untersuchung Storms lyrischem Schaffen bis zur ersten Niederschrift der Gedichte nachgegangen. Es bleibt uns noch, die Korrekturen des Verstandes bis zur endgültigen Fassung der Betrachtung zu unterziehen. Denn theoretische Einsichten werden auch bei den kleinsten dichterischen Erzeugnissen den ersten Niederschlag gesteigerter Gefühle und Affekte zu klären und zu glätten haben, wie das bei allem poetischen Schaffen zu beachten ist. Ohne eine gewisse Summe kritischer Einsichten wird der moderne Dichter kaum auskommen können. Fremder und eigener Theorien wird er sich auch bei der Arbeit des Feilens bedienen müssen. Storm verfügte über tiefgründige Einsichten, die ihm bei der Korrektur der Gedichte recht förderlich gewesen sein werden. Daß er ohne sie nicht auskam, daß er sogar recht tüchtig feilte, erzählt uns Fontane: „Er ließ das zunächst schnell Geschriebene Wochen lang ruhen, und nun erst begann — zumeist auf Spaziergängen auf seinem Husumer Deich — das Verbessern, Feilen und Glätten, auch wohl, wie Lindau einmal sehr witzig gesagt hat, das ‚Wiederdrübergehen mit der Raspel', um dadurch die beim Feilen entstandene zu große Glätte wieder kräftig und natürlich zu machen.

Unter seinen kleinen Gedichten sind viele, daran er ein halbes Jahr und länger gearbeitet hat. Deshalb erfüllen sie denn auch den Kenner mit so hoher Befriedigung" [2]).

---

1) Metaphorisch und rhetorisch. Eine polemische Studie zur Ästhetik des lyrischen Liedes. Zs. f. vergl. Lit. N. F. Bd. 6. Fußnote S. 80.

1) Fontane, Th. Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. 1896. S. 224.

Storm ließ sich bei dieser Arbeit vor allem durch eigene Verstandeseinsichten leiten. Seine kritische Überlegenheit über die ganzen Tunnelianer wird von Fontane ebenfalls hervorgehoben. Unser Gewährsmann hat keinen anderen so Wahres und so Tiefes sagen hören. Uns Nachgeborenen sind zur Nachprüfung dieses Urteils ein paar ausführliche Aufsätze Storms über Lyrik und lyrisches Schaffen geblieben. Es sind das die schon mehrfach erwähnten Kritiken im Literaturblatt und die Vorreden zu den beiden Anthologien. Verstreut finden wir auch einiges in den Briefen. Storms beide Sammlungen deutscher Gedichte selbst lassen allerdings weniger den Scharfblick, den er in seinen Aufsätzen bekundet, erkennen. In ihnen ist doch so manches Gedicht zu finden, das besser unterdrückt worden wäre und das unsere Zeit auch tatsächlich lange vergessen hat. Es liegt wohl etwas Pietät dem Freunde gegenüber vor, wenn Erich Schmidt das „Hausbuch" als die heute noch beste Anthologie hinstellt.

In den Aufsätzen Storms zeigt sich aber sein sicherer Blick für das Rechte. Er ist vielleicht mitunter zu rigoros, was jedoch seiner Lyrik nie zum Schaden gereichen konnte, weil sie durch seine harten Forderungen immer rein gehalten, immer auf das lyrische Element beschränkt wurde.

Man erinnere sich, um Storms treffendes Urteil zu erkennen, nur seiner frühen Wertschätzung Heines, man bedenke seine hohe Einschätzung Mörikescher Lyrik und zwar schon in einer Zeit, als überhaupt sonst kaum jemand an dies schwäbische Talent dachte. Und wie klar erkannte er, wo Geibels Gedichte jährlich vier bis sechs Auflagen machten, den geringen Wert dieser Poesien! Hatte er an Groths plattdeutscher Lyrik das Lebenswahre gelobt, so sah er doch sofort, nicht geblendet durch die Vorteile dieser, die Mängel der hochdeutschen Paralipomena.

---

[1]) Charakteristiken. S. 426/427.

Als wichtigste Forderung wollte Storm die nach vollkommener Harmonie zwischen Inhalt und Form erfüllt sehen. Er erachtete als besonderen Fortschritt unserer Literatur „ein Streben nach Emancipation von der Phrase und dem konventionellen poetischen Apparat, und somit eine zunehmende Erkenntnis des organischen Zusammenhangs zwischen Form und Inhalt“[1]). Damit strebte er nach dem Ideal eines inneren Stiles, das leider, wie er erkennt, von den meisten Poeten nicht beachtet werde; die Fähigkeit der Formgebung“[2]) fehlte ihnen. Ihren äußeren Stil, der die Form auf einen ihr fremden Inhalt nur äußerlich aufheftet, verwirft er. Gedichte, die der rhythmischen Form zuliebe gemacht sind, wie z. B. Brentanos von der Melodie gemachte Lyrik[3]), lehnt er rundweg ab. Am zusammenfassendsten und klarsten gibt Storm uns sein Bekenntnis in bezug auf Inhalt und Form in einem der Kunstblatt-Artikel[4]): „Erst in neuerer Zeit hat die Kritik mit einer tieferen Auffassung der Form in der Poesie begonnen. Die sogenannte ‚schöne Form‘, deren Wesen man in den rhythmischen und musikalischen Wohllaut des Verses setzte, ohne dabei ein nothwendiges Verhältnis derselben zum Inhalt zu verlangen, fängt allmälig an, im Preise zu sinken; und man will jetzt unter Form vielmehr nur die Art und Weise verstanden wissen, in welcher der eigenthümliche Gehalt eines Stoffes zum poetischen Ausdruck gebracht wird. Formvollendung in diesem Sinne, welche ihrer Natur nach schon einen künstlerischen Stoff und ein intimes Verhältnis des Dichters zu demselben voraussetzt, ist daher recht eigentlich Sache des Talentes; während jede Handhabung der Form, welche zu dem Stoffe selber in kein Verhältnis tritt und ihm daher auch nicht zum Ausdruck verhelfen kann, wenn auch nicht von vorn herein und durchweg der Routine angehört, so

---

[1]) Literatur-Blatt Nr. 4 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 14.

[2]) Liebeslieder XXII.

[3]) Liebeslieder XVIII.

[4]) Literatur-Blatt Nr. 7 d. Deutschen Knnstblattes 1854. S. 25.

doch wenigstens gradeswegs dahin führt. Geibels poetische Entwickelung, der in der deutschen Literatur recht eigentlich der Dichter der schönen Form ist und in dieser Richtung das Mögliche und ohne Zweifel höchst Anerkennungswerthes geleistet hat, bietet hierfür die reichlichsten Belege". Seine Gedichte seien aus der Gewohnheit musikalischer Rhythmenbildung entstanden. Storm schließt dann, die „schöne Form" sei den meisten Dichtern ein Gefäß, wo möglich ein goldenes, in das hinein der mannigfachste, beliebige Inhalt gegossen werde. Er aber stellt im Gegensatz dazu seine Forderung auf, daß die poetische Form sich dem Inhalte anpassen müsse, wie er sich etwas unklar ausdrückt: die poetische Form seien nichts als die Konturen, die den Körper vom Raume trennten[1]).

Rhythmus und Stil sollen mit dem Inhalt eine Einheit bilden. Gegen alles aber, was dieser Harmonie zum Nachteil gereiche, macht Storm energisch Front. Er predigt einen wahren Vernichtungsfeldzug gegen die „Phrase", gegen „taube Worte", „schlaffe, puls- und blutlose Verse"[2]), gegen „falsche und pulslose"[3]) Ausdrücke. Ganz fleckenlos und vollendet sind Goethes „Freudvoll und leidvoll" und Mörikes „Früh, wenn die Hähne krähn"[4]). Hier wird trotz dem Abgegriffenen und dem Verbrauchten in der Sprache dennoch durch die größte Kunst des Dichters ein frischer Eindruck hervorgebracht[5]). Storm lobt Mörikes „energische Anschauung", die alles Vergriffene meide[5]). Aber unser Dichter vermag nur wenige solcher vollkommenen Gedichte zu nennen[5]). An Bürgers „Mädel, schau mir ins Gesicht" muß er tadeln, daß dem Verfasser nach den ersten Versen immermehr die konkrete Anschauung verlasse, daß er aus einer Redensart in die andere, aus einem Gemeinplatz in

---

1) Literatur-Blatt Nr. 7 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 25.
2) Liebeslieder XIV. 3) Hausbuch IX.
4) Liebeslieder XIV.
5) Literatur-Blatt 19 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 76.

den anderen verfalle[1]). Zu Versen Klaus Groths wird bemerkt, sie sänken zum Trivialsten der Tagesliteratur herab, sogar „die tiefe Nacht des Kummers", dieser alte deus ex machina, müsse auftreten, den von hochdeutschen Poeten selbst Schülerhafte kaum noch zu zitieren wagten[2]). Storm hofft, die Phrase werde in seinem Hausbuch keine Stätte gefunden haben, wenigstens im Wesentlichen nicht, „denn was wäre durchweg frei von dieser weltbeherrschenden Krankheit!"[3]) Hergebrachte Phrasen und alte poetische Theatereffekte seien immer noch an der Tagesordnung[4]), am allerhäufigsten in der politischen Lyrik, die darum auch nicht zu einer irgend in Betracht kommenden Innerlichkeit gelangen könne. Sie lasse sich an rhetorischer Phrase und Bildermacherei genügen[5]). Uhlands „Wenn heut ein Geist herniederstiege" komme, abgesehen von dem Anfang, kaum über eine poetisch gefärbte Kammerrede hinaus[6]). Manchem Gedichte fehle auch eine gründliche Durchführung im Einzelnen[7]).

Bei seinen Korrekturen hält sich Storm diese, so gewonnenen Einsichten immer vor Augen, er feilt sorgfältig, er tilgt bedächtig jeden zufälligen, flachen Ausdruck der ersten Niederschrift. Wo die Anschaulichkeit mangelt, wird gebessert oder gestrichen. So verschwinden aus der endgültigen Fassung des Gedichtes „Abschied" die Verse:

„Mag, wer da will, daß er sich selbst betrüge,
Nachrechnen, was auch wir etwa gefehlt;

---

1) Liebeslieder XIV.
2) Literatur-Blatt 19 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 75/76.
3) Hausbuch VI.
4) Literatur-Blatt 7 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 26.
5) Hausbuch X.
6) Hausbuch X.
7) Literatur-Blatt 4 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 15.

Nennt nur das Leben eures Volkes Lüge,
Und die Begeistrung, die euch einst beseelt." [1])

In dem Ostergedicht weicht ein:

„Durchström die Welt du wonnigliches Werde!" [2])

dem konkreten Wunsche:

„Das endlich uns ein ganzer Sommer werde." [3]) —

„Wenn Finsternis und Sturm in lauter Schlacht
Die Kappe peitschten ..." [2])

heißt jetzt besser:

„Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend ..." [3])

Zu kostbar will Storm in dem Gedicht „Einer Todten" die Zeile „Der Athem Gottes wehte durchs Gemach" lauten. Er erinnert sich, daß er diese Zeile nur als eine vorläufige hinschrieb; sie sei indessen stehengeblieben. „Gelegentlich will ich sie versuchen zu ändern, oder wissen Sie, verehrter Mann, mir einen Rath?" so fragt er Mörike [4]).

Unterläuft einmal etwas Abgegriffenes, so wird auch das getilgt. Die dritte Strophe von „Mondlicht" beschloß ursprünglich das Gedicht mit einem der alten, von Storm selbst verworfenen, poetischen Theatereffekte:

„Nun öffnen sich die Blumen,
Die Kelche strömen Duft;
Und kennest du den Vogel
Der aus den Büschen ruft?" [5])

---

[1]) Argo. Belletristisches Jahrbuch 1854. S. 310.
[2]) Volksbuch f. d. Jahr 1849. S. 1.
[3]) W. VIII. S. 237.
[4]) Mörike-Storm-Brfw. S. 13. Brf. Storms v. 12. Juli 1853.
[5]) In „Sommergeschichten und Lieder".

Die bessernde Hand setzt statt dessen:

„Und was in Tagesgluthen
Zur Blüthe nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in die Nacht.“[1])

Ein recht ins Phrasenhafte verfallender Sechszeiler wird garnicht in die Gedichte aufgenommen:

„Stiller werden des Herzens Schläge,
Die lieben Augen fallen dir zu,
Heimlich nur ist die Sehnsucht rege.“[2])

Ebenso werden die meisten der Jugendgedichte des „Liederbuches“ ihrer Plattheiten wegen und mangelnder Anschaulichkeit von dem einsichtigen Künstler nicht mehr beachtet. Dort heißt es zum Exempel in einem Gedicht „Repos d'amour“, schon gänzlich unverständlich:

„Laß schauernd deiner Blicke Graus
Durch meine tiefste Seele gehn.“[3])

oder ganz schwülstig:

„Und alle bange, sel'ge Lust,
Was in dir lacht und weint und glüht,
Gib mir der Thräne süßen Schmerz,
Die brennend durch die Wimper sprüht.“,[3])

in einem andern Gedichte wenig anschaulich:

„Ergriff dich denn im kerzenhellen Saal,
Hinschleichend in des Tanzes Zaubertönen . . .“[4])

Man kann es dem Hamburger Kritiker des „Liederbuches“, Ludolf Wienbarg, wirklich nicht übelnehmen, wenn er über die darin enthaltenen Gedichte Storms nicht viel Lobenswertes zu sagen wußte.

---

[1]) W. VIII. S: 210.
[2]) Argo. Belletristisches Jahrbuch 1854. S. 311.
[3]) Liederbuch. S. 128. [4]) Liederbuch. S. 128.

An Stelle klingender Phrasen, hohler Worte tritt in Storms gereiftem Schaffen das Streben nach Einfachheit, Knappheit und Prägnanz. Im Gegensatz zur Phrase fordert er „Simplizität“. Dem Volksliede räumt er im „Hausbuch“ weitaus am meisten Seiten ein. Das Volkslied habe in unserer Literatur „vom Pathos zur Simplizität“ geleitet[1]). Mitten im „Wuste der neueren Literatur“ erfreut ihn die große Schlichtheit des Prellerschen „Mädchenliedes“[2]). „Wir müssen gestehen, daß wir eine so echte Simplicität . . . lange nicht gehört hatten“[3]). Dieses Lob zeigt uns, wie weit Storm in seiner Forderung, die besonders in der Lyrik gelten müsse, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen[4]), überflüssige Worte zu meiden, die Einfachheit hingehen ließ.

In dieser Forderung liegen andere begründet. Storm wollte Vergleiche und Bilder, kühne Wortzusammensetzungen und Häufungen synonymer Worte aus dem lyrischen Stil verbannt wissen. Verschiedentlich moniert er den „Bilderkram“[5]), die „Bildermacherei“[6]), das „Hereinziehen“ von ausführlichen Bildern und Gleichnissen“[7]). Er, dem seine mangelnde kombinatorische Phantasie schon kaum Metaphern erlaubte, hielt diese für Produkte einer Verstandesoperation, die dem Leser den unmittelbaren Eindruck des Gefühls verkümmern müßten, weil es zu ihrem Verständnis einer Rückoperation des Ver-

---

1) Liebeslieder. XVII.

2) Es lautet: Die Sonne will erblassen,
Der Tag entwich.
Du hast mich ahnen lassen,
Du liebtest mich.

Und nun liegen die Wogen
Im Sternenlicht.
Du bist fortgezogen;
Ich begreife dich nicht.

3) Lit.-Blatt Nr. 7 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 26.

4) Hausbuch IX. 5) Liebeslieder. XIV. 6) Hausbuch. X.

7) Lit.-Blatt Nr. 4 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 15.

standes bedürfe[1]), er wollte sie aber auch eines knappen und prägnanten Ausdruckes wegen aus der Lyrik verbannt sehen. Was sollen in so knappen Gedichten noch so lange Vergleiche, schreibt er zu Kellers „Narren des Grafen von Zimmern“ mit den Versen:

„Doch manche Nuß ist taub bekernt
Und sieht sich köstlich an.“[2])

Storm stellt allen Bilderkram in eine Reihe mit „rhetorischer Phrase“[3]) und „schülerhaftem Pathos“[3]). In seinem „Ostern“ ändert er

„Der Himmel stürzt aus seiner blauen Kluft
Auf uns herab die goldne Sonnenfülle.“[4])

in ein

„Der Fluth entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle.“[5])

mit weniger bildnerischem Schmuck. Die Metapher

„Wenn Finsternis und Sturm in lauter Schlacht
Die Kappe peitschten mit den Eulenflügeln.“[4])

wird einfacher zu

„Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.“[5])

Dasselbe Streben nach Vereinfachung im Stile macht sich in der epithetischen Apperzeption bemerkbar. Kühn gebildete Beiwörter sind bei Storm äußerst selten, an ihrer Stelle finden wir überall solche des täglichen Lebens. Das ist einmal eine Folge der Phantasiebegabung unseres Dichters. Aber wo finden wir über Heines „Nordseebilder“, die an gediegenen Epitheta und auch an kühnen Metaphern reich sind, ein lobendes Wort Storms, der doch versucht haben wird als Heineverehrer und

---

[1]) Lit.-Blatt Nr. 4 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 15.
[2]) Storm-Keller-Brfw. S. 39. Brf. Storms v. 15. Juli 1878.
[3]) Hausbuch X. [4]) Volksbuch f. d. Jahr 1849. S. 1.
[5]) W. VIII. S. 237.

Sohn der Nordseeküste, der das Meer schätzte, dem mit dem Meere etwas genommen war, auch zu diesen großartigen Schöpfungen in ein Verhältnis zu treten? Auch Storm hat das Meer geschildert. Aber seiner geforderten Einfachheit würden „ein weit aufschauerndes, silbergraues Weltmeer", „ein wiegenliedheimliches Singen", „schwarzbeinigte Vögel, mit weißen Flügeln Meer-überflatternde" wenig behagt haben. An Mörike schreibt er, ihm habe die Korrektur an den Peregrina-Gedichten weh getan[1]). Und sehen wir genauer zu, so besteht diese Verbesserung in einer teilweise übertriebenen Verschnörkelung durch neu eingeschobene Epitheta. „Säulengleich steigen, gepaart, Grün umranket, eherne Schlangen, Zwölf, mit verschlungenen Hälsen, Tragend und stützend das Leicht gegitterte Dach . . ." Storms in entgegengesetztem Sinne wirkenden Korrekturen zeigt die Änderung von

„Ein weihrauchsüßes Harzgedüfte
Durchschwimmet träumerisch die Lüfte"[2])

zu

„Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte."[3])

Synonyme Worthäufungen sind, wie schon bei der Betrachtung der subjektiv ästhetischen Apperzeptionsformen bemerkt wurde, in Storms Lyrik der Reifezeit nicht zu finden. Er beseitigt jede Tautologie, wofür dann die Kumulation erscheint. Auch hier tritt das Streben zutage, kein unnützes Wort zu gebrauchen. Nur die Jugendlyrik enthält ein Nebeneinander synonymer Worte. Der Sturm soll verwehen und verschlingen[4]). Äuglein klar und rein[5]). Wirken und Mühen[6]). Hervortreten frei und getrost[7]). Die bessernde Hand können wir an zwei Beispielen tätig sehen. Im Liederbuch heißt es: „In den

---

1) Mörike-Storm-Brfw. S. 6. Brf. Storms v. 20. Nov. 1850.
2) Vollsbuch f. d. Jahr 1846 (im Kalender unter Dezemberbild) S. 25.
3) W. VIII. S. 193.
4) Liederbuch. S. 92.
5) Liederbuch. S. 120.
6) Volksbuch f. d. Jahr 1846. S. 112.
7) Volksbuch f. d. Jahr 1846. S. 112.

Lüften ein Schwirren und Summen"[1]). Das Gedicht „Im Walde" hat aber:

„Die blauen Fliegen blitzen
Und summen durch die Luft."[2])

Ehe der Vierzeiler

Es lullt und singt dich ein u. s. w."[3])

in die „Gedichte" aufgenommen wird, erfolgt eine Änderung:

„Die Lieb ist wie ein Wiegenlied;
Es lullt dich lieblich ein u. s. w."[4])

Neben diesen bemerkenwerteren stehen eine Reihe kleinerer Verbesserungen, Umstellungen von Worten, Streichungen und Einfügungen von Partikeln usw., Änderungen, die hauptsächlich einem flüssigen Verse zugute kommen. Sie erregen weniger unsere Beachtung, weil sie für einen künstlerischen Stil nur von geringer Bedeutung sein werden.

Wie aber verhält sich der Dichter seinen poetischen Erzeugnissen als ein Ganzes gegenüber? Auch darüber wird er sich verstandesgemäß klar werden müssen, ob die Darstellung einheitlich ist, ob sich in ihr Widersprüche, Lücken usw. finden. Kellers Gedicht „Tod und Dichter" ist Storm „im ganzen... nicht klar und einheitlich genug"[5]). Er würde auch in Mörikes „Gesang zu zweien in der Nacht" eine Beschränkung auf die beiden Absätze „Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift" und „Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal" vorziehen, „denn diesen wunderbaren Versen, worin der Dichter die Urform der Dinge zu offenbaren scheint, sind die anderen Theile des Gedichts nicht ebenbürtig und die ersten bilden ohnehin ein geschlossenes Ganze für sich"[6]).

---

1) Liederbuch. S. 132.
2) W. VIII. S. 195.
3) Liederbuch. S. 90.
4) W. VIII. S. 297.
5) Storm-Keller-Brfw. S. 66. Brf. Storms v. 20. Sept. 1879.
6) Mörike-Storm-Brfw. S. 45. Brf. Storms v. Nov. 1854.

So geht Storm denn auch mit sich zu Rate, ob in seinen Gedichten „der Funken“ herausgekommen ist. Da paßt ihm die vierte Strophe des Gedichtes „Meeresstrand“ nicht.

„Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.“[1])

Sie sagen tatsächlich auch nicht das, was Storm ausdrücken wollte. Er schreibt dazu: „Die beiden ersten Zeilen der 4. Strophe sind mir eigentlich noch nicht tief und individuell genug gefaßt, obgleich der Sache nach richtig. Es kommt nemlich darauf an, das Geräusch des Windes von dem des Meeres zu trennen“[2]). Es kam jedoch zu keiner Änderung. Gewinnbringender wurde die Verstandeseinsicht für das Gedicht „Herbst“. Die ursprüngliche Fassung lautete:

„Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche über's Meer,
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend wie in leiser Klage
Streift der Wind das letzte Grün —
Ach die süßen Sommertage,
Ach sie sind dahin, dahin!

Doch so tröstlich scheint die Sonne,
Das man sicher glauben mag,
Hinter allen Winterschauern
Lieg' ein ferner Frühlingstag.“[3])

Der Anfang der dritten Strophe „Doch so tröstlich scheint die Sonne“ paßt entschieden nicht zu dem Inhalt der beiden ersten Strophen. Hier war eine Verbesserung geboten. So wird daraus. „Nur noch einmal bricht die Sonne Unaufhaltsam durch

1) W. VIII. S. 195.
2) Mörike-Storm-Brfw. S. 56. Brf. Storms v. 7. Okt. 1855.
3) Volksbuch f. d. Jahr 1848 unter Novemberbild.

den Duft" —[1]) was dann aber einen Zusatz bedingte, der den von der Sonne zu durchdringenden Nebel einführte. Dann konnte die letzte Strophe lauten: „Und es leuchten Wald und Haide, Daß man sicher glauben mag usw."[1]).

Über ein Letztes noch wird sich der Dichter verstandesmäßiges klar zu werden haben. Er wird sich fragen müssen, ob in seinen Gedichten, wenn sie Anspruch auf ästhetischen Wert haben sollen, der Abtönung Rechnung getragen ist. Die Norm der Abtönung wird der Dichter nicht zu vergessen haben. Ein Dichter wie Storm, den vor allem immer das Schöne zum Schaffen begeisterte, wird sie sich nun wohl kaum in ängstlicher Bedachtsamkeit vor Augen zu halten brauchen, denn seine vor starken Affekten beherrschte Seele wird dem, was mit seinem Seelenzustande nicht in Beziehung steht, kaum Teilnahme schenken können. Nur einmal, beim Tode der Gattin, sehen wir ihn ins Abstoßende verfallen, wenn er dichtet:

„Ein Leib und eine Seele, wie wir waren,
Kann ich von deinem Tode nicht genesen;
Wie du zerfällst einsam in deinem Grabe,
So fühl ich mich, mein Leben, mit verwesen."[2])

Aber sehr bald wird diese Strophe, der die Strophe „Da ich ein Sänger bin"[3]) voranging, ausgemerzt, sicher in der richtigen Erkenntnis, daß sie als etwas Peinigendes, Rohnatürliches in einer einen edlen poetischen Stil anstrebenden Dichtung keinen Raum haben könne.

Machte sich in diesem Teile der Untersuchung auch der Mangel reichlichen Materials bemerkbar, so dürften wir doch einiges erkannt haben. Storm feilt sorgfältig; er prüft die Einheit des Ganzen, er achtet auf eine Vollendung des künstlerischen Stiles, dem keine Unebenheiten und Plattheiten anhaften bleiben dürfen. Er strebt nach größter Einfachheit, die er durch

---

1) W. VIII S. 194/195.
2) Mörike-Storm-Briefw. S. 74. Storms Brf. v. 6. Juli 1865.
3) W. VIII. S. 269.

Prägnanz und Knappheit zu erreichen sucht. Gewisse Stilfiguren treten darum in seinem lyrischen Stil zurück.

Storms Sprache in seiner Lyrik ist die hochdeutsche, die norddeutsche Heimat des Dichters aber nicht verleugnende Sprache. Worte und Redewendungen der aus der plattdeutschen Sprache schöpfenden hochdeutschen Umgangssprache Norddeutschlands finden sich. Jedoch sind sie in der Lyrik lange nicht so häufig wie in den Novellen, wo sie dem Nichtniederdeutschen mitunter sogar das Verständnis werden unterbinden können. Ich nenne nur „Döns“[1], „Tatern“[2], „Heck“[3], „Rickwerk“[4], „blenkern“[4], „antütern“[5]. In der Lyrik deuten auf norddeutsche Herkunft Worte wie „Glupen“[6], „schmeißen“[6], „klitschen“[6], „Laken“[7], Wendungen wie „hinübersein“[8], „was abmachen“[9], „was fertigkriegen“[9]. Auch sonst kommen Worte und Redensarten des täglichen Lebens vor:

„Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich.“[10])

„Ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen“[10]). Sich in Mädchenaugen vergaffen[11]).

„Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Fressen fromme Kinder gern.“[12])

„Ein tücht'ger Kerl hat seinen Sparrn!“[13])

„Sie haben wundervoll diniert . . .“[14])

. . . . und roch nach Bier.“[15])

Ein Kerl von Leder[16]). Das verruchte Weib[17]). Rechter

---

1) W. V. S. 16.
2) W. V. S. 20.
3) W. I. S. 57.
4) W. III. S. 114. 91.
5) W. IV. S. 207.
6) W. VIII. S. 227.
7) W. VIII. S. 229.
8) W. VIII. S. 211.
9) W. VIII. S. 226.
10) W. VIII. S. 191.
11) W. VIII. S. 201.
12) W. VIII. S. 257.
13) W. VIII. S. 296.
14) W. VIII. S. 222.
15) W. VIII. S. 225.
16) W. VIII. S. 222.
17) W. VIII. S. 223.

Lump[1]). Grober Kavalier[2]). Blütezeit der Schufte[3])). Carriere-Machen[4]). Das Reelle[5]). Grunzen[6]).

Der Archaismen bedient sich Storm nicht, ebensowenig juristischer Fachausdrücke bis auf „dekretieren"[7]), „vigilieren"[8]), „römische Berichte"[9]), „Zinsen und Kapital"[10]). Aus der Militärsprache entlehnt er „Reveille blasen"[11]), „Schwadron"[12]), „Bataillon"[12]), „Tambour"[12]).

Außerdem sind keine Eigentümlichkeiten zu bemerken, was ja, da Storms lyrisches Schaffen zeitlich wenig zurückliegt, nur natürlich ist.

Wohl aber könnte man noch die Frage aufwerfen, warum Storm sich der plattdeutschen Sprache in seiner Lyrik so äußerst selten bedient habe, gesteht er doch selbst, daß plattdeutsche Verse, wenn sie nur halbwegs gut sind, sehr hübsch klingen[13]). Auch erkennt er die „allergrößten Vorteile", die die niederdeutsche Sprache dem Dichter biete: „Sie wird von einem Theile des Volkes gesprochen, der seinen Ausdruck noch mehr aus der unmittelbaren Anschauung, als aus der Reflexion schöpft, und besitzt daher eine Fülle anschaulicher lebendiger Worte und ganzer fertiger Wendungen; in diesen seit Jahrhunderten aufgehäuften, und — was die Hauptsache ist — durchaus unabgenutzten Reichtum hat der Dichter nur hineinzugreifen, und es wird sich die im Sprachschatze fertig vorgefundene Phrase an der richtigen Stelle ausnehmen, als sei sie speciell aus der jedesmaligen Situation erwachsen und gehöre dem Dichter eigenthümlich"[14]).

Storm scheint sich neben seinen beiden plattdeutschen Ge-

---

1) W. VIII. S. 262.
2) W. VIII. S. 291.
3) W. VIII. S. 241.
4) W. VIII. S. 247.
5) W. VIII. S. 233.
6) W. VIII. S. 227.
7) W. VIII. S. 226.
8) W. VIII. S. 295.
9) W. VIII. S. 238.
10) W. VIII. S. 225.
11) W. VIII. S. 240.
12) W. VIII. S. 264.
13) Brfe i. d. Heimat S. 166.
14) Lit.-Blatt Nr. 19 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 76.

dichten, die wir in seiner Gedichtssammlung finden, noch sonst in plattdeutschen Gedichten versucht zu haben, jedenfalls schreibt Schütze, „Gode Nacht" sei, von ein paar Versen an Klaus Groth abgesehen, das einzige plattdeutsche Gedicht, dem Storm in die Sammlung seiner Gedichte Aufnahme gewährt habe[1]). Vielleicht hat er bei der Produktion dieser Gedichte aber doch bald eingesehen, daß die niederdeutsche Sprache nicht seine Dichtersprache, wie sie es dem Landsmanne Klaus Groth war, sein würde. Als dieser seine „Hundert Blätter" hat in die Welt gehen lassen, schreibt Storm nach seiner ungünstigen Kritik dieser hochdeutschen Gedichte: „Im übrigen — ist es eben schwierig in zweien Sprachen ein Dichter zu sein"[2]). Damit wird Storm das Richtige getroffen haben. Eine Sprache, sei es nun die hochdeutsche, sei es die plattdeutsche, wird dem Norddeutschen immer vertrauter sein. Klaus Groth, dem Sohne eines Landwirtes und Müllers, war von Kind an das Platt geläufig, sie war die Umgangssprache im Hause; die Schule impfte ihm erst das Hochdeutsche ein. Er gewann, wie Storm sagt, ein feines Ohr für die plattdeutsche Sprache, das Geheimnis des hochdeutschen Sprachklanges blieb ihm aber verschlossen[2]). Unser Dichter hingegen, der Advokatensohn, wuchs in einem vor allem hochdeutsch sprechenden Kreise auf, in ihm saß die hochdeutsche Sprache fester als die plattdeutsche. So kommt es denn, daß der eine Schleswig-Holsteiner seinen erregten Gefühlen in dem ihm geläufigeren Platt Luft macht, der andere in dem von ihm mehr gesprochenen Hochdeutsch. Es ist eine alltägliche Erscheinung, daß Leute, denen die plattdeutsche Sprache tiefer eingewurzelt ist als die hochdeutsche, in erregter hochdeutscher Unterhaltung wie in jeder Gefühlssteigerung plötzlich in das Plattdeutsche verfallen.

Außerdem ist nicht zu vergessen, daß dem, der in hochdeutscher Sprache dichterisch zu schaffen gewohnt ist, beim Dichten

---

1) Schütze S. 142.

2) Lit.-Blatt Nr. 19 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 76.

in plattdeutscher Sprache technische Schwierigkeiten erwachsen werden Die Reimverhältnisse sind im Niederdeutschen ganz andere als im Hochdeutschen, und es würde eine längere Übung dazu gehören, um das auszugleichen, was der Dichter in hochdeutscher Sprache durch Erfahrungen von Kind an an Reimgeschicklichkeit voraus hat. Storm reimt denn auch tatsächlich in seinen beiden plattdeutschen Gedichten schlecht: Straten zu slapen[1]), Weegen zu Leven[1]), Sünn zu rin[2]). Wie weit das Gedicht „Gode Nacht“[1]) wirklich Storms eigenste Schöpfung ist[3]), oder wie weit es auf einer Nachahmung Klaus Grothscher Lyrik beruht, kann ich nicht entscheiden. Von den anderen plattdeutschen Versen, die Storm an Groth richtete[2]), weiß man schon eher, warum sie plattdeutsch sind. „Gode Nacht“ aber soll vor dem Erscheinen von Groths Gedichten entstanden sein, im September 1850. Storm hätte dann den Ruhm für sich, als einer der allerersten die plattdeutsche Sprache zum Träger eines innigen lyrischen Klanges gemacht zu haben, die bis dahin nur komischen Gedichten das Wort lieh. Verwunderlich scheint mir nur, daß Storm dies 1850 entstandene Gedicht, das er selbst sehr hoch bewertete, erst 1854 in die Öffentlichkeit brachte, es weder in die 1851 erschienenen „Sommergeschichten und Lieder“, noch in die erste, 1852 besorgte Auflage der Gedichte aufnahm. Wir würden gewiß nicht mit dem Dichter rechten, wenn er, seinem obersten Grundsatze untreu, nach dem großen Erfolge von Groths plattdeutscher Lyrik einen nachahmenden Versuch gewagt haben würde.

Seine kritische Einsicht jedoch läßt Storm sehr bald von seinem versuchten poetischen Schaffen in plattdeutscher Sprache abkommen. Er ist ein hochdeutscher Dichter, und nebenher in einer anderen Sprache, und sei es auch nur in einer anderen Mundart, dichterisch schaffen zu wollen, ist schwer. Auch hier gilt das Wort Emil Kuhs über Storm, das dieser mit Freuden akzeptierte, daß er nie gewollt habe, was ihm die Natur versagte[4]).

---

[1]) W VIII. S. 218. [2]) W. VIII. S. 273. [3]) Schütze S. 142.
[4]) Storm-Kuh-Brfw. S. 376. Brf. Storms v. 29. Nov. 1874.

2. Die Entstehung der metrischen Formen.

Unerläßlich fordert die Wortwerdung erregter Gefühle in der Poesie, wenn sie eben nicht aufhören soll, Poesie zu sein, eine rhythmische Gliederung der Gefühlsäußerungen. Nicht allein ein dem Inhalte harmonisch sich fügender Stil wird der Forderung nach einem idealen Verhältnis zwischen Inhalt und Form genügen, nein, außerdem wird ein dem Inhalte angepaßter Rhythmus bei dem wahren Dichter die unausbleibliche Folge eines gefühlsstarken Schaffens sein. Nur dann wird die Harmonie von Inhalt und Form in solcher Vollkommenheit erreicht werden, wie sie zu fordern ist und wie Storm sie auch tatsächlich forderte. Heine habe gezeigt, so heißt es in der Vorrede zu den „Liebesliedern", was die einfachsten Worte vermögen, so bald nur die rhythmische Weise dazu gefunden ist[1]). Welcher Wirkung ein mit dem Inhalte verwachsener Rhythmus fähig sein kann, lehren uns seine „Nordseebilder", wie harmonisch aber bei einem Schaffen aus höchster Gefühlserregung heraus sich Inhalt und Rhythmus verbinden können, zeigen am besten Goethes Gedichte. Wie fein spiegelt die rhythmische Form in den Gedichten „Meeresstille" und „Glückliche Fahrt" die Stimmung des Dichters wieder. Hier charakterisiert der Versbau sogar besser als der Inhalt. Wir sehen, der Rhythmus kann von ungeheurer Bedeutung sein. Nur muß ihn der Dichter werden lassen; er darf ihn nicht als etwas Gemachtes, Fertiges hinnehmen, was aber nur zu häufig geschieht, wenn gefallende rhythmische Formen der Anlaß zu Gedichten werden. Storm verwarf diesen dem eigentlichen entgegengesetzten Weg ausdrücklich. Geibels Dichtungen seien solche Produkte, die gewohnheitsmäßiger Rhythmenbildung ihren Ursprung verdankten[2]). Es geht selbstverständlich auf diese Weise dem Dichter das Ausdrucksmittel des Rhythmus verloren. Die Gefühlsqualitäten allerdings werden sich in der rhythmischen Form nicht aus-

---

[1]) Liebeslieder XIX.

[2]) Lit.-Blatt d. Deutschen Kunstblattes 1894. S. 25.

drücken können, wohl aber werden die Abstufungen in den Affekten, aus denen sie hervorgehen, wahrnehmbar sein. Eine starke Gefühlserregung wird ihren Ausdruck in vorzugsweise schwach rhythmisierten Versen, in anapästischem Versbau, in Dipodien und Tripodien finden; die Ruhe, das Ernste hingegen wird weit weniger wild in stark rhythmisierten Versen mit einem regelmäßigen Wechsel von Jamben oder Trochäen und in Monopodien ausfließen.

Bei einem Lyriker wie Storm werden wir vor allem den Rhythmus der Erregung zu erwarten haben. Nur dürfen wir nicht den gelesenen oder den schematisch skandierten Vers der Betrachtung unterwerfen, sondern der künstlerisch und stilgemäß gesprochene Vers wird der Untersuchung zugrunde zu legen sein. Wie Storm ja auch zu allen Zeiten betonte, Verse seien laut zu lesen. An Kuh, dem irgendein Gedicht nicht gefallen hat, schreibt er: „Bitte lesen Sie es nur einmal vor, und Sie werden sehen“[1]). Groths plattdeutsche Gedichte bedürfen wie wenig andere des gesprochenen Wortes[2]).

Der augenblickliche Ausbruch des Gefühls, wie er uns in Storms lyrischem Schaffen bis jetzt entgegentrat, prägt auch dem Rhythmus der Gedichte den Stempel der Ursprünglichkeit auf. Wie sonst, finden wir auch hier nichts Gesuchtes; mit der Konzeption entsteht die rhythmische Form, was Inhalt und Rhythmus dann zu einer harmonischen Einheit macht, wie das bei dem Schaffen dieses lyrischen Talentes gar nicht anders sein kann Wenn jedoch die Ineinsbildung von Inhalt, Stil und Rhythmus bei Storm nicht die großartige Harmonie, wie sie in Goethes Lyrik zu finden ist, erlangt, so zeigt das nur des Altmeisters größere Kunst, die auch in dieser Beziehung ohnegleichen ist.

Die starke Gefühlserregung, die, wie wir wissen, die eigentliche Vorbedingung zu Storms lyrischem Schaffen war, bewirkt

---

1) Storm-Kuh-Brfw. W. Ill. D. M. 67. S. 105. Brf. Storms v. 22. Dez. 1871.

2) Mörike-Storm-Brfw. S. 16. Brf. Storms v. 1. März 1854.

eine eigene, bewegte rhythmische Form dieser im Affekt entstandenen Gedichte. Die Erregung des Harfenmädchens in „Immensee" spiegelt sich in dem Rhythmus ihrer sinnlichen Werbung wieder:

„Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!"[1])

In Erinnerung an die verlorene Gattin dichtet Storm in ähnlich bewegtem Versmaß:

„über die Haide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.
. . . .
Wär ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!"[2])

An diesen beiden Beispielen erkennen wir zugleich, daß es dem Rhythmus an Ausdrucksfähigkeit für die verschiedenartige Qualität der Gefühle gebricht, er vermag nur den Grad der Erregung auszudrücken.

Anapästische und daktylische Versfüße finden sich noch oft in Storms Lyrik, sie treten immer in hoher Gefühlssteigerung oder heftiger Erschütterung auf. Beim Tode der geliebten Frau erklingen sie:

„In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg."[3])

„Und am Ende der Qual alles Strebens
Ruhig erwart ich, was sie beschert,
Jene dunkelste Stunde des Lebens;
Denn die Vernichtung ist auch was werth."[1])

Anapästische Aufregung haben wir auch sonst:

„Ich bin eine Rose, pflück mich geschwind!
Blos liegen die Würzlein dem Regen und Wind.
. . . .

---

1) W. VIII. S. 196.
2) W. VIII. S. 273.
3) W. VIII. S. 267.
4) W. VIII. S. 269.

Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein vater- und mutterlos Kind.“[1]

„Es giebt eine Sorte im deutschen Volk,
Die wollen zum Volk nicht gehören ...“[2]

„Aus Träumen in Ängsten bin ich erwacht;
Was singt doch die Lerche so tief in der Nacht!“[3]

„Einen Brief soll ich schreiben
Meinem Schatz in der Fern;
Sie hat mich gebeten,
Sie hätt's gar zu gern.“[4]

Sind dies auch nicht rein anapästische Verse, so ist dies Durcheinander von einsilbigen und zweisilbigen Senkungen doch nicht minder als rein anapästische für die Entstehung bezeichnend. Diese grundsätzlich beliebige ein- und zweisilbige Senkung, wie sie vor allem Storms Vorbilder Eichendorff und Heine im Anschluß an das Volkslied in ihrer Lyrik pflegten, verwendete unser Dichter in seinen Jugendgedichten besonders nach Heineschem Muster noch bewußt:

„Halbschläfrig sitz' ich im Lehnstuhl;
Vor der Thür auf dem Treppenstein
Schwatzen die Mädchen und schauen
In den hellen Sonnenschein ...“[5]

In der Lyrik der Reifezeit ist dieser Wechsel in der Silbenzahl der Senkung dann aber eine Folge seines erregten Gefühlslebens. Ich führe noch an:

„Meine Mutter hat's gewollt,
Die Andern ich nehmen sollt;
. . . .
Ach, könnt ich betteln gehen
über die braune Haid!“[6]

„über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

---

1) W. VIII. S. 269.
2) W. VIII. S. 265.
3) W. VIII. S. 251.
4) W. VIII. S. 198.
5) Liederbuch. S. 132.
6) W. VIII. S. 196.

Graues Geflügel huschet
Neben den Wassern her;
Wie Träume liegen die Inseln . . .“[1])

„Du bissest die zarten Lippen wund,
Das Blut ist danach geflossen . . .“[2])

„Mein Häwelmann, mein Bursche klein,
. . . .
Die Vögel singen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen.“[3])

„Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen . . .“[4])

Aber nicht allein an diesem beliebigen Wechsel ein- und zweisilbiger Senkungen bemerken wir die hochgradige Erregtheit der Gefühle. Sie tritt auch zutage in den rein jambischen Gedichten. Jedoch sind die Hebungen nicht monopodisch gleich stark, sondern sie sind dipodisch stark und schwach. Wohl aber hütet sich der Dichter, schematisch wie im Kinderliede Iktus und Arsis, Iktus und Arsis die Reihenfolge sein zu lassen. Er variiert diesen unkünstlerischen Versbau, so weit es geht, ohne die den Affekt im Schaffen verratende dipodische Gliederung aufzugeben.

Die vierhebigen Verse seines „Oktoberliedes“[5]) zeigen dies:

„Der Nebel steigt, es fällt das Laub . . .“

„Und geht es draußen noch so toll . . .“

„Ist doch die Welt, die schöne Welt . . .“

„Und wimmert auch einmal das Herz . . .“

„Die blauen Tage brechen an . . .“ u. s. w.

In „Abseits“[6]) herrscht dasselbe Streben:

„Es ist so still; die Haide liegt“ u. s. w.

---

1) W. VIII. S. 195.
2) W. VIII. S. 199.
3) W. VIII. S. 217.
4) W. VIII. S. 266.
5) W. VIII. S. 191/192.
6) W. VIII. S. 192.

„Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen . . .“

Sehr leicht würde sich das Gedicht „Die Nachtigall“[1]) dipodisch lesen lassen. Ein guter Vortrag wird die unkünstlerische Gliederung jedoch leicht zu meiden wissen. Dies scheint mir aber auch der einzige Fall zu sein, wo schlechte Deklamation in das Schema

x x́ x x̀ x x́ x x̀

verfallen könnte. Sonst ist es schwer möglich, in irgend eines der Gedichte dipodischen Tonfall hineinzulegen. Es drängt sich durchweg eine Betonung wie

x x́ x x̀ x x̀ x x́

oder x x̀ x x́ x x́ x x̀

in vierhebigen, nicht monopodischen Versen auf.

Ein letztes Charakteristikum für den im Affekt entstandenen Vers gewinnen wir durch einen Blick auf Goethes „Mailied“. Die rhythmischen Reihen sind außerordentlich kurz, sie bestehen hier aus nur zwei Takten. Zweitaktige und dreitaktige — auch diese dürften wie die erstgenannten auf einen plötzlichen Ausbruch der Gefühle deuten —, diese kurzen rhythmischen Reihen finden sich bei Storm selbstverständlich nicht selten.

„Heute, nur heute
Bin ich so schön;[2])

„Einen Brief soll ich schreiben
Meinem Schatz in der Fern;“[3])

„über die Heide / hallet mein Schritt . . .“[4])

„Dunkle Cypressen —
Die Welt ist gar zu lustig;
Es wird doch Alles vergessen.“[5])

„So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.“[6])

---

1) W. VIII. S. 197. 2) W. VIII. S. 196. 3) W. VIII. S. 198.
4) W. VIII. S. 273. 5) W. VIII. S. 271. 6) W. VIII. S. 249.

„Als ich dich kaum gesehn,
Mußt es mein Herz gestehn . . .“[1])

„Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!“[2])

„Nun gieb ein Morgenküßchen!“[3])

Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß die im Affekt entstandenen Gedichte Storms die Ausdrucksmittel im Rhythmus für gesteigerte Gefühle aufweisen. Gefühlsbewegt schafft er zu seinen lyrischen Äußerungen eine seine Erregung widerspiegelnde rhythmische Form. Am häufigsten ist der jambisch-anapästisch schwach rhythmisierte Vers, wie er unserer Sprache am gemäßesten ist. Verse mit beliebigem Wechsel von ein- und zweisilbiger Senkung, wie das Volkslied sie hat, finden sich häufig.

Die Unregelmäßigkeiten im Versbau, die eine große Bewegung im Rhythmus bewirken, sind auf die Erregung des Dichters während seines Schaffens zurückzuführen. Eine Belebung erfährt die rhythmische Form noch durch eine dipodische Gliederung, der aber von künstlerischem Gesichtspunkt aus gewisse Schranken auferlegt sind, und durch kurze zwei- bis dreitaktige rhythmische Reihen.

Ganz anders werden sich weniger große Gefühlssteigerungen und die Ruhe im Rhythmus ausprägen. Das Bewegliche anapästischer Verse, das Leichte dipodischer Gliederung, das Lebendige aller der genannten Unregelmäßigkeiten werden hier nicht am Platze sein. Statt dessen wird die Ruhe weniger lebhaft in jambischen oder trochäischen Versen und in Monopodien zum Ausdruck kommen, stark rhythmisierte Verse werden ihr Merkmal sein. Einen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung finden wir bei Storm überall da, wo die zum Schaffen führende Gefühlserregung weniger groß, vielleicht nur unbedeutend ist, was allerdings, wie wir wissen, nicht oft der Fall

---

1) W. VIII. S. 197.
2) W. VIII. S. 215.
3) W. VIII. S. 216.

war. Wo der Inhalt das Ruhige oder nur leichte Schwingungen der Gefühle widerspiegelt, wird die rhythmische Form dem immer angeglichen sein. Auch hier ist die Harmonie ursprünglich, in der Konzeption begründet.

Viele Beispiele werden hier, nach Storms ganzer lyrischer Schaffensweise zu urteilen, nicht zu nennen sein, wohl kaum eines aus seiner Liebes- und Heimatlyrik. Zu der beschaulichen Ruhe, die die Verse an Klaus Groth ausdrücken, paßt der Rhythmus:

„Wenn't Abend ward,
Un still de Welt und still dat Hart;
Wenn möd upt Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
Du hörst den Parpendikelslag ...“[1])

Als sich der Schmerz um die verlorene Gattin gelegt hat, erklingt ruhig sein

„Der Geier Schmerz flog nun davon,
Die Stätte, wo er saß, ist leer;
Nur unten tief in meiner Brust
Regt sich noch etwas dumpf und schwer.“[2])

„Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.“[3])

Sehr schön malt die rhythmische Form das Abflauen der Gefühle in „Schließe mir die Augen beide“. In den ersten Versen herrscht noch die Erregung:

„Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.“

Dann aber wird dem Inhalte gemäß der Rhythmus ruhiger:

„Und wie leise sich der Schmerz
Well um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.“[4])

---

1) W. VIII. S. 273.
2) W. VIII. S. 269.
3) W. VIII. S. 271.
4) W. VIII. S. 214/215.

Der Rhythmus der Ruhe macht sich in Storms Lyrik längst nicht so breit wie der Rhythmus des Bewegten. Bei Storms Schaffen kann das gar nicht anders sein, das eine große, „die höchste Gefühlserregung" verlangte. In einer Lyrik wie der seinen, in der so gut wie allein das lyrische Element herrscht, werden schwach rhythmisierte Verse vorwiegend zu finden sein. Einer gefühlsärmeren Lyrik, in der auch das reflektierende, beschreibende und erzählende Element zu Worte kommt, werden mehr die stark rhythmisierten Verse vorbehalten sein. Denn hier wird der halbwegs bewußt schaffende Dichter dem Rhythmus mehr Augenmerk zuwenden können, während der aus einer Erregung herausschaffende Dichter in seinen plötzlichen Gefühlsausbrüchen nicht auf einen regelmäßigen Wechsel jambischer und trochäischer Verse wird achten können. Die weniger leicht veränderliche Sprache wird hier vielmehr eine Umwandlung des Rhythmus, dem eine größere Dehnbarkeit anhaftet, bewirken.

Selten wird dann das Umgekehrte der Fall sein, daß der Rhythmus die Sprache verändert. In schwach rhythmisierten Versen werden Vergewaltigungen der Sprache durch den Rhythmus leicht durch den Vortrag zu meiden sein. So werde ich durch den Rhythmus leicht verleitet werden zu lesen:

„Mit Schlúmmerdùft anhaúchen mich die Pflanzen";[1])

ich kann aber auch sprachgemäß betonen

„Mit Schlúmmerduft ánhaùchen mich die Pflanzen."

Dies Beispiel ist übrigens das einzige, in dem dem Rhythmus zuliebe eine Akzentverschiebung eintreten könnte. Sonst trifft man in Storms Lyrik auf solche Härten nicht. Der Hauptton hat immer eine starke Hebung oder kann sie in diesen schwach rhythmisierten Versen leicht erhalten. Durch Umlegung läßt sich in allen den wenigen Fällen die Sprachwidrigkeit leicht vermeiden. So würde sich dem Versmaß anpassen:

---

1) W. VIII. S. 203.

„An einem ambraduftigen
Klanghàften Mädchennamen;"

es steht aber dem nichts im Wege, den Rhythmus der Sprache unterzuordnen:

Klánghaften Mädchennamen;"[1])

Und so hilft die schwache Rhythmisierung der Verse auch sonst.

Worüber ich in diesem Zusammenhange nur etwas mehr sagen möchte, das ist über den Hiatus. Im allgemeinen sieht man ihn ja lieber gemieden, und in schwach rhythmisierten Versen wäre er ja auch unschwer zu meiden. Denn ob es nun heißt

„Da fühlt' er, daß er ein Mann geworden"[2])

oder

„Da fühlte er, daß er ein Mann geworden",[3])

das ist rhythmisch ganz gleichgültig. Wenn Storm trotzdem „fühlt' er"[2]) in „fühlte er"[3]) bessert, so zeigt das sicher, daß er die von vielen empfundene Härte des Hiatus nicht spürte.

Gerade norddeutsche Dichter zeichnen sich dadurch aus, daß sie selbst die entbehrlichsten e in unbetonter Stellung vor folgendem Vokal nicht fallen lassen. Heine ist darin am skrupellosesten, aber auch Hebbel, wenn man das vom Standpunkt des Norddeutschen überhaupt skrupellos nennen kann. Der Norddeutsche hat gar kein Gefühl für das „Unschöne" des Hiatus. Ich glaube, das beruht auf einer Eigenart der norddeutschen Sprechweise, die die süddeutsche nicht oder doch weit weniger hat. In der norddeutschen Artikulation herrscht ausnahmslos der feste Einsatz, das Knackgeräusch, das sogar die Stärke annimmt, die vokalisch anlautende Wörter miteinander alliterieren läßt. Der feste Einsatz wirkt also wie ein Konsonant, vokalisch anlautende Wörter haben sozusagen konsonantischen Anlaut. Im Norddeutschen werden denn auch z. B. geehrt, unbeirrt mit scharfer Silbentrennung gesprochen: ge'ehrt, 'unbe'irrt. Das Süddeutsche hin-

---

[1]) W. VIII. S. 235. [2]) Liederbuch. S. 15.

[3]) W. VIII. S. 299. Von den „Sommergeschichten" ab: „fühlte er."

gegen hat diesen festen Einsatz nicht oder nur in schwachem Maße[1]). Hier haben wir ein Ineinanderüberfließen: geehrt, unbeirrt. Es fehlt das konsonantisch wirkende Knackgeräusch; es treten hier also zwei Vokale direkt aneinander, was zu einer Kontraktion führt. So haben wir dann auch statt „trage ich" ein „trag ich", wo der Hiatus durch Kontraktion beseitigt ist, während im Norddeutschen das Knackgeräusch ein „trage'ich" bestehen läßt und zuläßt. Das Vorhandensein des konsonantisch wirkenden festen Einsatzes in der norddeutschen Sprechweise und sein Fehlen in der süddeutschen wird ohne Zweifel auf die verschiedene Empfindung des Nord- und Süddeutschen für den Hiatus von Einfluß sein.

Wie selbst die besten norddeutschen Dichter nicht, so meidet auch Storm den Hiatus durchaus nicht, sogar da nicht, wo er mit Leichtigkeit zu beseitigen gewesen wäre:

„Ich habe immer, immer dein gedacht . . ."[2])

„Und noch im Tode ist sie sein."[3])

„Behende in den Schuh."[4])

„Bald hörte ich . . ."[5])

„Der Glaube ist zum Ruhen gut . . ."[6])

„Ersuche ich höflichst . . ."[7])

„Es ist eine Stelle im Wege . . ."[8])

„Es giebt eine Sorte im deutschen Volk . . ."[9])

„Hier gehörte er nicht dazu."[10])

---

[1]) Vergl. Viëtor, Elemente der Phonetik. Leipzig 1904. S. 28. „Mundartlich, namentlich in Süddeutschland, wird der Laut vielfach nicht beobachtet."

[2]) W. VIII. S. 203.

[3]) W. VIII. S. 214. [4]) W. VIII. S. 215.

[5]) W. VIII. S. 228. [6]) W. VIII. S. 230.

[7]) W. VIII. S. 231. [8]) W. VIII. S. 234.

[9]) W. VIII. S. 265. [10]) W. VIII. S. 299.

Leicht hätte sich in diesen Beispielen entweder durch Elision oder durch Umstellung der Worte der Hiatus vermeiden lassen. Finden sich solche Belege trotzdem in großer Zahl, so zeigt das eben, daß Storm den Zusammenstoß zweier Vokale nicht als Härte empfand.

Daß der Hiatus mancherorts als störend angesehen würde, das wußte Storm allerdings auch. So schreibt er an Fontane bei Übersendung des Gedichtes „Weihnachtsabend“[1]) für die „Argo“: „Gern hätte ich noch den etwas argen Hiatus in Strophe 1, Vers 2 („die ich“) entfernt, doch hat es mir.... nicht gelingen wollen.... Theilen Sie aber Ihren Mitredacteuren diese Bedenklichkeiten erst nach der Lectüre mit; es stört doch“[2]). Es will mich bedünken, als habe Storm dies geschrieben in Hinblick auf die landläufige Ansicht über den Hiatus. Denn was den Mitredakteuren erst nach der Lektüre mitgeteilt werden möchte, was sie also nach Storms Voraussetzung selbst garnicht einmal merken würden, nun, das kann ihm selbst auch nicht allzu hart und anstößig geklungen haben. Sonst hätte er doch wirklich gegen alle die anderen und größeren Hiaten in seinen Gedichten gleichermaßen zu Felde ziehen müssen, hätte wenigstens nicht noch neue bei seinen Korrekturen hineinbringen dürfen.

Wie die rhythmische Form der Lyrik Storms die Spuren seiner Schaffensweise in sich trägt — wir sahen, sie ist schwach rhythmisiert, paßt sich vorwiegend der Sprache an und verändert sie selten — so werden auch die Strophenformen für das Urplötzliche, Ungewollte seines lyrischen Schaffens ein Merkmal sein. Denn das dürfte von vornherein nach allem, was wir bis jetzt erkannt haben, ausgeschlossen sein, daß Storm sich zu seinen Gedichten, vor ihrer Abfassung also, eine gefällige Strophenform sucht. Alle die komplizierten Strophen, orien=

---

[1]) W. VIII. S. 244.

[2]) Fontane, Tunnel ü. d. Spree. Deutsche Rundschau 87. S. 216. Brf. Storms v. 25. Juli 1853.

talische wie italienische, die der Dichter wählt, sie werden von ihm nicht angewendet, er verwirft sie geradezu. Selbst der literarisch noch wenig geschulte, junge Student läßt sich in richtiger Erkenntnis nicht durch die klangfrohen und reimbunten Formen des Ghasels, des Sonetts, der ottava rima, der Terzine bestricken. Eichendorff und Heine mit ihren einfachen, Mörike mit seinen bescheidenen, ungekünstelten, volksliedartigen Strophen, die taten es ihm an. Im „Exodus" des „Liederbuches" wird, nachdem die Verfasser sich mit den Versen:

„Denn von den Stümpern sind wir nicht, die hämmern auf den Ambos;
Das hört ihr an den Versen ja, dem klingenden Jambos."

vorgestellt haben, wacker von Theodor Mommsen zugleich im Namen der beiden anderen Freunde die Geißel geschwungen:

„Und eitel Prose scheinet uns der Bandwurm der Makhamen.
Viel Bücher flogen an die Wand, Stoff mancher Parabase,
Und selten zeigt sich Freiligrath, im Sandmeer der Oase,
O hundertmal ist dir's gesagt: was willst du ferne pirschen?
Im Garten blühn die Rosen dir und reifen dir die Kirschen!
Wir machen in Ghaselen nicht, den Dichterpirouetten.
Und Maaß zu halten schien uns gut, besonders in Sonetten.
Arabisch ist die Poesie, arabisch oder tropisch . . ."[1])

Nur einmal versucht Storm ein „Gasel"[2]), das aber bald aus den Gedichten gestrichen wird. In seiner endgültigen Gedichtsammlung sind allein die „Frauen-Ritornelle"[3]) in einer fremden Strophenform verfaßt; wie einst im „Liederbuch" von Theodor Mommsens „Ritornellen"[4]) bildet die Strophe:

„Dunkle Cypressen —
Die Welt ist gar zu lustig;
Es wird doch Alles vergessen."[3])

auch in den eigenen den Abschluß. Außerdem finden sich zwei Stanzenstrophen, die aus dem „Liederbuch", wo sie als

[1]) Liederbuch. S. 166.
[2]) In der 1. u. 2. Auflage der Gedichte.
[3]) W. VIII. S. 271.
[4]) Liederbuch. S. 66.

„Fragment“[1]) bezeichnet sind, herübergenommen und den „Märchen“[2]) vorangestellt sind. Sonst enthält Storms Lyrik weder fremdländische noch komplizierte Strophenkünsteleien. Daß er orientalischen und italienischen Strophenformen nie Geschmack hat abgewinnen können, daß sie ihn sogar wirklich bedeutende Gedichte, die in ihnen geschrieben sind, weniger schätzen ließen, weil ihn seine alte Frage, ob irgendeine Denkarbeit im Schaffen im Spiele gewesen oder ob das Gedicht aus höchsten Gefühlserregungen erwachsen sei, leicht zu gewissen Vorurteilen verleitete, das zeigt am besten sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern“, welches Storm in seinen fünfziger Lebensjahren erscheinen ließ. Darin finden sich neben einer Anzahl nicht strophisch abgeteilter Gedichte nahezu 250 in vierzeiligen Strophen, aber kaum ein halbes Dutzend in italienischen Strophenformen, drei in orientalischen. Antike Versmaße und Strophen sind etwas häufiger, erreichen aber auch nicht die Dutzendzahl. Das bekundet auf das deutlichste, daß Storm allen Strophenkünsten eines Rückert und Platen gänzlich abhold war. In seiner Paralipomena-Kritik[3]) läßt er nicht unbetont, daß Klaus Groth Heines unsterbliches Teil noch nicht entdeckt habe, daß er sich aber für Platen in vier Sonetten erkläre, in denen die Rede ist vom „reinsten Ton im Rhythmus“, von „Marmorglätte“ und „Ebenmaß von abpolirter Reinheit“, von „durchgeprüfter Feinheit“ und in denen es heißt:

„Wir aber, welche Deinen Werth ermessen,
Wir wollen Dich als strengen Meister ehren,
Und zu Dir wallen, wie zum Richterthrone.“

Storm räumt im „Hausbuch“ Platenschen Sonetten und Ghaselen zwei Seiten ein. Er erkennt sehr richtig, daß diese Strophenformen zu dem rein lyrischen Element nicht passen. Und am wenigsten ist wohl auch das Sonett mit seiner dreifachen scharfen Gliederung dafür geeignet; gleich ihm wird aber

---

[1]) Liederbuch S. 52. [2]) W. VIII. S. 276.
[3]) Literatur Blatt Nr. 19 d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 76.

ebenso die Terzinen- und Stanzenform am besten für ernste Reflexionen verspart bleiben. Wir wissen, Goethe war lange Zeit ein Gegner des Sonetts. Erst im Alter, wo die Gefühle der Jugend allgemach einschlafen und an ihre Stelle die Reflexion in das Schaffen tritt, entstehen seine Sonette, ungefähr zwanzig.

Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß bei einem Schaffen in reimreichen Strophen gerade das, was das rein Lyrische ausmacht, die Gefühlserregung, nur zu leicht gehemmt werden und verkümmern wird und daß Exkurse der Reime wegen nichts Seltenes sein werden. Ein starkes Gefühl wird sich in einfachen Strophen Luft machen; es wird aber nie dabei verweilen lassen, die plötzlichen Äußerungen in ein verwickeltes Vers- und Reimkonglomerat zu zwängen. Deutsche Gefühlstiefe schuf von jeher die schlichte, sangbare Form des Volksliedes; der Klangreichtum, auf den der gefühlsoberflächliche, wortschwallfrohe Welsche den Hauptwert in seiner Poesie legt, ist uns Deutschen Gott sei Dank nur vorübergehend als Hauptsache erschienen.

In Storms Lyrik herrscht größte Schlichtheit der Strophenformen, wodurch sich ja auch Goethes rein lyrische Gedichte auszeichnen. Wir finden bei allen unseren Dichtern, die aus einem erregenden inneren Erlebnis herausschufen, die innige Einfachheit der Volksliedstrophe wieder.

In der allereinfachsten Strophenform, der zweizeiligen Strophe, dichtet Storm, wenn er sich in hoher Gefühlssteigerung befindet:

„So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.[1])

„Aus Träumen in Ängsten bin ich erwacht,
Was singt doch die Lerche so tief in der Nacht!“[2])

„Über die Haide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.“[3])

„Ich bin eine Rose, pflück mich geschwind!
Blos liegen die Würzlein dem Regen und Wind.“[4])

---

1) W. VIII. S. 249. 2) W. VIII. S. 251.
3) W. VIII. S. 273. 4) W. VIII. S. 269.

Die häufigste Strophe, weitaus die häufigste, in Storms Lyrik ist die vierzeilige. Davon haben zwei Drittel das einfachste Reimschema x a y a, nicht ganz ein Drittel sich kreuzende Reime, ein paar die Reimstellung a a b b und ganz selten einmal umschlungene Reime. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Dichter dann nur den zweiten und vierten Vers miteinander reimen läßt, den ersten und dritten aber nicht, wenn die rhythmischen Reihen nur drei bis vier Takte umfassen. Sobald aber die Verse aus fünf Füßen bestehen, reimt auch der erste mit dem dritten Verse. Größere Erregung schafft im Großen und Ganzen in reimärmeren Strophen; es ist, als ließen die dahinstürmenden Gefühle dem Dichter keine Zeit zu mehr als dem einfachsten Reimschmuck. Die kombinatorische Phantasiebegabung, glaube ich, spielt auch bei dem Zufluß von Reimwörtern eine Rolle.

Das in höchster Gefühlserregung entstandene „Oktoberlied“[1]) reimt nur die zweite und vierte Strophenzeile. „Meeresstrand“[2]), „Ein Epilog“[3]), „Für meine Söhne“[4]), „Der Lump“[5]), „Der Zweifel“[6]), „Es gibt eine Sorte“[7]), alle diese bewegten Gedichte zeigen nur das einfachste Reimschema. Der größte Teil der gefühlsreichen Liebeslyrik bescheidet sich ebenfalls damit:

„Du bissest die zarten Lippen wund,
Das Blut ist danach geflossen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einst mein Mund sie verschlossen.“[8])

„So dunkel sind die Straßen,
So herbstlich geht der Wind;
Leb wohl, meine weiße Rose,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!“[9])

---

1) W. VIII. S. 191.
2) W. VIII. S. 194.
3) W. VIII. S. 241.
4) W. VIII. S. 247.
5) W. VIII. S. 262.
6) W. VIII. S. 230.
7) W. VIII. S. 265.
8) W. VIII. S. 199.
9) W. VIII. S. 200.

„Die Stunde schlug, und deine Hand
Liegt zitternd in der meinen,
An meine Lippen streiften schon
Mit scheuem Druck die deinen.“[1])

„Lose“[2]), „Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt“[3]), „Die Zeit ist hin“[4]), „Wohl rief ich sanft dich an mein Herz“[5]), „Mondlicht“[6]), „Die Kleine“[7]), „Einen Brief soll ich schreiben“[8]), „Nun sei mir heimlich zart und lieb“[9]), „Im Herbst“[10]), alle diese Liebesgedichte reimen nur den vierten mit dem zweiten Verse. Nicht anders das erste Gedicht „Tiefe Schatten“[11]).

„In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.“,

das am Beerdigungstage der geliebten Frau entsteht.

Weniger an der Zahl als diese sind die Strophen mit kreuzweise gereimten Versen, aber sie sind nicht gerade selten. Fast alle Gedichte der politischen Lyrik verfaßt Storm in ihnen. Ganz gewiß sind auch diese in hoher Erregung entstanden, aber ihre Vielstrophigkeit zeigt schon, daß ein verstandesmäßiges Denken ihre Entstehung überwachte. Beachtenswert ist, daß es meistens Strophen mit längeren rhythmischen Reihen sind, die das Reimschema a b a b haben:

„Es war daheim auf unserm Meeresdeich ...“[12])

„Und schauen auch von Thurm und Thore ...“[13])

„Mit Kränzen haben wir das Grab geschmückt ...“[14])

„Noch war die Jugend mein, die schöne, ganze ...“[15])

---

1) W. VIII. S. 201.
2) W. VIII. S. 200.
3) W. VIII. S. 202.
4) W. VIII. S. 205.
5) W. VIII. S. 205.
6) W. VIII. S. 209.
7) W. VIII. S. 213.
8) W. VIII. S 198.
9) W. VIII. S. 214.
10) W. VIII. S. 217.
11) W. VIII. S. 267.
12) W. VIII. S. 237.
13) W. VIII. S. 238.
14) W. VIII S. 240.
15) W. VIII. S. 242.

„Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll . . .“[1])

„Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen . . .“[2])

„Nicht Kranz, noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief . . .“[3])

„Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht . . .“[4])

„Du glaubtest nicht an frohe Tage mehr . . .“[5])

„Vorbei der Tag! Nun laß mich unverstellt . . .“[6])

Wo aber, wie gesagt, die Reimworte der zweiten und vierten Zeile durch weniger Takte getrennt sind, da verzichtet der Dichter auf einen dritten mit dem ersten reimenden Verse:

„Der einst er seine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht.“[7])

Die Versausgänge der x a y a oder a b a b gereimten Strophen sind meistens abwechselnd stumpf klingend oder klingend stumpf. Nur stumpf ausgehende Verse haben wir in einigen Gedichten, so in „Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt“[8]), „Du gehst an meiner Seite hin“[9]), „Wohl rief ich sanft dich an mein Herz“[10]), „Nun sei mir heimlich zart und lieb“[11]), „Auf meinem Schoße sitzet nun“[12]), „Die Kinder schreien ‚Vivat hoch!‘“[13]), „Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll“[14]), „Der Eine fragt: ‚Was kommt danach?‘“[15]), „Weil ich ein Sänger bin, so frag ich nicht“[16]),

„Der Geier Schmerz flog nun davon,
Die Stätte, wo er saß, ist leer . . .“[17])

---

[1]) W. VIII. S. 244.
[2]) W. VIII. S. 245.
[3]) W. VIII. S. 263.
[4]) W. VIII. S. 203.
[5]) W. VIII. S. 211.
[6]) W. VIII. S. 216.
[7]) W. VIII. S. 200.
[8]) W. VIII. S. 202.
[9]) W. VIII. S. 199.
[10]) W. VIII. S. 205.
[11]) W. VIII. S. 214.
[12]) W. VIII. S. 216.
[13]) W. VIII. S. 231.
[14]) W. VIII. S. 244.
[15]) W. VIII. S. 263.
[16]) W VIII. S. 209.
[17]) W. VIII. S. 269.

Nur weibliche Verse kommen nicht vor. Ein Wechsel von stumpfen und klingenden Versschlüssen ist sicher das dem rhythmischen Klange Gemäßeste, allein schon zur Begrenzung rhythmischer Perioden. Ohne Zweifel geben aber auch nur stumpfe Versausgänge dem Ganzen ein bewegteres Gepräge.

Strophen mit umschlungenen Reimen sind sehr selten, sie unterlaufen dann und wann in Gedichten, die sonst diese Reimstellung nicht haben. a b b a reimt die zweite Strophe des Gedichtes „Hyazinthen"[1]), dessen andere Strophen kreuzweis reimen. Es findet sich aber kein Gedicht, das die umschlungene Reimstellung durchführte.

Etwas häufiger sind Strophen mit Reimpaaren a a b b. Die Gedichte „Die Zeit ist hin"[2]), „Du schläfst"[3]), „Lucie"[4]), „Am Actentisch"[5]), „Spruch des Alters"[6]), „Es ist ein Flüstern"[7]) sind in ihnen abgefaßt.

Jedoch, das ist von geringer Bedeutung. Die Eigenart des Dichters wird sich in der verschiedenen Reimstellung, ob nun a b a b oder a b b a oder a a b b, kaum widerspiegeln. Die Stellung der Reime zueinander wird immer nur etwas Äußerliches sein: so wie die erste Strophe reimt, so werden im großen und ganzen auch die folgenden Strophen des Gedichtes gereimt werden. Für manche unserer Dichter gilt das unbedingt.

Storm kümmert sich darum nicht so sehr, und darin zeigt sich wiederum seine Schaffensweise. Die erste Strophe gibt ihm nicht das Reimschema für die nächsten. Ihm ist klipp und klar zu sagen, was ihn bewegt, mehr wert als ein korrekter Strophenbau. Die verschiedensten Reimstellungen kommen in demselben Gedicht vor. So hat das zweite Gedicht von „Weißen Rosen"[8]) in der ersten Strophe das Reimschema x a y a, in der zweiten c d c d. In „Hyazinthen"[9]) zeigt die erste Strophe

---

1 W. VIII. S. 202.
2) W. VIII. S. 205.
3) W. VIII. S. 206.
4) W. VIII. S. 210.
5) W. VIII. S. 226.
6) W. VIII. S. 270.
7) W. VIII. S. 272.
8) W. VIII. S. 199.
9) W. VIII. S. 203.

die Reimstellung a b a b, die zweite dagegen c d d c. „Komm, laß uns spielen"[1]) hat in der ersten Strophe a b b a, in der zweiten c c d d, „Vor Tag"[2]) in der ersten a b a b, in der zweiten x c y c. „Crucifixus"[3]) reimt a b a b im Anfang, dann x c y c. In dieser Unregelmäßigkeit glaube ich die Spuren von dem Explosiven Stormscher Gefühlsäußerungen sehen zu dürfen, denen die äußere Form Nebensache bleibt. Verschiedentlich teilt der Dichter der wechselnden Reimstellung wegen garnicht einmal mehr strophisch ab. So reimen in dem Gedicht „Lehrsatz"[4]) die ersten vier Zeilen a b b a, die nächsten c d c d, in „O süßes Nichtstun"[5]) die ersten vier a b a b, die folgengenden c b b c, in „Schließe mir die Augen beide"[6]) die ersten a b a b, die letzten vier Zeilen c d d c.

Neben diesen einfachsten Strophen, den zweizeiligen und vierzeiligen, dichtet Storm einige Male in einer fünfzeiligen, die nach dem dritten Verse einen mit diesem und dem ersten reimenden Vers eingeschoben hat. Bis zu seiner Bekanntschaft mit Mörikes Werken dichtet Storm allein in vierzeiligen Strophen, wie sie seine Vorbilder Eichendorff und Heine durchgängig anwendeten. Nach dem Bekanntwerden mit Mörikes „Maler Nolten" und Mörikes Gedichten beginnt Storm aber seinen Gedichten — und es sind meistens solche, die in seinen Novellen als Volkslieder gesungen werden — volksliedartigen Charakter beizulegen und ihnen eine liedartige Form zu geben. Schon in unserer ältesten erhaltenen Lyrik zeigt sich das Streben, den Abgesang äußerlich zu kennzeichnen. In den ersten Strophen von „Minnesangs Frühling" wird der Strophenschluß durch eine dem letzten Verse vorgeschobene Waise markiert. Im Volkslied haben wir überall eine Schlußverlängerung, sei es durch Verseinschiebung

(Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,

---

1) W. VIII. S. 232. 2) W. VIII. S. 234. 3) W. VIII. S. 247.
4) W. VIII. S. 212/213. 5) W. VIII. S. 213/214.
6) W. VIII. S. 214/215.

Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier.)

oder Wiederholung der letzten Verse oder des letzten Verses, besonders beim Singen

(. . . Vater, Mutter sah'n mir traurig,
/: Und die Liebste sah mir nach :/).

Storm trägt der Neigung im Singen zu allmählichem Ausklingenlassen der Strophen Rechnung, wenn er die a b a b reimende Strophe zu einer a b a a b reimenden erweitert. So entstehen die Strophenformen der Gedichte „Die Stadt"[1]), „Die Nachtigall"[2]), „Verirrt"[3]), „Weihnachtslied"[4]), „Ein grünes Blatt"[5]) und einmal mit anderer Reimstellung, a a b b a, das Lied aus „Immensee" „Elisabeth"[6]). Es sind dies, wie gesagt, Gedichte, von denen ausdrücklich gesagt wird, daß sie gesungen werden. „Elisabeth" wird in „Immensee" als Volkslied bezeichnet. „Dies Lied . . . habe ich . . . in der Gegend unsrer Heimath gehört. Die Mädchen sangen es beim Flachsbrechen . . ."[7]). Hinzelmeier singt das schöne Lied „Die Nachtigall", eins jener Lieder, die er vor Zeiten im elterlichen Hause von seiner Mutter gehört hatte[8]). Der Kätti Lieblingslied — in der Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude — ist

„Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;
Weh, meine wunden Füße!
Das Vöglein singt so süße,
Ich wandre immerfort."[9])

Der musikalisch feinbegabte Dichter wird nicht zufällig diese erweiterte Strophenform zu diesen Gedichten geschaffen haben, die eben Lieder sein sollten. Es sind vielleicht auch keine seiner

1) W. VIII. S. 194.
2) W. VIII. S. 197.
3) W. VIII. S. 270.
4) W. VIII. S. 193.
5) W. VIII. S. 199.
6) W. VIII. S. 196.
7) Aus erster Fassung v. „Immensee". Volksbuch f. d. J. 1850. S. 79.
8) W. III. S. 25.
9) W. VIII. S. 270.

anderen Gedichte so häufig komponiert wie gerade „Die Stadt", „Die Nachtigall", „Verirrt", „Elisabeth".

Als letzte und am wenigsten gepflegte Strophenform ist noch eine sechszeilige zu erwähnen. Zwei Gedichte entstehen in dieser Form. Es sind „Gedenkst du noch?"[1]) mit den Reimen x a y a b b und das a b a b c c reimende „Abseits"[2]). Im ersten – es möge das zu diesen beiden Beispielen gesagt werden dürfen, da es zum Gesamtbilde paßt — wird das rein Lyrische in weniger reimreichen Strophen vorgetragen, wo es hingegen zurücktritt, wo wie in „Abseits" das beschreibende Element überwiegt, da wird mehr gereimt.

Nicht strophisch abgeteilte Gedichte sind in der Poesie dieses Sängers und Dichters selten. Die Schnurre von den Katzen[3]), das beschreibende Fragment „Waldweg"[4]), das unbedeutende, vielleicht an Mörikes „Häusliche Szene" angelehnte Idyll „Engel-Ehe"[5]), das symbolische Erinnerungsgedicht „Garten-Spuk"[6]), das mit reflektierendem Element durchsetzte „Ein Sterbender"[7]) sind nicht strophisch.

Auf das engste hängt mit dem Strophenbau der Reim zusammen. Ist jener verwickelt, so wird der Reimschmuck reicher sein, begnügt sich jener mit wenigen Versen, so wird dieser reimärmer sein. Wir sahen, Storm hat die allereinfachsten Strophenformen, bis auf rund zehn Gedichte ist seine eigentliche Lyrik in zwei- oder vierzeiligen Strophen abgefaßt. Er ist kein Reimkünstler wie Rückert oder Platen oder Freiligrath. Er reimt nur spärlich und läßt es bei den einfachsten und geläufigsten Reimen bewenden. Ich wies schon einmal darauf hin, daß auch hierbei die assoziative Phantasie von Bedeutung sein dürfte. Blicken wir auf Heine, der wie kaum ein anderer sich zuströmender Assoziationen erfreute; er hat die entlegensten Reimmöglichkeiten aufgefunden. Storm hingegen ist reimarm.

---

1) W. VIII. S. 249. 2) W. VIII. S. 192.
3) W. VIII. S. 222. 4) W. VIII. S. 227.
5) W. VIII. S. 224. 6) W. VIII. S. 251. 7) W. VIII. S. 259.

Seine meisten vierzeiligen Strophen beschränken sich darauf, den zweiten und vierten Vers reimen zu lassen. Wo er aber gar einmal drei miteinander reimende Worte nötig hat wie in seinen fünfzeiligen Strophen, da hat er selten drei verschiedene Reimworte. In dem Gedicht „Die Stadt“[1]) reimt er:

Meer — Stadt — schwer — Meer — Stadt

oder

dir — Meer — für — dir — Meer,

nicht viel besser in „Elisabeth“[2]):

gewollt — sollt — . . . . — gewollt
an — gethan — . . . . . — an,

in „Verirrt“[3]):

süße — Ort — Füße — süße — fort
Walde — Ort — Halde — Walde — fort,

in dem Märchen „In Bulemanns Haus“[4]):

Reich — . . . . Kindlein — zugleich — . . . . reich — Mündlein
herein — . . . . — Mägdelein — hinein . . .
an — . . . . — dann — an . . .

Mancher Dichter würde die Wiederkehr derselben Reimworte als störend empfunden haben — der viel bei seinem lyrischen Schaffen reflektierende Hebbel wollte nicht allein in der Strophe, nein sogar in dem ganzen Gedichte die Wiederkehr eines Reimwortes vermieden wissen. Storm hat nicht so peinliche Reimvorschriften. Er reimt getrost gleichlautende Worte miteinander. Es ist ihm dabei auch gleichgültig, ob die beiden gleichlautenden Reimworte verschiedene Bedeutung haben oder nicht. Sehr richtig legt er einem rührenden Reim wie Meer: mehr[5]) nicht mehr Wert bei als dem Reim Meer: Meer[6]). So wenig wie das Schriftbild eine Rolle spielt, geradesowenig die Bedeutung. Der Klang allein wirkt, und es wird kein Reim in seiner Wirkung dadurch besser, daß mein Verstand nach-

---

[1]) W. VIII. S. 194.
[2]) W. VIII. S. 196.
[3]) W. VIII. S. 270.
[4]) W. VIII. S. 276 ffg.
[5]) W. VIII. S. 232.
[6]) W. VIII. S. 194.

träglich eine verschiedene Bedeutung der gleichklingenden Worte herausfindet.

Nicht viel besser als diese genannten Reime ist eine Reihe anderer: Kämmerer: Kalenderer, herein: Güldkettlein, Töchterlein: ein, inniglich: sich, sehr: mehr, daher: vorher, doch: noch, sich: mich, wir: dir, dir: mir, sie: wie.

Reimreinheit wird nicht beachtet: an: gethan, stehen: mähen, Beschwerde: Erde, Poeten: hätten, Stelle: Hölle, vergönnt: trennt, Kinn: ihn, schließt: vergißt, Linden: zünden, pickt: rückt, Vergnügen: kriegen, ungestüm: ihm, Grün: dahin, Küßchen: Füßchen, Küste: Wüste, wesenlos: schloß, putzt: duzt, eignen: verleugnen, euch: Himmelreich. Im allgemeinen wird ja aber diese Unreinheit auch garnicht gehört. Nur aufeinander reimende stimmhafte und stimmlose Konsonanz wird von dem Norddeutschen als Härte empfunden, was bei seiner scharfen Trennung stimmhafter und stimmloser Laute leicht erklärlich ist. Storm hat konsonantische Unreinheit nirgends.

So zeigt uns auch unsere Reimbetrachtung, daß der Dichter in seinen Gefühlen, heftig wie sie sind, der äußeren Form keinen bedeutenden Anteil schenkt. Wie seine Strophen die einfachsten sind, so ist auch der Reim nur schlicht und nicht allzu reichlich. In einem großen Teile seiner vierzeiligen Strophen reimt nur der vierte mit dem zweiten Verse. Gleiche Reimworte, unreine Reime sind ihm in seinem gefühlsstarken Schaffen Nebensache, der er auf einen inneren Stil bedacht ist. Daß er für Künsteleien wie grammatische Reime, Doppelreime, Schlagreime keine Zeit hat, dürfte nach allem, was gesagt ist, klar sein. Bewußt wendet er nichts von ihnen an, ebensowenig wie er auf Alliteration ausgeht. Die wenig eindrucksvolle Assonanz findet sich nur einmal in einem Heine nacheifernden Jugendgedichte.

Kapitel IV.

Ein Gesamtbild von Storms lyrischem Schaffen.

(Zugleich Rückblick und Ergebnisse).

In dem Bilde, das wir uns von Storms lyrischem Schaffen machen konnten, fügt sich alles von der Konzeption bis zur Ausführung in den kleinsten Einzelheiten harmonisch aneinander, es ist ein abgerundetes Ganzes, an dem nirgends Unebenheiten zu bemerken sind. Er ist ein echter Lyriker, der nur eine aus einem wirklich inneren Erlebnis entwachsende, echte Lyrik schafft. Die „größte Gefühlserregung" forderte er, die „Offenbarung" hat er immer abgewartet, er bediente sich nur der gebundenen Form, wenn er „recht bewegt" wurde.

Die oberste Forderung des gereiften Künstlers herrscht in seinem Jugendschaffen noch nicht, zu dem es überhaupt noch an gefühlssteigernden Erlebnissen fehlte, die den Sohn des schwer erregbaren Menschenschlages der schleswig-holsteinischen Westküste hätten von Grund auf bewegen können. Durchweg läßt er sich in der Jugendzeit von seinen literarischen Vorbildern zum Schaffen antreiben. Es ist jedoch der Mangel, der den Jugendgedichten anhaftet, nicht allein auf ein gefühlsarmes Produzieren zurückzuführen. Storm war, um Besseres hervorbringen zu können, überhaupt zu wenig literarisch geschult, was nicht ohne Bedeutung für ein dichterisches Schaffen sein kann. Er kommt mit etwas Schillerkenntnis und einigen Brocken aus der Hildburghausenschen „Miniaturbibliothek der deutschen Classiker", „deren Dichter aber fast sämmtlich der Zopf- und Puderzeit ange-

hörten"[1]) — „daß es lebende deutsche Dichter gebe, und zwar solche, welche noch ganz anders auf mich wirken würden als selbst Bürger und Hölty, davon hatte mein siebzehnjähriges Primanerherz keine Ahnung"[1]). — „Uhland hielt ich noch als Primaner für einen mittelalterlichen Minnesänger"[2]). — mit dieser literarischen Bildung kommt Storm von dem Husumer Schultisch mit seiner geistigen Hausmannskost und gerät in Lübeck in einen Kreis, den Geibel eben verlassen hat, der damals schon eine bedeutende Formgewandtheit an den Tag legte. Storm wurde für geistig tot erklärt, quer über seine Gedichte wurde von einem Freunde ein abfälliges „Denique sit, quid sit simplex duntaxat et unum" geschrieben. Es war wirklich ein Durcheinander und Allerlei. Noch das „Liederbuch" trägt Spuren davon. Der Hamburger Kritiker Ludolf Wienbarg wurde an die vorzüglichsten Bekanntschaften in der Poesie erinnert, die Erinnerung sei meistens lebhaft. Im besonderen sagt er über Storms vierzig Gedichte nichts. Theodor Mommsen mit „am meisten Kunstbewußtsein und Goethebildung" heimst allein das Lob ein[3]).

Bis zum „Liederbuch" hin fehlt unserm Dichter der Sinn für das Poetische recht häufig. Es findet sich kaum etwas, was auf die spätere Eigenart Storms deuten könnte. Allenthalben merkt man den Versen seine Unerfahrenheit und Unbeholfenheit an. Der erst mit achtzehn Jahren in die Literatur eindringende Jüngling versucht und übt sich in ihnen, bis er nachgeholt hat, was anderen vom zwölften Lebensjahre ab allmählich geläufig wird. Die Erfahrung und die Übung fehlen. Denn es ist keine Frage, daß dem angehenden Dichter Reimversuche und Nachahmungen von literarischen Vorbildern gerade so nützlich sein werden wie dem jungen Maler das Skizzieren und Kopieren bedeutender Meister. Die Form, nicht allein die äußere, gewinnt durch solche Übungen. Nur durch eine ganz ungenügende literarische Schulung in der Jugend ist das späte Reifen der goldenen Äpfel

---

1) W. VIII. S. 169. 2) W. III. S. 128.
3) Schütze S. 66.

eines so bedeutsamen lyrischen Talentes wie Storms zu erklären. Er hat das dreißigste Lebensjahr erreicht, ehe er seine wunderbaren, schlackenfreien Gedichte schaffen kann. Was hatten in viel jüngeren Jahren nicht ein Goethe und ein Heine schon alles an kostbarster Lyrik erklingen lassen.

In seinem ungeübten Können hat Storm leicht begreiflich seine Vorbilder. Eichendorff und Heine mußten den Neuling mächtig in ihren Bann ziehen. Zu dem Romantiker führten ihn seine von Kind an durch die ihn umgebende Welt begünstigten Neigungen, zu dem größeren Lyriker, den noch manche Fäden mit der Romantik verbanden, zog ihn nicht so sehr dies, als die Gewalt einer „stimmungsvollen", großartigen Lyrik, die ihn verzauberte[1]), die die Welt in einem Zauberlichte erscheinen ließ, die eine zweite wunderbare Existenz schenkte[2]). Der Einfluß beider ist in Storms lyrischem Jugendschaffen häufig nachzuweisen. Gegen Ende der Lehrzeit kam dann noch eine letzte bedeutende Anregung von Eduard Mörikes reiner und edler Lyrik. Auch sie mußte zünden und den Jüngling fesseln. Die Wirklichkeit war in ihr mit „einem phantastischen Märchenduft" umgeben, „aus dem die bald zarten, bald grotesken Gestalten" hervortraten[3]). „Da war Tiefe und Grazie, Innigkeit . . ., der rhythmisch bewegte Zug des Liedes" und ein anmutiger Humor[4]). Wenn trotz dieser hohen Verehrung Mörikes ein leicht zu erwartender, ihr angemessener Einfluß auf Storms Gedichte nicht zu konstatieren ist, so ist nicht zu vergessen, daß Storm schon ein Freierer war und die Zeiten der Eichendorff- und Heinenachahmung mit dem Anfange der vierziger Jahre auch vorüber waren. Anlehnungen werden von Jahr zu Jahr seltener, die unmittelbaren des Jugendschaffens verschwinden in der Folgezeit ganz. Goethe ist in Einzelheiten am wenigsten als vorbildlich anzusprechen, aber er dürfte nichtsdestoweniger unserem Dichter ein

1) Litzmann, Em. Geibel. S. 20.
2) Liebeslieder. S. XX.
3) W. VIII. S. 171.
4) W. VIII. S. 170.

außerordentlich bedeutsames Vorbild gewesen sein; ich meine darin, allein aus der eigenen bewegten Brust herauszuschaffen. Daß er Storm hierin ein leuchtendes Beispiel war, das zeigt die öftere Anwendung des Goethewortes „zu sagen, was ich leide", wenn Storm seine Goethesche Hauptforderung vortrug, nur das dichterisch zu gestalten, was die eigenen Gefühle hochgradig bewege.

Storm hat seine Vorbilder nie verhehlt. Er kann sie ebensowenig verleugnen wie Mozart den Cimarosa [1]).

In der Mitte der vierziger Jahre beginnt dann die Periode des gereiften lyrischen Schaffens, das bis zur Mitte der sechziger Jahre anhält, wo alsdann der lyrische Quell, der in den Tagen der Verbannung schon spärlicher zu fließen anfängt, mit dem Tode der Gattin so gut wie ganz versiegt. Nach dem Bekanntwerden mit Mörikes Gedichten, an denen ganz besonders der Dichter später wiederholt die Gegenständlichkeit [2]) und eine „energische Anschauung" [3]) pries, gilt auch ihm in seinem lyrischen Schaffen ein konkretes, anschauliches Phantasiedenken als ein unbedingtes Erfordernis. Alles Abstrakte wird verworfen, die „Phrase", „taube", „puls- und blutlose" Worte werden befehdet. 1844 entsteht nachweislich das Gedicht „Eine Frühlingsnacht" [4]); in ihm ist schon alles Anschauung. Ein Fortschritt in dieser Beziehung gegenüber den Liederbuchgedichten ist unverkennbar. In den Jahren 1845, 46, 47 folgen die Schneewittchen-Szene [5]), das „Weihnachtslied" [6]), die Gedichte

---

1) Storm-Kuh-Brfw. S. 377. W. Ill. D. M. 67. Brf. Storms v. 29. Nov. 1874.

2) W. VIII. S. 170.

3) Literatur-Blatt Nr. 19. d. Deutschen Kunstblattes 1854. S. 76.

4) W. VIII. S. 229. Im Volksbuch f. d. Jahr 1846 als „Im Frühling". Husum 1844. S. 156.

5) W. VIII. S. 280 ffg. Im Volksbuch f. d. Jahr 1846. S. 65 ffg. Husum Februar 1845.

6) W. VIII. S. 193. Im Volksbuch f. d. Jahr 1846. S. 25.

„Herbst“[1]), „Die Stadt“[2]), „Abseits“[3]), „Morgane“[4]), „Ostern“[4]), also in der Hauptsache die Heimatgedichte, seit 1847 entsteht in jungem Eheglück die Liebeslyrik und mit dem Jahre 1848 setzt die durch die Ereignisse in der Heimat hervorgerufene politische Lyrik ein. Die 1852 erschienene erste Auflage der Gedichte bringt im wesentlichen alles, was in der endgültigen Sammlung dem Gedichte „Im Herbste 1850“[5]) vorausgeht, außerdem die „Märchen“[6]) und die „Älteren Gedichte“[7]). Die 1856 besorgte zweite Auflage wartet nur mit wenigen neuen Gedichten auf: neben dem Erinnerungsgedicht „Meeresstrand“[8]), dem Tunnelversuch „Geschwisterblut“[9]), den Trostversen „So komme, was da kommen mag“[10]) erscheint zum ersten Male die Hauptmasse der politischen Lyrik, so daß in der zweiten Auflage 1856 nicht allzu viel von dem mehr fehlt, was die Gedichtsammlung letzter Hand enthält.

Der lyrische Quell beginnt schon vor der Mitte der fünfziger Jahre spärlicher zu rinnen; nach 1853, als die politische Lyrik entstanden ist, folgen nur noch vereinzelt, oft in langen Zwischenräumen ein paar Gedichte. Die Jahre 1852 und 1853 bringen schon sehr wenig Neues. Es ist die böse Zeit, in der Storm brotlos, seiner Advokatur verlustig auf eine Anstellung im preußischen Justizdienst hoffte und von den kleinlichen Nöten des Lebens umgeben war. Die Bestätigung seines Anstellungsgesuches ließ lange auf sich warten, und Storm befand sich dadurch in einem peinlichen Mittelzustand, der, wie er an Fontane schreibt, der Produktionsfähigkeit nicht eben zuträglich war[11]).

---

1) W. VIII. S. 232. Im Volksbuch 1848. Novemberbild.

2) W. VIII. S. 194. 1., 2. Aufl. unter älteren Gedichten.

3) W. VIII. S. 192. Volksbuch 1848. S. 35.

4) W. VIII. S. 235. 237. Volksbuch 1849. S. 1., 2. „Morgane“ Juli 1847 „Ostern“ (betitelt noch „Auf dem Deich“) 1848.

5) W. VIII. S. 238. 6) W. VIII. S. 276 ffg.

7) W. VIII. S. 289. 8) W. VIII. S. 194.

9) W. VIII. S. 207. 10) W. VIII. S. 249.

11) Fontane, Tunnel ü. d. Spr. Deutsche Rundschau 87. S. 216. Brf. Storms v. 25. Juli 1853.

Es folgt dann der Potsdamer Aufenthalt bis 1856. Sehr, sehr wenige Gedichte stammen aus dieser Zeit. Dem Dichter fehlte die Gemütlichkeit der heimatlichen Scholle, der an der meerbespülten Heimat und der kleinen, ländlichen Vaterstadt Hängende wurde nie heimisch in den ganz anderen Verhältnissen der Mark und des „großen Militärcasinos". Zur Erinnerung an die Potsdamer Tage schreibt Storm später aus Heiligenstadt, als der Schaffensquell wieder zu fließen beginnt: „Nun aber ist's, als käme plötzlich wieder Leben und Wärme in mein Herz und als würde ich noch einmal wieder ich selber werden. Das erste Jahr in Potsdam — wenn eine gütige Macht das aus meinem Leben hätte nehmen können, das ging über meine Kräfte."[1]) Im November 1854 heißt es in einem Brief an Mörike: „Mir ist aber, seit ich in der Fremde bin, als sei das rechte warme Produktionsvermögen in mir zerstört. Vielleicht wenn ich erst wieder festern Boden fasse."[2]) Am Ende der Potsdamer Zeit erklingt es nicht viel anders: „Wäre ich in der Heimat geblieben, so würde mir mein Talent eine Quelle, nicht nur innerlichen, sondern auch äußerlichen Wohlseins geworden sein. . . Unter diesen Verhältnissen, wo sogar die einfachste Behaglichkeit des Lebens abgeht, wird der kleine Strom bald versiegen".[3]) Dazu kam eine Unmenge von Amtsgeschäften, deren der nur mit seinen Husumer kleinbürgerlichen Verhältnissen vertraute Dichter kaum Herr werden konnte: „Ob ich in die Geheimnisse des gerichtlichen Mechanismus eingeweiht bin oder nicht, darauf nimmt man teilweise wenig Rücksicht. So wurden mir von Mittwoch bis Sonnabend zu erledigen, die Akten von fünfzig Prozessen ins Haus geschickt. . . Bei uns ist der Prozeß die Form, ja eigentlich so gut wie nichts, hier aber ist es ein Netz von Millionen Maschen, worin man sich jeden Augenblick verwirren kann".[4]) Den Gegensatz von Poet und Jurist[5]) lernt

---

[1]) Briefe i. d. H. S. 109. Brf. Storms v. 11. April 1858.

[2]) Mörike-Storm-Brf. S. 46. Brf. Storms v. Nov. 1854.

[3]) Briefe i. d. H. S. 75. Brf. Storms v. 24. Jan. 1856.

[4]) Brfe. i. d. Heimat. S. 26. [5]) Mörike-Storm-Brfw. S. 27.

er unter diesen Umständen sehr bald kennen: „Ich fühle jetzt recht welchen Abscheu ich vor meinen amtlichen Geschäften habe; wenn ich nur daran denke, schrecke ich innerlich zusammen. Nicht weg zu leugnen ist, daß diese mir fremdartige Beschäftigung doch mein ganzes Leben verdirbt. Es ist zwar nur ein Tropfenschauer, diese täglich ins Haus fallenden Akten, aber wenn die Tropfen immer und immer auf eine Stelle fallen, so wird es bekanntlich doch zuletzt eine Tortur, die Kräfte und Besinnung raubt. Dazu die kleinen kümmerlichen Verhältnisse um mich her"[1]). Sehr bald gibt Storm der Befürchtung Ausdruck, daß sein Talent im preußischen Justizdienst eintrocknen werde[2]). Welcher Art noch die Verse seien, so schreibt er an Mörike, die er unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu machen im Stande wäre, zeige eine beigelegte Probe: „Vielleicht wenn ich wieder zu einiger Behaglichkeit gelange! Ob ich heimathdürftiger Mensch das aber je im fremden Lande und unter so mühseligen Amtsverhältnissen, wie sie mir bevorstehen, erreichen werde, ist wohl mehr als zweifelhaft"[3]). Das schreibt Storm im Jahre 1854, zu Beginn der Potsdamer Zeit. Um die Mitte des Jahres 1856 gesteht er ein, daß seine Taschen gänzlich leer seien; er habe in der letzten Zeit nur im preußischen Landrecht gelebt[4]).

Erst als der Dichter dann wieder festen Boden faßt und in Heiligenstadt in ein Städtchen gerät, das ihn an Husum in seiner weltentrückten Beschaulichkeit erinnert, atmet er wieder auf und läßt die lange verstopften Brünnlein wieder fließen. In Potsdam schuf er auch an Prosawerken nur sehr wenig und wenig Bedeutendes. In Heiligenstadt aber setzt gleich ordentlich das novellistische Schaffen ein, das mit der Staatshofnovelle beginnt und in der Folgezeit schon ganz achtbare Leistungen entstehen läßt. Und auch die Lyrik erfährt eine Bereicherung, allerdings nur bescheiden an Umfang. Immerhin ist der Ein-

1) Briefe i. d. H. S. 102.
2) Briefe i. d. H. S. 61. Brf. Storms v. 26. Juni 1855.
3) Mörike-Storm-Brfw. S. 29. Brf. v. Jahre 1854.
4) Mörike-Storm-Brfw. S. 61. Brf. v. 3. Juni 1856.

fluß der neuen Umgebung zu spüren. Bald nach dem Hinzuge nach Heiligenstadt entstehen die Gedichte „Gedenkst du noch?“[1]) und „Du warst es doch“[2]), im Jahre 1858 „Garten-Spuk“[3]), so daß Storm erfreut mitteilen durfte: „Ich glaube sogar, meine Seele wird wieder jung, denn - was ich in Jahren nicht vermocht — ich mache wieder Verse . . .“[4]) Aber es bleiben streng lyrischer Gedichte doch nur wenige. Was die Blätter dieser Tage vor allem füllt, sind ein „Notgedrungener Prolog“[5]), „Knecht Ruprecht“[6]), „Einer Braut am Polterabend“[7]) und „Ein Sterbender“[8]). So schreibt Storm denn zu Anfang des Jahres 1859: „. . . die saftige Quelle der Jugend beginnt allgemach mir zu versiegen. Lieder schreibe ich nicht mehr“[9]). Das gilt bis zum Jahre 1863, wo der Dichter, durch die neuen politischen Ereignisse in der Heimat mächtig entflammt, noch einmal mit einem Trutz- und Kampflied wider das Dänenregiment auf den Plan tritt, als seiner Heimat treuester Sohn mit seinem Weckruf an die Toten[10]) in den heiligen Krieg zieht. Zugleich wendet er sich ergrimmt gegen das zögernde Preußen und die Sorte, die zum Volk nicht gehören wolle[11]). Dann verstummt der Sänger wieder.

Nur ein Erlebnis vermag ihn noch einmal und zum letzten Male klingend zu machen, der Tod der Gattin. Mit dem Jahre 1865 ist Storms lyrisches Schaffen beendigt. 1878 gesteht er Meister Gottfried Keller, der gerade zu der Zeit wacker Gedichte in die Welt gehen läßt, daß er selbst im Punkte der Lyrik „ein mürrischer, griesgrämiger Geselle geworden sei[12]), er hoffe aber Verse neuen Datums senden zu können. Es vergeht längere Zeit,

---

[1]) W. VIII. S. 249. [2]) W. VIII. S. 250.
[3]) W. VIII. S. 251 ffg.
[4]) Briefe i. d. H. S. 108. Brf. Storms v. 11. April 1858.
[5]) W. VIII. S. 255 f. [6]) W. VIII. S. 257.
[7]) W. VIII. S. 258. [8]) W. VIII. S. 259 ffg.
[9]) Mörike-Storm-Brfw. S. 65. Brf. Storms v. 3. Febr. 1859.
[10]) W. VIII. S. 263. [11]) W. VIII. S. 265.
[12]) Storm-Keller-Brfw. S. 38/39. Brf. Storms v. 15. Juli 1878.

ehe diese projektierten Verse gemacht werden, und schließlich sind es die düsteren, unerfreulichen, durch das den Dichter bedrückende Rätsel des Todes diktierten Zeilen des Gedichtes „Geh nicht hinein“[1]).

Man hat häufig auf das plötzliche Versiegen des lyrischen Quelles in Storms dichterischem Schaffen nach dem Jahre 1865 hingewiesen. Mit einer Erklärung, die Novellistik habe die Lyrik verschluckt — Storm sagt einmal selbst so – ist wenig getan. Auch das Totenopfer möchte ich nicht gelten lassen: „mir ist, als vermöchte ich nicht mehr so recht zu sagen, ‚was ich leide‘; ist ja doch meine Muse für immer schlafen gegangen! — Das ist nicht nur so hingesagt . . . Nur wenn ihre Hand mich festhielt auf der heimathlichen Erde, konnte ich sorglos in die luftige Traum-Region hinaufsteigen“[2]). Das schreibt Storm kurz nach dem Tode der geliebten Frau an Mörike.

Ich glaube, wir klammern uns besser nicht zu fest an diese aus dem tiefen Schmerze des Dichters leicht erklärlichen Worte. Denn kam das Ende des lyrischen Schaffens wirklich so plötzlich? War es nicht schon vorher Jahre lang durch produktionslose Zeiträume unterbrochen worden? Schon in den Jahren 1854 bis 1856 entstand kaum ein Gedicht, die Zeit von 1859 bis 1863 war für die Lyrik überhaupt nicht gewinnbringend, und nach den wenigen 1863er Gedichten brachte das Jahr 1864 und die erste Hälfte von 1865 wiederum nichts. Wir können sagen, Storms lyrisches Schaffen wird seit 1852 immer schwächer, mit dem Jahre 1854 ist der Quell eigentlich schon so gut wie versiegt; nur hin und wieder rinnt noch ein Wässerlein. Wir können in Storms lyrischem Schaffen nur beobachten, was wir auch bei anderen Lyrikern wahrnehmen, daß mit zunehmendem Alter die himmelstürmenden Gefühle der Jugend allmählich zur Ruhe gehen, daß die lyrischen Äußerungen an Kraft verlieren oder auch ganz versagen. Goethe nahm im Alter seine Zuflucht

---

1) W. VIII. S. 274.

2) Mörike-Storm-Brfw. S. 73. Brf. Storms v. 6. Juli 1865.

zu Reflexionen, Storm aber, der in der Lyrik kein reflektierendes Element dulden wollte, war dann eben am Ende seines lyrischen Schaffens. Schreibt er doch schon 1859: „. . . die saftige Quelle der Jugend beginnt allgemach mir zu versiegen"[1]). Nur einmal vermag dann noch ein erschütterndes Ereignis den Fünfzigjährigen zu rein lyrischen Klängen zu erregen. Dann aber ist dazu kein inneres Erlebnis mehr mächtig genug. 1870 gibt er uns in der Novelle „Eine Halligfahrt" ein verstecktes Bekenntnis: „. . . schon vor Jahren hatte ich es erkannt: nur bis zu einer gewissen Grenze des Lebens fließt um unsere Nerven jener elektrische Strom, der uns über uns selbst hinausträgt und auch andere unwiderstehlich mit sich reißt"[2]).

Nie dichtete Storm, weil er gerade wollte; das dürften die schaffensarmen Zeiträume seit dem Beginn der fünfziger Jahre genugsam lehren. Wenn nach dieser Zeit noch Gedichte entstanden, so gingen sie immer aus einer hohen Gefühlserregung hervor. Weil er sich nun einmal als Lyriker dokumentiert hatte, auch tapfer weiter lyrisch schaffen zu müssen und zu wollen, das lag diesem Lyriker durchaus fern. Selbst ein Aufruf der Berliner Morgenpost nach einer glänzenden Besprechung seiner Gedichte „der Dichter möge aus seiner Beschaulichkeit doch endlich wieder unter ein Publikum treten, dem er je länger, je lieber werden müßte" ging spurlos an ihm vorüber[3]). Und als ihm einmal zwölf Bilder ins Haus geschickt werden mit dem Ersuchen, zu jedem ein kleines Gedicht zu machen, sendet er die ganze Sache zurück, ohne einen Augenblick zu zweifeln oder gar seine Muse der Industrie zu verkaufen[4]).

So ist denn Storms reife Lyrik durchweg eine aus tieferregtem Innern geschöpfte Lyrik. Wir erkannten nicht nur klar, aus welchen äußeren und inneren Erlebnissen die einzelnen Gedichte hervorgingen — wie ein beleidigtes Selbstgefühl, bewegte

---

[1]) Mörike-Storm-Brfw. S. 65. Brf. Storms v. 3. Febr. 1859.

[2]) W. IV. S. 29.

[3]) Briefe i. d. H. S. 108. Brf. Storms v. 11. April 1858.

[4]) Briefe i. d. Heimat. S. 216.

Liebesgefühle, vornehmlich seit dem Bekanntwerden mit seiner späteren Gattin, seine durch den Anblick der heimatlichen Landschaft und die politischen Ereignisse Schleswig-Holsteins erregten Heimatgefühle und zuletzt seine beim Tode der geliebten Frau noch einmal maßlos erschütterten Liebesgefühle zum Schaffen drängen und zwingen — wir ersahen auch aus dem Stil und dem Versbau die hohe im lyrischen Schaffen vorhandene Gefühlssteigerung, die allein einen solchen Stil zu gestalten imstande ist.

Die aus dem Affekt entwachsende reine Parataxe und in geringerem Maße die konjunktive Parataxe überwiegen weitaus über die Hypotaxe, die ganz an Bedeutung zurücktritt. Reine Gefühlssätze sind häufig, daneben sind in Storms Lyrik aber auch die subjektiv ästhetischen Apperzeptionsformen von großer Wichtigkeit. Wortwiederholungen und Satzwiederholungen, Worthäufungen und Satzhäufungen sind zahlreich zu finden, ebenso die Klimax. Nur die klugerweise zu vermeidende Hyperbel ist selten. Im Versbau tritt die Erregung des schaffenden Dichters nicht minder zutage. Seine rhythmischen Formen sind meistens „schwach rhythmisiert". Anapästische Aufregung, ein unregelmäßiger Wechsel von ein- und zweisilbigen Senkungen deuten auf die Affekte im Schaffen. Die Verse sind oft arm an Takten; zwei- bis viertaktige rhythmische Reihen sind gang und gäbe, nur die politische Lyrik, in der ein wenig auf deklamatorischen Vortrag gesehen wird, erscheint in fünffüßigen Jamben. Momentane Äußerungen der höchsten Gefühlssteigerung wie die Liebeslyrik sind in kurzen rhythmischen Reihen entstanden. Die Strophenformen sind die denkbar einfachsten; bei weitem am häufigsten sind vierzeilige Strophen, von denen der größere Teil das Reimschema x a y a befolgt. Kreuzweis reimen meistens Strophen mit fünftaktigen Versen; ich nenne nur die politischen Gedichte. Keine der komplizierten Strophenformen findet bei Storm Verwendung; eine wirklich große Gefühlserregung darf sich nicht und wird sich auch nicht durch Formspielereien verkümmern lassen.

Je stärker die Gefühle sind, desto deutlicher werden sie sich im Stil offenbaren, desto bewegter wird der Rhythmus sein, desto einfacher der Strophenbau. Storm schuf in der ersten und höchsten Gefühlserregung. Er sagt, die besten lyrischen Gedichte seien immer unmittelbar aus der Situation herausgeschrieben worden; wenn Goethe auch einmal den Ausspruch getan habe, es müsse der Dichter sich den Stoff durch die Zeit in eine gewisse Form rücken lassen, ehe er an die Behandlung desselben gehe, so seien doch gerade seine Lieder von unsterblicher Wirkung nachweislich unter der Herrschaft des Momentes entstanden [1]. Storms Gedichte entstanden so. Sein „Oktoberlied" [2] ist ein solcher Ausfluß erster, heftigster Gefühlserregungen, die sich in dem Gedichte nicht nur in einer schwach rhythmisierten Form, in dipodischer Gliederung, in einfachem Strophenbau und wenig Reimschmuck ausdrückt, sondern die auch dem Stil durch Wortwiederholungen, Strophenwiederholung, Worthäufungen und Satzhäufungen den Stempel großer Bewegung aufprägt.

„. . . . .
Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!"

Hier wie in manchem anderen Gedichte Storms haben wir ganz überwiegend einen Stil, der auf einem erregten Gefühlsleben

---

[1]) Literatur=Blatt. 1854 S. 14. [2]) W. VIII. S. 191/192.

beruht; die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen, die aus der Phantasiebegabung des Dichters hervorgehen, sind in Gedichten, die in großer Gefühlserregung entstehen, nicht häufig. Ich nenne neben dem „Oktoberlied“ nur noch „Die Stadt“, „Elisabeth“, „Über die Haide“, „O süßes Nichtsthun“, überhaupt das meiste der Liebeslyrik. Ich glaube bemerken zu können, daß die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen, vor allem die, welche unserem Dichter weniger liegen, die metaphorische, die antithetische und gewisse Kühnheiten der epithetischen Apperzeptionsform, in Gedichten zu finden sind, die nicht eben in höchster Gefühlserregung, wie z. B. das „Oktoberlied“, entstanden sind. Einen ganz anderen Stil als dieses Gedicht zeigt z. B. der „Waldweg“ oder zeigt z. B. „Morgane“. Einmal herrscht ein Stil großer Erregung, zum andern treten statt der subjektiv ästhetischen die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen in den Vordergrund. Keineswegs soll behauptet werden, eine Anzahl der Gedichte sei in keinem gefühlsgesteigerten Schaffen entstanden. Nichts wäre falscher als darauf hinaus zu wollen. Aber das möchte ich betonen, ein Teil, ein allerdings nicht eben großer Teil, ist aus einer nicht gerade größten Gefühlserregung erwachsen. Das zu beweisen bedarf es gar keiner großen Untersuchung, das lehrt ein einfacher Hinweis auf ein Gedicht wie „Waldweg““ oder „Morgane“ und ein Hinweis auf das „Oktoberlied“. Ein Waldweg oder eine Luftspiegelung kann schlechterdings nicht so gefühlssteigernd wirken wie die Hauptereignisse in Storms Leben.

Stürmen die Gefühle nicht unaufhaltsam mit ihm davon, dann erscheinen die objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen, sogar die dem Dichter seiner ganzen Phantasieanlage nach selten gelingenden Metaphern und Antithesen. Wenn er recht bewegt ist, dann entfließen sie seiner Feder nicht oder nur vereinzelt; seine mangelhaft begabte kombinatorische Phantasie läßt Assoziationen nicht spielend kommen. Erst wenn bei weniger hoher Erregung die Gefühlsausbrüche weniger heftig sind, wenn der Dichter gleichsam Muße hat, die Entstehung des Gedichtes zu

überwachen, dann haben wir die Metapher und die Antithese, so gut sie Storm eben gelingen können.

Dann nur leistet er in den objektiv ästhetischen Apperzeptionsformen mehr, wenn sein reiches anschauliches Phantasiedenken seine Stilgestaltung unterstützt. Eine seiner anschaulichen Phantasie zu dankende, ausgeprägte Gegenständlichkeit in der Darstellung wird wirksam gehoben und belebt durch die beseelende Apperzeption und die epithetische Apperzeption.

Storm hat nur das gewollt, was er gekonnt hat. Bescheiden bleibt er ein Heimatdichter, er will nicht durch Größe und Weite der Ideen höheren Flug nehmen als er kann. Aber gerade in einer bewußten Bescheidung liegt auch seine Bedeutung. Er ist ein echter Lyriker, der nur gestaltet, was ihn bewegt und erregt. Er wird zu lyrischem Schaffen gedrängt. Gewolltes und Erdachtes findet sich in seiner Lyrik nicht, weder in den Inhalten noch im Stil, noch im Versbau. Einer Lyrik, die nur aus heftig bewegtem Innern quillt, wird sicher nicht die Norm der poetischen Bedeutsamkeit noch die Norm der Lebenswahrheit abzusprechen sein, die Norm der Harmonie des Gefühlsgehaltes wird auf das Schönste befolgt sein.

Lebenslauf.

Ich, Bruno Peyn, wurde am 8. Juni 1887 in Cuxhaven geboren als Sohn des Buchführers und Kassierers der Hamburgischen Staatsmarine zu Cuxhaven Carl Hermann Peyn. Ich bin evangelischer Konfession und hamburgischer Staatsangehörigkeit. Bis Ostern 1903 besuchte ich die Realabteilung der Höheren Staatsschule meiner Vaterstadt. Dann trat ich in die Oberrealschule auf der Uhlenhorst zu Hamburg ein. Ostern 1906 bestand ich die Reifeprüfung. Im April 1908 erwarb ich in Hannover durch eine Ergänzungsprüfung im Lateinischen das Reifezeugnis eines Realgymnasiums. Ich studierte deutsche und englische Philologie und Geschichte, von Ostern 1906 bis Michaelis 1907 in Tübingen, bis Michaelis 1908 in Berlin, von da ab in Marburg. Das Staatsexamen bestand ich im April 1911 in Marburg, das Examen rigorosum ebenda einige Wochen später am 17. Mai 1911. Seit dem 25. Juni 1911 bin ich als Kandidat des höheren Lehramts im hamburgischen Schuldienst tätig.

Meine akademischen Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten: Bohnenberger, Brandl, Delbrück, Elster, Fischer Franz, Götz, Glagau, Harnack, Jacob, Kornemann, R. M. Meyer, Mirbt, Natorp, Ohr, Pfleiderer, v. d. Ropp, Roethe, Sapper, Schmidt, Schmoller, Schofield, Schücking, Schwarz, Spieß, Spitta, Triepel, Viëtor, Vogt, Wilamowitz-Moellendorff, Wrede, Wenck, Zinkernagel.

Allen meinen Lehrern, besonders Herrn Professor Dr. E. Elster, der mir die Anregung zu vorliegender Arbeit gab, spreche ich meinen herzlichen Dank aus.